

dlv

Eileen Vincent

**CHARLES UND
PRISCILLA STUDD**

Vereint im Kampf für Christus

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1996

© 1992 by Eileen Vincent

Originaltitel »No Sacrifice too Great«

© der deutschen Ausgabe

1996 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielfefeld

Übersetzung: Hermann Grabe

Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-365-6

INHALT

Vorwort	9
0. Schluss mit dem Tändeln	11
1. Eine Erfolgsstory	14
2. Ein völlig neues Leben	17
3. In Eton	22
4. Herausgenommen	27
5. Zeit der Entscheidung	34
6. Ein selbstsicheres Geschlecht	40
7. Das Feuer ist entzündet	47
8. Lehrzeit in China	58
9. Was ist irdisches Gut?	71
10. Begegnung der Herzen	76
11. Die eigene Identität gefunden	86
12. Leiden mit den Armen in China	94
13. Dienst in den Vereinigten Staaten	106
14. Eine schöne Zeit in Indien	114
15. Mit Fünfzig noch nicht zu Ende	122
16. Priscilla ist einsam	131
17. Ein ununterbrochener Opfergang	135
18. Der Tod des eigenen Ichs	139
19. Gegen alle Wahrscheinlichkeit	147
20. Eine neue Priscilla	154
21. Es kostet viel, das Land zu betreten	160
22. Dunkle Tage in Kilo	169
23. Im Herzen Afrikas	178
24. Ein Brückenkopf	187

25. Eine Hand voll Segen und zwei voll Mühsal	194
26. Priscilla, die Hauptstütze	205
27. »Incoming friendly«	216
28. Viel Frucht	230
Wichtige Daten im Leben von C.T. Studd und Priscilla	234
Quellennachweis	236



Priscilla Studd

VORWORT

Komm, laß uns die verlorengegangene Seite des Christentums »K wieder aufrichten: den Heldenmut ... Christus selbst sagt: Willst du ein Drückeberger oder ein Kämpfer sein? Auf deine Knie, Kerl! Und an deine Bibel! Entscheide dich auf der Stelle! Die Zeit läuft davon! Hör' auf, Gott zu beleidigen! Was berätst du dich mit Fleisch und Blut! Laß dein lahmes Herumliegen und deine feigen Entschuldigungen! Melde dich als Freiwilliger! Lebe für Christus, sei ein Kämpfer, ein Mann Gottes, ein Hasardeur um Christi willen – und ein Held!«

Charles Studd, der diese Worte nicht nur geschrieben, sondern auch gelebt hat, war eine wandelnde Provokation. Wo er auftrat, löste er Empörung oder Begeisterung aus. Neutralität war in seiner Umgebung unmöglich. »Mich kümmert alles andere einen Dreck«, schrieb er einmal ziemlich am Ende seines Lebens, »außer der Verherrlichung Christi, dem Gehorsam gegen Gott und der Evangelisation der Welt.« Er gab keinen »Blechknopf« – wie er zu sagen pflegte – für die Meinung und Kritik seiner Umgebung, und das Problem Menschenfurcht schien für ihn nicht zu existieren.

Wenn die Christen vor etwa 100 Jahren bereits recht sauer auf die Überzeugungen und das Vorbild Charles Studds und seiner Frau Priscilla reagierten – die ihm an Entschiedenheit nicht nachstand – wieviel mehr werden die Christen unserer Zeit das Leben und die Prinzipien dieser Pioniermissionare für überspannt und exzentrisch halten.

In einer Christenheit, in der auch bibeltreue Evangelikale Kompromißbereitschaft, finanzielle Absicherung, geregelte Freizeit, Bequemlichkeit und einen bescheidenen Wohlstand auf ihre Prioritätenliste setzen, wirkt die radikale und konsequente Nachfolge, wie sie Charles und Priscilla vorgelebt haben, wie ein Paukenschlag gegen alles seichte Christsein. Ein international bekanntes Sport-Idol wie Studd, der um seines Glaubens willen auf eine glänzende Karriere verzichtete und dazu noch als 25jähriger junger Missionar in

China sein Erbe von umgerechnet etwa 7.000.000 DM verschenkte, um allein auf Gott zu vertrauen, paßt nicht in unser heutiges Bild von einem erfolgreichen Christen. So wird auch diese herausfordernde Biographie einerseits Kopfschütteln bewirken aber auch Sehnsucht nach einem glaubwürdigen, konsequenten Leben in der Nachfolge Jesu wecken – »ohne Theater, Firlefanzen und Träumerei«.

Der besondere Wert dieser neuen Biographie über Charles und Priscilla besteht aber darin, daß diese beiden Pioniere und Frontkämpfer auf den Missionsfeldern eben nicht als Übermenschen dargestellt werden, sondern mit Fehlern und Charakterschwächen wie wir alle. Dieses Buch verschweigt nicht die Ehe-, Familien- und Mitarbeiterprobleme, die Anfechtungen und Konflikte, die im Leben hingebener Männer und Frauen Gottes durch ihre Einseitigkeit, aber auch durch Überschätzung der eigenen Person und falsch verstandene Aussagen der Heiligen Schrift entstehen können. Doch genau das macht diese Biographie so wertvoll und hilfreich. Wir können aus den Fehlern und Schwächen dieses Ehepaares lernen – doch ihre restlose Hingabe und leidenschaftliche Liebe zu Jesus Christus sollten wir zum Vorbild nehmen.

Die Ewigkeit wird deutlich machen, wieviele Christen in aller Welt durch das Beispiel von Charles und Priscilla Studd motiviert worden sind, einem saft- und kraftlosen Christenleben den Abschied zu geben, um im Vertrauen auf Gott das Leben auf *eine* Karte zu setzen – die Verherrlichung Gottes und die Verbreitung des Evangeliums um jeden Preis. Gott schenke, daß auch dieses Buch dem einen großen Ziel Gottes in unserem Leben dient.

Wolfgang Bühne

EINFÜHRUNG

SCHLUSS MIT DEM TÄNDELN

Ein amerikanischer Zeitungskorrespondent war Zeuge, wie eine Stadt von den aufständischen Kommunisten eingenommen wurde. Als es überall brannte, schrieb er:

Heut steht Schanghai in Flammen,
Genau so brennt's in mir;
Denn kein Tod ist so wirklich,
Wie der in mir und dir.
Hier stirbt wer durch's MG,
Dort man aus Flammen schreit,
Doch meistens stirbt man peu à peu
Beim Tändeln durch die Zeit.

C.T. Studd gehörte jedenfalls nicht in die letztere Kategorie. Er sah hinter allem Tändeln einen noch tödlicheren Krieg mit unauslöschlichem Feuer und den ewigen Tod unzähliger Menschen. Vor seinem geistigen Auge standen die Verlorenen, die in der Hölle brannten. Da konnte er nicht still sitzen und nichts tun.

C.T. Studds Geschichte ist überaus aktuell. Die Flammen der Hölle züngeln durch die Ritzen unseres gesellschaftlichen Parketts. Dieses Feuer wird nicht mit einer Stadt zufrieden sein. Die ganze Welt ist in Gefahr.

Dieses Buch wurde geschrieben, um die Christen von heute zu drängen, auf den verzweifelten Schrei derer zu antworten, die ohne Christus leben. Dein nächster Nachbar braucht genauso nötig wie irgendein verlorener Stamm im Urwald den Herrn, den du kennst.

Der Teufel hat wenig Interesse an den Wiedergeborenen als solchen, im höchsten Maße aber sind ihm Leute ärgerlich, die Seelen zu gewinnen suchen und damit gegen sein Reich ankämpfen.

Solche Christen wird der Satan stets daran hindern wollen, aktiv zu werden. Er wird nichts unversucht lassen, sie mit allem Möglichen zu beschäftigen oder ihnen Schwierigkeiten zu bereiten, um sie unbrauchbar zu machen. Gegen den sonntäglichen Gottesdienst hat er dann nichts einzuwenden.

Das Leben des Durchschnittschrists ist zweigeteilt. Da gibt es erstens das »normale« tägliche Leben und dann den viel kleineren »geistlichen« Bereich. Dieser ist oftmals auf ganz kurze Augenblicke zusammengeschrumpft und tangiert den anderen Teil, der von handfesten weltlichen Angewohnheiten und Interessen bestimmt wird, kaum.

Als C.T. Studd Gott wirklich begegnet war, hörte sein Doppelleben sofort auf. Von jenem Tag an gehörte er nur noch Jesus. Kein Opfer war ihm zu groß. Sein normales tägliches Leben galt nicht mehr ihm selbst. Mit all seinen Kräften und Gaben diente er Gott. So sagte er: »Wenn Jesus Christus Gott ist und für mich starb, dann kann mir kein Opfer für Ihn zu groß sein.«

Möge die Geschichte von Charles Studd und Priscilla Ihre Herzen zu dem gleichen Eifer und der gleichen Opferbereitschaft anspornen, so daß vor dem Wiederkommen Jesu eine reiche Ernte eingefahren wird! Die Mächte der Finsternis werden zurückgedrängt, wenn wir als entschiedene Kämpfer Christi den Fußstapfen dieser Streiter Christi folgen.

Wir leben in entscheidenden Tagen. Es ist wichtig, daß die Kirche aus ihrer Trägheit erwacht und sich durch die Kraft des Geistes neu ausrüsten läßt, um mit Hingabe tapfer das Evangelium zu verkünden. Glaubenseifer und geistgewirkter Mut in der frühen Kirche ließ sie zu ihrer Zeit »explodieren«. Das Handeln Gottes hat sich nicht gewandelt. Möge Sein Geist unsere Herzen entzünden und unsere Zunge lösen! Die Kirche hat heute mehr Vorbilder und Lernmöglichkeiten als alle vorangegangenen Geschlechter. Wir können uns nicht dumm stellen. Wir brauchen nicht auf mehr Erkenntnis zu warten. Gott will unseren Gehorsam.

Die Lebensbilder von Charles und Priscilla sind eine scharfe Anklage gegen die gläubige evangelikale Kirche, wo man peu à peu

die Menschen sterben läßt. Wir wollen mit dem Tändeln aufhören
– auch im geistlichen Bereich – und mit der Arbeit beginnen.

Eileen Vincent

KAPITEL 1

EINE ERFOLGSSTORY

Etwas Unglaubliches muß ihn ergriffen haben. Was, um alles in der Welt, konnte einen wohlhabenden jungen Mann dazu bringen, in den Tiefen Chinas zu verschwinden und später mit seiner unbeugsamen Frau und vier Töchtern nach Indien zu gehen? Und als sei das noch nicht genug, verließ er nach mehr als dreißigjährigen unermüdlich rastlosen Dienst für Jesus seine Frau, um in den Urwäldern Zentralafrikas Pionierarbeit zu leisten.

Damals war er schon dreiundfünfzig Jahre alt. Um allem die Krone aufzusetzen, gründete er mit eben dieser unerschrockenen Frau eine weltweite Mission, die heute noch besteht und die Enden der Erde erreicht.

Charles Thomas Studd kam am 2. Dezember 1860 unter der Regierung Königin Victorias in einer wohlhabenden Familie zur Welt. Dieser Mann, dessen Name berühmt wurde und dessen Leistungen im Kricketspiel ihn zu einem Nationalhelden machten, wuchs in der sprichwörtlichen Sicherheit des viktorianischen Landadels auf.

In unserem Zeitalter dauernden Wechsels und weltweiter Verflechtungen fällt es uns schwer, eine Zeit zu begreifen, in der alles immer so blieb, wie es war. Der Reiche war reich, und der Arme war arm. Die Begehrlichkeit scheint unbekannt gewesen zu sein. Seinen Platz im Leben erkannte fast jeder fraglos an, und man wurde sorgfältig auf ihn hin erzogen. Töchter wurden Hausmädchen und Jungen erlernten ein Handwerk – oder sie gingen nach Eton und von dort nach »Oxbridge« und wurden feine Herren.

Eduard Studd, Charles' Vater, war ein kluger, unternehmungslustiger Mann, der mehr Geld verdient hatte, als er zu seinem Glück brauchte. Er besaß zwei Indigo-Plantagen in Bihar, Nordindien. Mit Indigo war gutes Geld zu verdienen, weil es sonst keine blaue Wäschefarbe auf der Welt gab.

Nach dem Tod seiner jungen Frau traf er Dora Thomas aus einer gut situierten Familie in Bedfordshire. Er heiratete sie dort im Jahre 1856. Nun begann ein neues Leben, das großzügig durch seinen indischen Reichtum finanziert wurde. Am Ende siedelte die Familie nach Tedworth House, in Wiltshire über, einem großartigen und geräumigen Landschloß aus König Georges Zeiten mit einem dazu passenden Park, groß genug für eine Pferderennbahn und einen Cricketplatz. Vier Söhne wurden hier geboren, die, sobald sie dazu in der Lage waren, auf dem Sattel angeschnallt wurden, um ihrem Vater bei seinem Hauptvergnügen Gesellschaft zu leisten. Pferde waren seine Leidenschaft. Er verbrachte seine Zeit mit der Zucht und dem Zureiten der Pferde, mit Jagden und mit Pferderennen. Sein neuer Besitz eröffnete ihm weite Möglichkeiten, um seinen sportlichen Interessen zu frönen. Mit der Absicht, das »Grand National« zu gewinnen, baute er ein Gestüt mit zwanzig Pferden auf. Und 1886 kam sein Pferd Salamander als erstes ins Ziel. Er hatte den Gipfelpunkt aller Rennerfolge erreicht, und er feierte diesen Tag ganz groß.

Welch ein glücklicher Mensch muß Eduard Studd gewesen sein! Er hatte jetzt sieben Kinder – sechs Söhne und eine Tochter. Charles war der dritte Sohn. Es war, als fehlte es Eduard an nichts. Er genoß das beneidenswerte Leben eines reichen Landbesitzers, umgeben von seinen Kindern, die aufwuchsen, indem sie nichts als Überfluß, Luxus und Vergnügen kannten. Eduard war ein enthusiastischer Mensch und genoß sein Leben in vollen Zügen.

Im zarten Alter von sieben Jahren kam Charles mit seinen zwei älteren Brüdern in eine private Vorschule, und von dort ging es nach Eton, der Wiege der englischen Aristokratie.

Kirchgang war ein Teil des Schullebens, eine Formalität, die selten hinterfragt wurde. Die Religion erregte die Gemüter nicht, man ließ sie über sich ergehen. Charles sagte später, wenn er an seine Kindheit zurückdachte: »Für gewöhnlich hielt ich die Religion für eine Sonntagsangelegenheit, wie mein Sonntagszeug, das ich am Montagmorgen wegpackte. Wir Jungen wurden zu regelmäßigem Kirchgang angehalten. Und obwohl wir irgendwie religiös waren,

bedeutete es uns sehr wenig. Religion war ungefähr so wie Zahnschmerzen. Wir waren immer traurig, wenn es Sonntag wurde und wurden erst am Montag wieder froh. Der Sabbat war der langweiligste Tag der ganzen Woche; aber natürlich nur deshalb, weil wir die Religion am falschen Ende zu fassen hatten.«

Nun aber sollte die drei Etonschüler bald ein ungeheurer Schock treffen; denn das Leben in Tedworth House hatte eine völlig andere Richtung eingeschlagen, seit sich Eduard Studd von ganzem Herzen bekehrt hatte. Der aufs Wetten versessene Rennstallbesitzer wurde ein glühender, seelengewinnender Christ. Etwas Umwälzenderes konnte es im Leben dieser Kinder nicht geben!

Eduard Studd war nun sechsundfünfzig. Sein Haar fing an, grau zu werden; aber seine Augen blickten noch direkt und klar unter den buschigen Augenbrauen hervor. Tage, Wochen, Monate, Jahre – ein Lebensalter war verflossen, bis zum Rand gefüllt mit Befriedigung. Zeit und Energie hatten unermüdlich den jeweiligen Vergnügungen gegolten. Im Sommer war es Cricket, entweder er spielte selbst, oder er besuchte Spiele oder er führte Turniere durch. Das war so schlimm, daß Dora meinte, der Garten werde sträflich vernachlässigt, weil die Gärtner während der Ferien dauernd nur den Cricketplatz für die Jungen herrichten mußten.

Dann waren da die Pferde, die trainiert werden mußten, und im Winter gab es den Nervenkitzel der Jagd. Eduards Besuche in Tattersalls, dem berühmten Treffpunkt aller Pferdefreunde, waren so häufig, daß er in London – Hyde Park Gardens 2 – ein schönes, am Park gelegenes Haus in viktorianischem Stil kaufte, um diesen Zeitvertreib noch amüsanter zu machen. Man sollte meinen, Eduards Lebensstil, so angenehm aufgeteilt in Land-, Stadt- und Familienleben, hätte absolut keine Berührung gehabt mit den »Missionen«. So nannte man die Zusammenkünfte, die der amerikanische Evangelist D.L. Moody mit dem Sänger Ira D. Sankey an vielen Orten auf den britischen Inseln abhielt. Dem war aber nicht so.

KAPITEL 2

EIN VÖLLIG NEUES LEBEN

Eduard hatte einen alten Freund, Mr. Vincent, dem eine benachbarte Farm in Indien gehörte. Dieser war in Dublin hängengeblieben, weil er das Schiff verpaßt hatte, das ihn von dem Punchestown-Rennen wieder nach Hause bringen sollte. Ihm blieb nichts übrig, als in sein Hotel zurückzukehren. Den freien Abend vor sich, beschloß er, ins Theater zu gehen. Im ersten, das er fand, wurden Moody und Sankey angekündigt. Weil er diese Namen nicht kannte, wollte er, neugierig geworden, sehen, was die beiden zu bieten hatten.

Es dauerte nicht lange, bis Mr. Vincent begriff, daß er in eine religiöse Veranstaltung geraten war. Der Raum war rappellvoll. »Das müssen bekannte Prediger sein«, dachte er. Auf der Bühne stand Sankey und sang ein altes, heute wenig gesungenes Lied. Ohne sich klar zu werden, warum, hing Vincent an seinen Lippen. Und obwohl er sich in dieser ungewohnten Umgebung gar nicht wohlfühlte, mußte er dableiben.

Als der Sänger sich gesetzt hatte, stand Moody auf. Nach der Predigt sah Mr. Vincent, wie ein Strom von Menschen in einen Raum ging, in dem sie eine Aussprache haben konnten. Nein, das war nichts für ihn. Er wandte sich um und ging mit der drängelnden Menge nach draußen.

Seltsam. Am nächsten Tag versuchte er gar nicht erst nach Hause zu kommen, sondern lauschte abends wieder der Predigt. Wir wissen nicht, wie lange es dauerte, bis er Dublin verließ, jedoch nicht, ohne eine lebensverändernde Entscheidung getroffen zu haben.

Als die Einladung, zu Jesus zu kommen, erklungen war, reihte er sich, vom Heiligen Geist überwunden, bei denen ein, die eine Aussprache wünschten. D.L. Moody, der keine Zeit für langatmige

Gespräche hatte, sagte: »Mr. Vincent, glauben Sie, daß Jesus Christus für Sie gestorben ist?« »Ja«, antwortete er. »Dann danken Sie Ihm!« Er tat es und verließ Dublin als ein veränderter Mann.

Als Moody und seine Begleiter umherreisten, füllte ihre Wirksamkeit die Zeitungen. Die größten Hallen im Lande waren zu klein. Reiche und Arme, Junge und Alte strömten in die Versammlungen und wurden ergriffen von der einfachen Predigt Moodys und von der mächtigen Botschaft der Lieder Sankeys.

Das größte Problem, der Menschenandrang, wurde von Moody dadurch gelöst, daß er besondere Hallen errichtete, in die 5000 Menschen paßten. Diese Hallen, eher Zelte, wurden an passenden Stellen in London aufgestellt, im ganzen waren es elf Stück. Moody sprach zwei-, drei-, ja mitunter viermal täglich vor vollgestopften Sälen. So haben im ganzen mehr als zwei Millionen Menschen ihn gehört.

Offensichtlich erregten solche Vorkommnisse die Pressekommentatoren, die allerdings nicht immer freundlich darüber berichteten. Eduard Studd muß auch solche Berichte gelesen haben und mag sich im Stillen über all das amüsiert haben. Einmal bemerkte er: »Ich würde den Menschen gern selbst einmal hören, wenn er nach London kommt. Irgend etwas Gutes muß an ihm sein.«

Zurück in London setzte Mr. Vincent sein neues geistliches Leben fort. Häufig besuchte er die Moody-Sankey-Veranstaltungen, die jetzt im Drury-Lane-Theater stattfanden.

Etwas um diese Zeit erhielt Mr. Vincent einen Brief von seinem alten Freund Eduard Studd, der ihm eine ganz besondere Neuigkeit mitteilen wollte. Eduard hatte ein neues Pferd gekauft, das beste, das er je besessen hatte. Das sollte nun zu einem wichtigen Rennen antreten. Er war so sicher, daß es auch gewinnen würde, daß er ihm schrieb: »Wenn Du klug bist, kommst Du zu dem Rennen und setzt jeden Penny, den Du entbehren kannst, auf mein Pferd.«

Die zwei Freunde verabredeten ein Treffen in London, sobald Eduard geschäftlich in Tattersalls zu tun hätte. Als sie zusammen ausgingen, wandte sich Eduard an seinen Freund und fragte: »Wieviel hast du auf mein Pferd gesetzt?« Mr. Vincent antwortete:

»Nichts!« Eduard konnte es nicht fassen. »Mensch, du bist der größte Dummkopf, den ich je gesehen habe. Sagte ich dir nicht, daß ich gewinne? Na, einerlei – obwohl du ein Dummkopf bist, lade ich dich zum Abendessen ein.«

Sie gingen nach Hyde Park Gardens 2 und aßen zusammen. Eduard war in Gönnerlaune und sagte: »Wo sollen wir den Abend verbringen? Du kannst es dir aussuchen.« »Was hältst du von Drury Lane?« fragte Mr. Vincent. »Was? Da sind doch jetzt diese Prediger, und es ist nicht einmal Sonntag. Such dir ein Theater oder Konzert aus.«

«Hast du nicht gesagt, ich könnte es mir aussuchen? Komm mit, wir gehen nach Drury Lane.«

Eduard, gewohnt, sein Wort zu halten, willigte gutmütig ein. Als sie aber zum Theater kamen, gab es doch vieles, was sie abschrecken konnte. Alles war voll und draußen gab es ein großes Gewühl von all denen, die noch hinein wollten. Schnell kritzelte Mr. Vincent auf seine Visitenkarte eine Botschaft an die Organisatoren und schickte einen Diener damit los: »Ich habe einen reichen Sportsfreund mitgebracht und werde nie wieder die Gelegenheit haben, ihn hierher zu bringen, wenn wir heute keine Plätze bekommen.«

Es klappte. Der Diener kam zurück und brachte sie durch eine Seitentür hinein. Gleich darauf wurden sie in die erste Reihe, genau vor Moodys Nase gesetzt. Eduard sah Moody an und ließ ihn nicht wieder aus den Augen. Und Moodys Worte brannten sich in Eduards Herz ein. Als sie gingen, sagte er: »Den Mann will ich wieder hören.«

Eduards Bekehrung war total. Er wollte seinem Erlöser mit dem gleichen leidenschaftlichen Eifer folgen wie er bisher, in den vergangenen sechsundfünfzig Jahren, hinter den Pferden und hinter seinem Vergnügen her war. Der Christ Eduard Studd war derselbe resolute gerade Charakter, der er vorher gewesen war. Nicht nur seinen Freund, Mr. Vincent, nannte er einen Narren, sondern sich selbst auch, wenn er der Versuchung widerstanden hatte, Wetten auf ein Rennpferd abzuschließen.

Weil er mutig alles ergriff, was zu seinem neuen Heil gehörte, wich er auch keiner Änderung aus, die ihm dadurch nötig zu wer-

den schien. Seine gerade Haltung erlaubte keine Kompromisse in seinem Christenleben. Er wußte, er konnte sein Leben nicht wie bisher fortsetzen und suchte darum Mr. Moody auf, um die Sache ein für allemal zu regeln. »Nun bin ich Christ. Muß ich da Partys, Pferderennen, das Schießen und Jagen und das Theater aufgeben?« Moody antwortete mit der gleichen Deutlichkeit: »Pferderennen bedeutet Wetten, und Wetten bedeutet um Geld spielen, und dafür ist im Christenleben kein Platz. Und die anderen Dinge? Sie können machen, was Sie wollen; aber ich sage Ihnen, wenn Sie erst jemand für Jesus Christus gewonnen haben, werden Sie an all dem anderen kein Interesse mehr finden.«

Eduard prüfte die Wahrheit dieser Worte. Die durch die Moody-Sankey-Mission bewirkte Erneuerung fuhr wie ein Hurrikan durch Tedworth House. Als ein Gast bemerkte, Mr. Studd sei wohl religiös geworden, erwiderte der Droschkenfahrer treffend: »Jawohl, mein Herr, ich verstehe nicht viel davon. Alles, was ich sagen kann, ist, daß die Haut wohl noch dieselbe ist; aber es steckt ein ganz neuer Mensch darin.«

Getreulich gab Eduard das Evangelium an seine Familie weiter. Leider verstand er nichts von Diplomatie. Bei jeder Gelegenheit fiel er mit der Tür ins Haus. »Bist du errettet? Wenn nicht, kommst du in die Hölle, und die ist tief!« Sein Schwager George bekam es auch zu hören, noch dazu ziemlich unsanft. Die Tür wurde hinter Eduard zugeschlagen, und man lud ihn nie wieder ein. Herbert, einer der jüngeren Söhne, begleitete seinen Vater zu den Ställen, als Eduard quer über den Rasen den Gärtner anrief: »Giles, sind Sie errettet?« Verlegenheit und Unwillen erfüllten das Herz des jungen Mannes. Und noch sechzig Jahre später, als er diese Geschichte erzählte, schwang etwas von diesen Gefühlen in seiner Stimme mit.

Dora muß sich oft gefragt haben, wie das noch einmal enden soll. Eduard gab alle Rennsportinteressen auf und verkaufte alle Pferde, nur für jeden Sohn behielt er eins. Er öffnete Tedworth House für das ganze Dorf, damit ja alle das Evangelium hören könnten. Er pflegte in der Gegend umher zu reiten, um Arme wie auch Reiche einzuladen, um die Prediger zu hören, die er aus London holte. Die

Möbel in Tedworth House wurden durch Bänke ersetzt, auf denen sich Reihe um Reihe die Versammelten drängten. Sie saßen noch auf den Treppenstufen und hingen oben über dem Geländer. Charles und seine Brüder erfuhren von all diesen erstaunlichen Dingen nichts. Das Leben in Eton ging seinen gewohnten Gang, während Eduard Moody nachreiste und soviele er konnte, hinbrachte, damit sie ihn hören möchten.

Eduard Studd blieb ein solcher Eiferer bis zum Tag seines Todes. Da sagte man zurecht: »Er hat in den zwei kurzen Jahren seines Christenlebens mehr zuwege gebracht als andere in zwanzig.« Selbst die Art, wie er starb, setzt diesem tapferen Mann einen passenden Grabstein: Eines Abends, auf dem Wege zu einer Moody-Versammlung fiel ihm plötzlich ein, daß er einen Pferdeknecht vergessen hatte, abzuholen. Während er dem Kutscher sagte, er solle weiterfahren, sprang er ab und lief den ganzen Weg zurück. Dabei verletzte er sich so schwer an seinem Bein, daß er an den Folgen starb. Sein letztes Werk war selbstloser Dienst. Bis zum Ende seines Lebens war er ein furchtloser Zeuge, und unbewußt setzte er seinen Söhnen einen überaus hohen Maßstab.

KAPITEL 3

IN ETON

Im Jahre 1877, in dem sich ihr Vater bekehrt hatte, waren Charles und seine Brüder von einer völlig anderen Art von Aufregung ergriffen. Alle drei hatten die Ehre, zusammen in der Eton Cricketmannschaft spielen zu dürfen. Das hatte es vorher noch nie gegeben.

Als sie einen Brief ihres Vaters erhielten, in dem er sie einlud, sich mit ihm in London zu treffen, meinten sie, er lade sie ins Theater ein. Die Überraschung war gewaltig, hatte doch ihr Vater nur eine große Passion: Seine Söhne sollten errettet werden. So brachte er sie dazu, Moody zu hören. Sie hatten zwar noch nie erlebt, daß junge Leute außer sonntags zu religiösen Veranstaltungen gingen, doch mußten sie zugeben, daß alles sehr interessant war.

Seine Söhne kehrten zur Schule zurück und die Angelegenheit ruhte, solange sie da waren. Nach Semesterschluß kehrten sie nach Wiltshire und Tedworth House zurück. Charles war jetzt sechzehn und seine Brüder ungefähr siebzehn und achtzehn Jahre alt. Die drei wurden oft nur mit ihren Initialen angeführt. Kynaston J.E.K., war der Älteste und auf George, G.B., folgte Charles, bekannt als C.T.

Diese jungen Männer, die nie etwas anderes als Luxus kennengelernt hatten, wurden wieder in den Schoß der Familie aufgenommen. Das ganze Haus quoll über von Geschäftigkeit. Die Jüngeren waren überglücklich, ihre großen Brüder wieder zu sehen. Diese waren lustig und stets bereit, zum Vergnügen der Jüngeren ihr überragendes Können im Sattel und auf dem Cricketfeld zu demonstrieren. Dora lächelte. Sie genoß ihre Kinder. Was für prächtige junge Leute waren sie!

Das Heim, sei es ein Herrenhaus oder ein Schuppen, ist den Kindern immer recht. So glaube ich kaum, daß die Großartigkeit

von Tedworth House an sich dem jungen C.T. besonderen Eindruck machte. Vornehme breite Stufen führten vom Garten zu dem geschmackvollen Eingang im griechischen Stil, der von vier Säulen umrahmt war. Drinnen öffnete sich ein kleinerer Vorraum zu der großen Halle, in der sich eine anmutige, feingearbeitete Treppe von einem prächtigen Balkon herabschwang, der ringsum das erste Stockwerk umgab. Von der Halle aus gelangte man in den wohlproportionierten Salon. Das Sonnenlicht flutete durch die hohen Fenster. Überall waren dienstbare Geister mit Fegen und Staubwischen beschäftigt, um das kostbare Mobiliar und die Kunstgegenstände zu pflegen, die damals zu einem so eleganten Haus gehörten.

Mit sechzehn Jahren interessierte sich Charles höchstwahrscheinlich mehr, welche sportlichen Leistungen er erzielte, als daß er die Landschaft, die wunderbaren Gärten und Rasenanlagen rings um das Haus bewundert hätte – doch glaube ich, daß diese Eindrücke ihm als schöne Erinnerungen blieben.

Einige Jahre später erzählte C.T. einer Gruppe von jungen Leuten von seiner Rückkehr nach Tedworth in die Ferien und von seinem Erstaunen über die Veränderung seines Vaters. »Wir konnten nicht begreifen, was über ihn gekommen war. Immerzu sagte er, er sei »wiedergeboren«, und abends kam er dann in mein Zimmer und begann, über meine Seele zu reden. Dauernd fragte er mich, ob ich errettet sei. Schließlich kam ich auf die Idee, mich schlafend zu stellen, sobald ich ihn kommen hörte. Jedermann im Haus führte ein Hundeleben, bis er bekehrt war. Seine Aufdringlichkeit machte, daß wir ihn mieden. Sobald wir ihn erblickten, versuchten wir uns zu verdrücken.«

Ein Jahr später waren Charles und seine Brüder wieder zu Hause. Ihr Vater hatte sein Versammlungsprogramm in Tedworth House beibehalten. Und zweifellos hatte er die Bekehrung seiner Söhne im Sinn, als er zwei junge Leute für jenes Wochenende eingeladen hatte, die am Sonntag predigen sollten. Leider machte der eine von ihnen, Mr. Wetherby, überhaupt keinen Eindruck auf diese tüchtigen und begabten Söhne Eduards. Der arme Mensch konnte kaum reiten und beim Cricket brachte er auch nichts zustande.

Nichtsdestoweniger hatte er seine Qualitäten. An jenem Nachmittag brachte er jeden einzelnen dieser jungen Männer dazu, ihr Leben Christus zu übergeben. C.T. sagte Jahre später:

»Als ich hinausgehen und Kricket spielen wollte, kriegte er mich unversehens zu fassen und fragte mich: ›Sind Sie ein Christ?‹

Ich sagte: ›Was Sie einen Christen nennen würden, das bin ich wohl nicht. Ich glaube aber an Jesus Christus, seit ich denken kann. Selbstverständlich glaube ich auch an die Kirche.‹

Ich dachte, wenn ich ihm kurz und bündig antworte, kann ich ihn am ehesten loswerden, aber er klebte wie eine Klette an mir und sagte: ›Sehen Sie, also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe. Glauben Sie, daß Jesus Christus starb?‹

›Ja.‹

›Glauben Sie, daß er für Sie starb?‹

›Ja.‹

›Glauben Sie auch die andere Hälfte des Verses ... sondern ewiges Leben habe?‹

›Nein‹, sagte ich, ›das glaube ich nicht.‹

Er antwortete: ›Nun, sehen Sie nicht, daß Ihre Meinung Gott widerspricht? Entweder Gott oder Sie sagen nicht die Wahrheit; denn sie widersprechen einander. Was meinen Sie, ist Gott ein Lügner?‹

›Nein‹, sagte ich.

›Naja, sind Sie dann nicht inkonsequent, wenn Sie die eine Hälfte des Verses glauben und die andere nicht?‹

›Im Grunde schon.‹

›Ja‹, sagte er, ›sind Sie immer so inkonsequent?‹

›Nein‹, sagte ich, ›ich denke, gewöhnlich nicht.‹

›Wollen Sie jetzt auch konsequent sein?‹

Ich merkte, daß er mich in die Ecke gedrängt hatte und dachte, ich könnte kein bißchen Selbstachtung mehr haben, wenn ich diesen Raum verließ, ohne Konsequenzen gezogen zu haben. So

sagte ich, ich wolle konsequent sein. »Nun, verstehen Sie nicht, daß das ewige Leben ein Geschenk ist? Wenn jemand Ihnen zu Weihnachten etwas schenkt, was machen Sie dann?«

»Ich nehme es an und bedanke mich.«

»Wollen Sie Gott für diese Gabe danken?«

Dann ging ich auf meine Knie, um Gott zu danken. Und sofort danach kamen Freude und Frieden in mein Herz. Da wußte ich, daß ich von neuem geboren war und die Bibel, bisher sehr trocken für mich, wurde mir alles.«

C.T.s Bekehrung begann nicht wie ein hell brennendes Feuer. Er ging nach Eton zurück, ohne irgendeinem Menschen von seinem Glaubensschritt gesagt zu haben. Obwohl Mr. Wetherby, der junge Besucher, das Vorrecht hatte, Charles zu Christus zu führen, wußte Charles, daß er seine Bekehrung den Gebeten und den Bemühungen seines Vaters verdankte. Heimlich bewunderte er ihn. Sein eigener Vater war der glaubwürdigste Christ, dem er je begegnet war.

Nur wenige Tage waren vergangen, als Dora und Eduard diese wunderbar aufregende Post erhielten: »Lieber Vater, ich hätte es Dir sagen sollen. Als Mr. Wetherby da war, habe ich Christus in mein Leben hereingelassen.« Nicht nur C.T. schrieb so. Auch seine zwei Brüder griffen zu Papier und Feder und bekannten einzeln ihren Glauben. Alle Geheimnisse kamen ans Licht, als Eduard einen gemeinsamen Brief an seine Söhne schrieb. Nun wußten alle, daß der junge Mann tüchtiger war als sie gedacht hatten.

Ganz gewiß erfordert es mehr Mut und Talent, ein guter Zeuge zu sein, als auf dem Cricketfeld zu glänzen. Das war eine Lektion, an der Charles einige Jahre zu lernen hatte.

Sofort begannen die drei Etonboys ein gemeinsames Bibelstudium, das Kynaston leitete. Er erwies sich als treuer Jünger Christi und als bleibend gutes Vorbild für seine Brüder.

Charles hielt an seinem Christsein fest, wenn auch das Cricketspiel seine Hauptleidenschaft blieb. Wie sein Vater konnte er nur eingleisig denken. Wenn er Cricket spielen sollte, dann mußte er es gut machen. So gab er seine besten Stunden für das Spielen und

intensives Training hin. Nicht zufällig wurde er 1879 nach den Turnieren von Eton und Harrow als »unvergleichlicher« und »bester Kricketspieler« bezeichnet. In diesem Jahr war er Mannschaftskapitän.

Als er die Schule verließ, schrieb sein Tutor über ihn: »Vielleicht hätte er fleißiger sein können, aber das wäre viel verlangt von einem Kapitän, und er hat allen, die unter seinen Einfluß kamen, manches Gute getan. Ich denke, das Geheimnis und der Charme seines Wesens liegt darin, daß er mehr an andere, als an sich selbst denkt.«

Nachdem die Schule abgeschlossen war, lag ein neuer Lebensabschnitt vor ihm.

KAPITEL 4

HERAUSGENOMMEN

Nahezu automatisch führte der Weg von Eton nach Cambridge und ans Trinity College. C.T. Studds Cricketruhm ging ihm voraus, und so kam er sofort in die Universitätsmannschaft und spielte dort in den nächsten sechs Jahren. 1882 gehörte er zu der Elf, die in einem äußerst spannenden Spiel die bis dahin ungeschlagenen Australier besiegte. Über Nacht kannte ihn die ganze Nation. Alle drei Studds gehörten zur Siegermannschaft und C.T. tat sich als überragender Schlagmann hervor. Nie zuvor waren drei Brüder in einer Mannschaft gewesen und noch dazu als hervorragende Spieler. Die Zeitschrift »Punch« war es, die die drei den »Studd-set« nannte. Ein gewisser Bankier trug ein Hemd, auf dem die drei Studds mit ihren Initialen in Gold gestickt waren. Wer am Tag die meisten Punkte gemacht hatte, durfte abends obenan sitzen. Die drei Brüder stellten in Cambridge einen Rekord darin auf, der nie wieder erreicht wurde und nacheinander waren sie alle Mannschaftskapitäne.

Man kann nicht über C.T. Studd reden, ohne das Cricket zu erwähnen. Es war seine alles verzehrende Leidenschaft. Durch seine Erfolge auf dem Rasen wurde er zum Nationalhelden. Ob Jung, ob Alt, alle priesen sie seine großartigen Vorstellungen und feierten in jedem Bericht sein unerreichtes Talent. C.T. genoß, wie jeder Mensch, diesen Applaus der ganzen Nation und kostete ihn nach Herzenslust aus. Zeitungen, Cricketjournale und einflußreiche Persönlichkeiten sangen sein Lob. Hier war einmal ein junger Engländer mit außergewöhnlicher Begabung sowohl als Schlagmann, als auch Werfer und Feldspieler.

In Lillywhites Annual konnte man damals lesen:

»C.T. Studd muß die Spitzenposition unter den Schlagleuten von 1882 eingeräumt werden. Es dürfte sicher schwierig sein, etwas

Vergleichbares zu finden für die drei tollen Schläge dieses jungen Kricketspielers gegen die besten Werfer der Welt – und für diese Dreipunktschläge gegen Australien und die Players.«

1883 wurde C.T. zum zweitenmal in Folge als der beste Allround-Kricketspieler ausgezeichnet. »Es sind schon einige Jahre vergangen, seit dieser Posten von einem Spieler eingenommen wurde, der in allen Teilen des Spiels so exzellent agieren kann«, berichtete ein damaliger Kricketkommentator, Dr. W.G. Grace. Der bekannte Kricketkenner jener Tage sagte von C.T.: »Er ist das herausragende Mitglied einer berühmten Kricket-Familie und hatte zwischen 1881 und 1884 kaum einen, der ihn als Allroundspieler übertraf.«

Eine Karriere als Kricketspieler war unvermeidlich. Seine Brillanz brachte ihn nach Australien, um für England zu spielen. Und als ausgezeichnete »Allrounder« nahm er an vielen hochkarätigen Spielen teil.

Wie wirkte sich das aber auf sein geistliches Leben aus? Ein Mensch kann nicht zwei Herren dienen. Die »Missionen« von Moody und Sankey wurden überall in England fortgesetzt und hinterließen an allen Orten Spuren starker geistlicher Wirksamkeit, aber Charles blieb davon unberührt. Während er mit dem MCC in Australien seinen Ruhm genoß und den Pokal zurückgewann, kam Moody nach Cambridge, wo er eine große Bewegung hervorrief. Charles' Bruder Kynaston war Vorsitzender des Organisationskomitees. Er war der geeignete Mann dafür, ein Christ von ganzem Herzen, der nie davor zurückschreckte, seinen Kommilitonen davon zu sagen, daß sie Jesus nötig hätten. Jeder Student erhielt eine mit J.E.K. Studd unterzeichnete Einladung zu den Missionsversammlungen.

Als C.T. aus Australien zurückgekehrt war, begegnete er vielen veränderten Leuten und einer vom Heiligen Geist geprägten Atmosphäre. In verschiedenen Colleges gab es Gebetsgruppen, und einige tüchtige junge Männer sprachen davon, Missionare werden zu wollen. Sein Bruder stand im Zentrum dieser Erweckung. Er traf sich täglich in seinem Zimmer mit Stanley P. Smith zum Gebet. Zweifellos beteten sie auch für C.T.; aber sie hätten nicht im Traum

daran denken können, daß dieser schon in ein paar Jahren mit Stanley Smith und den »Cambridge Sieben«, wie man sie später nannte, nach Indien fahren würde. Sechs Jahre lang verharrte Charles in einem Zustand »beachtlicher« Gleichgültigkeit. Er lebte dem Krikket, und nicht für Christus.

C.T. war ein ungemein beliebter Mensch. Wie sein Tutor in Eton bemerkt hatte, war er charmant und hatte ein Herz für andere. Sein ausgeprägter Sinn für Humor und seine fröhliche Art ließen ihn zum Mittelpunkt des vergnüglichen Collegenlebens werden. Sein gutes Aussehen, seine staunenswerten sportlichen Fähigkeiten und seine Größe machten es unmöglich, ihn zu übersehen.

Während dieser ganzen Zeit blieb sein geistliches Leben auf einem sehr niedrigen Niveau und er sagte von sich selbst, er hätte damals keine Lust gehabt, mit anderen ums Klavier zu stehen, »Sankeys« zu singen und Bibelstunden zu besuchen. Gelegentlich besuchte er die täglichen Gebetstreffen und war auch sonst als Christ bekannt, sogar soweit, daß er bereitwillig den neuen Studenten Einladungen zu den christlichen Collegenaktivitäten austeilte. Seine Studienjahre brachten ihm Erfolg und Ruhm; aber dem eigentlichen Ziel seines Lebens nicht näher. Er wich den wahren geistlichen Forderungen aus und führte niemand zu Christus. Später sagte er von diesen Jahren: »Anstatt hinzugehen und anderen von der Liebe Christi zu sagen, war ich selbstsüchtig und behielt mein Wissen für mich. Das Ergebnis war, daß meine Liebe langsam erkaltete und die Weltliebe allmählich ihre Stelle einnahm.«

Es ist erstaunlich, wie viele Männer und Frauen, die Gott außergewöhnlich brauchen konnte, von solch einer Zeit geistlicher Dürre berichten können. Starke Versuchungen bedrohten C.T. Studd: Er hatte Reichtum und Ehre, und er konnte alles haben, was er wollte. Aber der noch Stärkere stand im Begriff, einzuschreiten. Gott hat Mittel und Wege, um jedes Herz zu erreichen und die Macht der Versuchung zu bannen.

Als C.T. fast ans Ende seiner aufregenden Cambridge-Jahre gekommen war, erhielt er die Nachricht, sein Bruder George habe eine lebensgefährliche Lungenentzündung. C.T. stand ihm nicht nur

dem Alter nach, sondern auch, was die Zuneigung anging, am nächsten. Kynastons kompromißloses Christentum ließ ihn in seinen Augen etwas zu herb erscheinen, obwohl er ihn im stillen bewunderte. Aus diesem Grunde vielleicht entwickelte er auch die engeren Beziehungen zu George. Etliche Jahre später, 1927, wurde Kynaston Oberbürgermeister von London. Welch eine Ehre für einen so treuen Mann. Gott hat viele verschiedene Wege, Treue zu belohnen.

Charles eilte nach Hyde Park Gardens, sprang die bekannten Treppen bis zum dritten Stock hinauf, den Flur entlang, bis in das kleine Schlafzimmer. Durch Fenster mit schweren Gardinen konnte man draußen die graue Straße überschauen. Alles schien vom Tod zu reden, hier drinnen wie auch die winterlichen Bäume des Hyde Parks.

George lag in seinem hohen Bett mit den bronzenen Knäufen. Er sah schrecklich blaß aus, und sein Atem ging rasselnd. C.T. war völlig verstört, als er seinen Bruder so daliegen sah. George war nur ein Jahr älter als er und ein tüchtiger Kricketspieler, der zu der denkwürdigen Elf gehörte, die damals in Cambridge die Australier geschlagen hatte. Er hatte auch in der berühmten Mannschaft gespielt, die den Pokal für England zurückgewann. Was konnte lebendiger sein als dieser prächtige, gesunde und sportliche junge Mann, der für sein Land spielte – und jetzt? Charles saß nahe an seinem Bett und schaute in das gequälte Gesicht. Welche Gedanken müssen ihm da durch den Kopf gegangen sein? »O, Gott! Das Leben ist so gefährdet und zerbrechlich – das könnte auch ich sein.«

Wenn der Schatten des Todes uns berührt, verstummen augenblicklich alle anderen Stimmen. Er fordert gebieterisch unsere ganze Aufmerksamkeit. Und kaum eine andere Erfahrung richtet unser Denken so auf das Wesentliche. Plötzlich tauchen Fragen auf, die laut und dringend nach einer Antwort schreien und sich durch den Trubel in der Welt nicht mehr zur Seite schieben lassen. Was mache ich mit meinem Leben? Wohin führt es? Herr, was willst Du, daß ich tun soll?

Wenn George nicht schlief, lag er meistens benommen da. Trotzdem waren ihm während seiner Krankheit viele Dinge klar gewor-

den. Geistliche Realitäten standen in scharfem Kontrast zu der Welt, die sich ihm in huschende Schatten verflüchtigte. Alles, was ihm bisher wichtig war, verschwand im Lichte Jesu, seines Erlösers. Nichts sonst war noch von Bedeutung. Sein ganzes zerbrechliches Leben war auf Ihn und Sein Wort konzentriert.

Die Nächte waren lang. C.T. hatte viel Zeit zum Nachdenken. Später hat er mit seinen Kindern über all das geredet, was ihm damals durch den Kopf ging, als er Nacht für Nacht am Bett seines Bruders gesessen hatte. »Was ist eigentlich all der Kricketruhm wert? Was ist der Reichtum wert, wenn das Leben so am seidenen Faden hängt? Was ist das alles wert? Nichts auf dieser Welt hat irgendwelchen Wert, irgendwelche Bedeutung, wenn man dem Tod ins Angesicht schauen muß. Das einzig Wichtige ist Leben, wahres Leben. Alles andere ist Nichtigkeit, Hohlheit und Leere.«

C.T. war durch diese Erfahrung stark ernüchtert worden. Der Heilige Geist, der so gut zu uns ist, hatte auf eine überaus eindruckliche Weise durch Georges Zustand zu C.T.s Herzen gesprochen. Sicher wurde das von zwei alten Damen unterstützt, die als Bekannte Eduard Studds anhaltend für Charles gebetet hatten. Und gewiß war es zum Teil ihrer Treue zu verdanken, daß er wieder zum Herrn umkehrte.

Sobald er sich vom Bett seines Bruders losreißen konnte, suchte er eine Moodyversammlung auf. Das war 1884, als Moody in St. Pancras predigte. Durch die lange einsame Zeit am Krankenbett seines Bruders hatte die Welt ihre Anziehungskraft für ihn verloren. Im Lichte der ewigen Schätze hatte er gesehen, wie vergänglich Gewinn, Ruhm und hohe Stellung in dieser Welt sind. All dies trat während der Versammlung noch einmal ganz deutlich vor seine Seele. Bei den Liedern mußte er weinen und es war ihm, als gelte die Predigt nur ihm allein. Sein Herz war weich und willig geworden. Die Weltliebe, die ihn so lange in der Ferne gehalten hatte, war verschwunden. Er hörte Gottes Stimme.

C.T. sagte schlicht dazu: »Gott hat mich zurückgebracht.« Er weihte sich aufs neue dem Herrn. Was er als Knabe getan hatte, reichte für ihn als Mann nicht mehr aus. Seine Übergabe als Sech-

zehnjähriger war längst überholt. An diesem Abend wurde ein neuer Vertrag abgeschlossen. »Herr, alles, was ich bin und habe, ist Dein. Ich will nur noch für Dich leben!«

Welche Freude füllte sein Herz! Gleich erzählte er anderen davon. Von nun an beherrschte das neue Leben jeden wachen Augenblick seiner Existenz und erfüllte ihn mit einer großen Leidenschaft. Er wollte, daß Seelen errettet wurden. Schließlich erholte sich George. So war C.T. frei und stürzte sich mit ganzer Ausschließlichkeit in die Mission. Nichts konnte ihn aufhalten in seinem Eifer für Christus, indem er, so viele er nur konnte, zu den Evangeliumverkündigungen brachte.

Während seiner zwei letzten Semester kam auch Moody noch einmal nach Cambridge. So dauerte es denn auch nicht mehr lange, bis C.T. den ersten Menschen zu Christus gebracht hatte. Das erfüllte ihn mit Freude. Er war der glücklichste Mensch auf Erden und verschwendete keinen Gedanken an die eigene Zukunft. Er sagte: »Ich habe die meisten Freuden des Lebens genossen; aber keine ist hiermit zu vergleichen.« Das Seelengewinnen reizte etwas in seinem Inneren – war es vielleicht seine Wettkämpfernatur? Wenn er für etwas Feuer gefangen hatte, war er nicht mehr aufzuhalten. Er hatte den Sinn seines Lebens gefunden. Er hatte die wahre Freude entdeckt, die unvergleichlich größer war als alles, was die Welt zu bieten hat. Furchtlos bezeugte er unter den Studenten seinen Glauben. Mit seinem Bruder Kynaston zusammen hatte er sogar das Vorrecht, in Nebenveranstaltungen der Moody-Kampagne zu predigen. Einer von denen, die sich dort bekehrten, war ein junger Medizinstudent, der spätere berühmte Missionsarzt in Labrador, Sir William Grenfell.

Bald begann die neue Kricketsaison. Würde er spielen oder nicht? Für ihn hatte das Spiel seinen Reiz verloren. Dessen Glanz war vor der Herrlichkeit des aufregenden Dienstes verblichen, der sich ihm jetzt eröffnet hatte. Er machte noch einige Spiele und nahm sie als Gelegenheit, eine Reihe von Cricketfreunden einzuladen, Moody zu hören. Er wandte die Methode seines Vaters an: »Bring sie zu Moody, dann bekehren sie sich.« – »Wirf dein Brot hin auf die Flä-

che der Wasser; denn nach vielen Tagen wirst du es finden« (Sprüche 11,1). Ich glaube nicht, daß C.T. an diesen Vers gedacht hat, als er die einflußreichen Mitglieder der Nationalmannschaft zu Moody einlud. Die Spielzeit endete mit einem völlig andersartigen Triumph für Charles Studd. Er erlebte, daß eine Reihe seiner Kameraden gläubig wurden. Und viele Jahre später noch beteten einige täglich für ihn, als er in Afrika arbeitete.

Am 19. Juni 1884 endete die Moody-Kampagne. Den Unisport hatte C.T. Studd an den Nagel gehängt, und nun, wo er nicht mehr am Cricket hing, kam plötzlich die Frage: »Was willst Du, Herr, daß ich tun soll? Ich will nur noch Dir dienen.«

KAPITEL 5

ZEIT DER ENTSCHEIDUNG

Während jener zwei letzten Semester in Cambridge begannen einige besondere Freundschaften C.T.s Leben zu beeinflussen. Damals konnte er noch nicht ahnen, welchen Einfluß sie auf sein Leben haben würden. Stanley P. Smith, ein enger Freund Kynastons, hatte Cambridge verlassen und unterrichtete an einer Neu-landschule im Süden Londons. Eines Tages, als Charles ihn in London traf, strahlte Smith vor Freude und konnte nicht anders, als von dem großen Segen zu reden, den er neulich empfangen hatte. Sie gingen beide nach Hyde Park Gardens und unterhielten sich, und ohne Zweifel fühlte Charles dadurch eine neue Herausforderung auf sich zukommen.

Einige Monate zuvor war Stanley P. Smith durch eine geistliche Krise gegangen, während der er sein ganzes Leben Christus übergeben hatte; aber noch etwas anderes war geschehen, was Smith veranlaßte, an diesem Abend so engagiert zu erzählen. Weil er in London wohnte, hatte er viele Möglichkeiten, um Heiligungs- und Evangelisationsversammlungen zu besuchen. Furchtlos redete er mit jedermann, auch unter den ungewöhnlichsten Umständen. Er konnte seine Freude nicht verbergen. So kann man sich leicht vorstellen, wie Smiths Reden Studd aufgewühlt haben müssen, der gerade eine große geistliche Leere empfand und nicht wußte, was er jetzt tun sollte.

Sechs Monate waren nun schon vergangen, seit er sich Christus aufs neue geweiht hatte. Da er kein Mensch war, »der das Gras unter den Füßen wachsen ließ«, war er stets bemüht, etwas zu schaffen. Aber bei all seinen Aktivitäten und obwohl er nie aufgehört hatte, Christus mit ganzem Herzen nachzufolgen, fühlte er sich frustriert und ohne wahren Frieden. Vor allem wollte er wissen, was aus seinem Leben werden sollte; aber niemand zeigte ihm den Weg.

Er diskutierte lange und heftig mit seinen gläubigen Freunden, und jeder gab seinen Rat, aber die Ansichten widersprachen einander. Nichts schien für ihn zu passen. In seinem verzweifelten Bemühen, den Willen des Herrn zu ergründen, geriet er in eine ängstliche Seelenhaltung. Der ganze Gang der Ereignisse machte ihn ungeduldig und Ende Juni 1884 fühlte er sich ganz niedergedrückt und verzagt. Dazu trug sicher auch bei, daß seine Freunde aus Collegetagen, Smith, Hoste und Cassells, genau wußten, was sie zu tun hatten. Jeder für sich hatte die Entscheidung getroffen, Christus in der China-Inland-Mission zu dienen. Solche Gedanken waren C.T. aber nie gekommen.

Die Situation lastete schwer auf ihm, und er wurde regelrecht krank. Es war klar, daß er zur Ruhe kommen mußte. So beschloß er, sich zu Hause zu erholen. Drei Monate lang suchte er eifrig Gottes Angesicht; aber obwohl er begierig in der Bibel las, schien sie ihm keine Hilfe zu sein, um den Willen Gottes zu erkennen.

Am Ende seiner Erholungszeit war er zwar gesünder, aber keineswegs klüger geworden. Die Zeit verrann und es schien, als rede der Herr nicht zu ihm. Irgend etwas mußte er anfangen. Und so schien es das Vernünftigste zu sein, solange er keine anderweitige klare Führung erhielt, seine Ausbildung zum Rechtsanwalt fortzusetzen.

Tatsächlich hat er diesen Plan aber nie weiter verfolgt; denn als er nach London zurückkam, fühlte er, daß diese Entscheidung falsch war. Wie konnte er einen solchen Beruf mit gutem Gewissen betreiben, wenn sein Herz gar nicht dabei war? Er wollte einzig und allein Christus dienen. Konnte er seine Zeit damit vertun, zu seinem eigenen Gewinn zu studieren und zu arbeiten, wo er doch zum Leben genug besaß und Millionen zur Hölle gingen? Sein Herzensbegehren war es, Christus zu predigen und Seelen errettet zu sehen.

Obwohl C.T. es damals nicht verstehen konnte, war diese entmutigende Periode seines Lebens eine ganz wichtige Erfahrung, die er machen mußte. Von Natur aus hielt er sich wegen seiner sozialen Stellung und seiner persönlichen Ausstrahlung für etwas Besonde-

res. War er nicht ein großer Gewinn für das Reich Gottes? Wie konnte er das alles drangeben und nun trotzdem überflüssig sein? Irgendwo mußte es doch einen für ihn zugeschnittenen Wirkungskreis geben! Der Heilige Geist aber benutzte diese verwirrenden Zustände, um Sein Werk an Charles Studds Herzen zu vollenden.

In dieser kritischen Lebensphase fiel ihm der Traktat eines Atheisten in die Hände. Dort las er:

»Wenn ich so fest glaubte, wie Millionen es von sich behaupten, daß sich die Ausübung der Religion in diesem Leben auf ein anderes Leben auswirkt, sollte die Religion mir alles bedeuten. Ich würde irdische Vergnügen für Dreck, irdische Sorgen für Torheit und irdische Gefühle für nichts achten. Religion wäre mein erster Gedanke, wenn ich erwache, und beschäftigte mich als letztes, bevor der Schlaf mir das Bewußtsein nimmt. Ich arbeitete nur auf dieses Ziel hin. Meine Gedanken wären nur auf den Morgen der Ewigkeit gerichtet. Nur eine Seele für den Himmel zu gewinnen, wäre mir ein ganzes Leben voll Leiden wert. Irdische Konsequenzen würden nie meine Hände fesseln oder meine Lippen versiegeln. Die Welt mit ihren Freuden und Kümmernissen wäre mir nicht einen Gedanken wert. Ich wäre einzig bestrebt, nach der Ewigkeit auszuschaun, und nach den unsterblichen Seelen um mich herum, die in Kürze ewig selig oder ewig unglücklich sind. Ich ginge in die Welt und predigte, ob es paßt oder nicht, und mein Text würde lauten: »Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?«

Die scharfe Anklage, die aus diesem atheistischen Traktat sprach, hatte C.T. Studds Herz tief getroffen. Er begann, sein Leben im Licht dieser Worte zu betrachten und kam zu dem Ergebnis, sein Leben als Christ sei sehr inkonsequent gewesen. Dieser unscheinbare Text bewegte ihn erneut, den Willen Gottes zu suchen. Diesmal wußte er, daß es nutzlos war, nach dem Rat anderer Leute zu fragen. Er selbst mußte verstehen, was Gott ihm sagen wollte.

Es ging schon auf den Herbst zu und immer noch war ihm, trotz allem ernstem Suchens, der Wille Gottes verborgen. Viele ernste Christen können von ähnlichen Erfahrungen berichten. Wenn sie wissen wollten, was sie mit ihrem Leben anfangen sollten, fühlten sie das suchende Licht des Geistes auf sich selbst gerichtet. In solchen Zeiten wird deutlich, daß Gott weniger an dem interessiert ist, was wir tun, als an dem, was wir sind.

Alle Irritationen der vergangenen Monate schienen sich auf einen Punkt zu konzentrieren. C.T. Studd fand sich selbst im Licht Gottes. Und was offenbarte es? Mit schmerzlicher Deutlichkeit zeigte Gott ihm seinen großen Mangel an Kraft. Gott wollte Seinen Diener erst ausrüsten, bevor er ihm Seinen Plan eröffnete.

Vielleicht war es die Erinnerung an das Zeugnis Stanley P. Smiths, oder aber eigenes Bibelstudium hatte ihn von der Notwendigkeit, mit dem Heiligen Geist erfüllt zu werden, überzeugt.

Der Herr sprach weiter mit ihm. Dieser Mann, der bisher so sehr überzeugt war, ein Gewinn für Gottes Reich zu sein, suchte nun danach, erfüllt zu werden. Dieser Mann, der so eifrig war, fühlte jetzt seine Bedürftigkeit und sehnte sich nach der Kraft des Geistes.

Die unbedingte Aufrichtigkeit Studds wirkte sich in dieser Angelegenheit zu seinen Gunsten aus. Er würde keine Ruhe geben, bis er wußte, daß er das empfangen hatte, was Gott ihm geben wollte. Die Erwartung seines Glaubens schloß nicht den Empfang der Geistesgaben ein. Unbewußt von der Theologie jener Zeit beeinflusst, war er von dieser Dimension des geistlichen Lebens ausgeschlossen. Während jener Tage waren das »unverkürzte Evangelium« der Heilsarmee und die Heiligungslehre, die sie und die Keswickbewegung verkündeten, »die neue Sache«. Alle, die nach Gott hungerten, drängten sich in ihre Versammlungen, wo sie durch Demütigung und Buße wieder neu von dem Geist Gottes ausgerüstet werden wollten.

Einige Tage später wurde Charles zu einem Bibellehrgang eingeladen. Sehr bald drehten sich die Gespräche um eine Frau, die den Anwesenden allen lieb und wert war. »Hast du schon von den Segnungen gehört, die Mrs. Watson empfangen hat?« Zweifellos war

diese Frau eine feine Christin und hatte Christus jahrelang treu gedient. Nun hieß es, daß sie trotz vieler Schwierigkeiten und Kümernisse in ihrem Leben einen so bleibenden Segen empfangen habe, der sie so mit Frieden erfüllte, daß sie durch nichts mehr erschüttert werden konnte. Es wurde gesagt: »Sie führt ein Leben vollkommenen Friedens.« Die Gruppe wandte sich der Bibel zu und versuchte herauszufinden, ob dieser Segen dort zu finden sei. Bevor der Abend zu Ende war, lagen sie auf den Knien und beteten um »den Frieden Gottes, der allen Verstand übersteigt« (Philipper 4,17) und um »unaussprechliche Freude« (1. Petrus 1,8).

Wieder allein in seinem Zimmer brachte C.T. diese Anliegen erneut vor Gott. Es war ihm tiefster Ernst, in dem ganzen Segen zu leben, den Gott ihm zugedacht hatte. Er hatte auch ein Buch gekauft: »Das christliche Geheimnis eines glücklichen Lebens« von Hannah Whitall Smith. Hier wurden mit einfachen Worten die Schritte dargestellt, die zu einem Leben in der Fülle der Kraft Gottes führten.

Charles Studd las dort: »Um in dieses gesegnete innere Leben der Ruhe und des Sieges zu gelangen, sind zwei Schritte nötig – völlige Hingabe und absoluter Glaube.« Angefochten in seinem Geist las er weiter, und der Herr begann, zu ihm zu reden. Über dies Erlebnis sagte er einige Jahre später: »Ich entdeckte, daß dieser Segen genau das ist, was Gott jedem geben will, der bereit und willens dazu ist. Ich erkannte, der Grund, warum ich ihn bisher nicht bekommen hatte: Ich hatte keinen Raum dafür gemacht. Und ich erkannte, als ich so allein darüber nachdachte, daß ich Gott vorenthalten hatte, was Ihm zustand.« Er war um einen hohen Preis erkauft, durch das kostbare Blut Jesu. Nun entdeckte er die schmerzliche Tatsache, daß er Gott um das beraubt hatte, was Ihm rechtmäßig gehörte. Er, Studd, war Jesu Eigentum und doch, so sagte er: »Hielt ich mich selbst von Ihm fern. Ich hatte mich nicht völlig übergeben. Als ich aber begriffen hatte, daß Jesus für mich gestorben war, schien es mir gar nicht mehr schwer, alles für Ihn aufzugeben.« Auf seinen Knien betete er aus tiefstem Herzensgrund die Worte aus Frances Ridley Havergals Lied:

Nimm mein Leben, Jesu Dir
Übergeb ich's für und für.

Seine Übergabe an den Herrn war vollständig. Nichts hielt er zurück. In schlichtem Vertrauen glaubte er, daß das, was er Gott gegeben hatte, dieser auch erhalten konnte. »Ich begriff, mein Leben sollte sich nur in kindlichem Glauben vollziehen ... Ich sollte auf Ihn vertrauen und Er würde in mir wirken, was Ihm wohlgefällig ist.« Von da an war sein Leben verändert. Der Kummer der vergangenen Monate verflog, und Friede und Freude erfüllten sein Herz.

In Studds geistlichen Werdegang finden wir jetzt ein zweites Mal eine völlige Hingabe. Wie kann das sein? Natürlich, wenn er nach seinem Rückfall wirklich alles Gott übergeben hätte, wäre die zweite Prüfung in dieser Angelegenheit nicht nötig gewesen. Trotzdem glauben wir, daß Studd ganz ehrlich in seinem Christenwandel war und sich Gott völlig übergab, soweit sein Verständnis in der jeweiligen Situation reichte. Der Herr wollte ihn aber in eine noch viel engere Bindung an Ihn bringen und ihn durch den Geist mit noch größerer Kraft ausrüsten. Jemand sagte: »Das Evangelium ist umsonst; aber es kostet uns alles.« Studd wußte nun, je größer die Erkenntnis des freien Evangeliums der Gnade ist, um so drängender und kostspieliger wird die Aufforderung, alles für Christus und Seine Sache dranzugeben.

Sehr bald, nachdem dieser grundlegende Schritt getan war, zog der Herr den Vorhang vor C.T. Studds Zukunft beiseite. Sein eigentlicher Weg konnte beginnen.

KAPITEL 6

EIN SELBSTSICHERES GESCHLECHT

Um einige der wichtigsten Einflüsse auf das Leben C.T. Studds besser verstehen zu können, ist es vielleicht hilfreich, als Hintergrund die Zeit zu skizzieren, in der er heranwuchs. Er lebte im Viktorianischen Zeitalter mit seinen gewaltigen sozialen Gegensätzen, in dem der Schleier des Geheimnisvollen, der die Erde so lange bedeckt hatte, fortgezogen wurde. Plötzlich war kein Ort mehr so weit, um erforscht zu werden, wenn Wille und Mut dazu vorhanden waren.

Wir wissen, Charles interessierte sich während seiner Collegezeit hauptsächlich für Cricket. Trotzdem konnten ihm die überzeugenden Argumente der Eiferer und Denker nicht verborgen geblieben sein, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Gesellschaft zu verändern. Wegen der vielen Besucher an der Universität, ob Christen oder auch Nichtchristen, hatte C.T. Gelegenheit genug, mit den Strömungen des Zeitgeistes vertraut zu werden.

Etwa zu der Zeit, als C.T. den Willen Gottes für sein Leben zu finden suchte, feierte Königin Victoria ihr goldenes Thronjubiläum. Von ihren Mädchentagen an bis ins hohe Alter hatte sie England regiert und dem Land ihren einzigartigen, untilgbaren Charakter aufgeprägt. Seit 1861 lebte sie einsam, gehüllt in das schwarze Kleid einer Witwe. Auch ihr ernstes und abweisendes Gesicht trug wenig dazu bei, sie beim Volk beliebt zu machen. Selbst bei Staatsanlässen wollte sie sich nicht der öffentlichen Meinung beugen. Sie lehnte es ab, die Krone und die offiziellen Roben zu tragen, statt dessen lieber ihre schwarze Mütze, die nur ein wenig weiße Spitze zierte. Sie war eher eine Institution als eine geliebte Person. Trotzdem, das gesunde und stabile Familienleben, das sie mit Prinz Albert führte, trug sehr

zur Behebung des Schadens bei, den das ausschweifende Leben ihrer Eltern und Großeltern angerichtet hatte. Sie sicherte dadurch der Monarchie eine Zukunft in einem Volk, dem kaum noch etwas an der königlichen Familie lag und das sehr leicht in die Fußstapfen des republikanischen Frankreich hätte treten können.

Studd wuchs in der Zeit beginnender Industrialisierung auf, die durch dauernde Veränderungen und technischen Fortschritt das Gesicht Englands umgestaltete. Obwohl das geistliche Leben, dessen Ursprünge auf die Erweckungen des achtzehnten Jahrhunderts zurückgingen, weithin versandet war, hielten doch die dadurch bewirkten sozialen Umbrüche an.

Das neunzehnte Jahrhundert ist gekennzeichnet durch den großen Einfluß, den philanthropische Gesinnung auf die Gesetzgebung ausübte, um die schrecklichen Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft zu beseitigen. Im allgemeinen waren die Akteure eine neue Art von Christen. Diese traten als das direkte Ergebnis der evangelikalen Erweckung in Erscheinung, die England aus dem Mittelalter gerissen hatte. Ihre Bemühungen begannen das soziale Gewissen vieler rechtlich denkender Menschen aufzuwecken. Diese großzügigen Individualisten packten riesige Probleme an, die nur um so größer und zahlreicher wurden, je mehr der radikale Wandel an Eigendynamik gewann.

Neue Industrien zogen die Arbeiter wie Magnete in die Fabriken. Um sie herum schossen planlos Städte wie Pilze aus dem Boden. Die unbedarften Neubürger hatten ihre ländliche Armut gegen eine noch krassere Variante eingetauscht. Verkommene Häuser – überfüllte, ungesunde Unterkünfte – bildeten nach einem Tag schwerer Arbeit an einem ebenso elenden Arbeitsplatz ihr »Heim«.

Heimatlosigkeit, Armut und unmenschliche Arbeitsbedingungen, die auch die Frauen und Kinder mit einbezogen, bildeten eine landesweite Subkultur. William Booth, der Gründer der Heilsarmee, nannte sie »das untergegangene Zehntel« – eine ganze Gesellschaftsschicht, die weithin ohne Christus war.

Die Zusammenballung von Kriminalität und Elend in den Städten, besonders im Norden und in Mittelengland, trieb die Reform-

bewegungen voran. Während Studds Lebenszeit fingen diese an, alle Aspekte des Volkes zu erreichen. Ausbildung, Arbeitsbedingungen, Schutz für Frauen und Kinder, die Gefängnis- und Gesundheitsreform und die Ausweitung des Wahlrechts, alles waren Gegenstände öffentlicher Debatten. Und vorangetrieben wurde alles von aufrichtigen Christen, die von der Liebe Christi bewegt, einen tiefgreifenden Wandel auf eine gesetzliche Grundlage stellen wollten.

Die unsagbare Not der mittellosen werktätigen Klasse schrie nach Gerechtigkeit. Ihre einzige Macht bestand schließlich in ihrer großen Menge und in selbstmörderischer Arbeitsverweigerung. Aber auch in den landwirtschaftlichen und industriellen Krisen der siebziger und achtziger Jahre mußten viele Arbeiter hungern. Die Widerstandsbereitschaft wuchs und mit Hilfe einiger sympathisierender Parlamentsabgeordneter wurden die Gewerkschaften legalisiert. Es war ein kleiner Anfang, aber er zeigte den Weg in die Zukunft.

Wer damals, unter der Regierung Victorias, England besuchte, mag vielleicht geneigt gewesen sein, den wunderbaren Fortschritt und die neuen Technologien zu preisen. Er sah eindrucksvolle Erfindungen, moderne Fabriken und den Überfluß an produzierten Waren. Die große Ausstellung von 1851 war der Prototyp der modernen Weltausstellungen. Unter einem Dach wurden stolz all die Wunder des neuen industriellen Zeitalters zusammengetragen und vor den Blicken der ganzen Welt zur Schau gestellt.

Wahrhaftig, England hatte Grund, stolz zu sein. 1848 produzierte es die Hälfte allen Rohstahls der Welt und konnte in den nächsten dreißig Jahren seine Stahlerzeugung noch verdreifachen. Der Außenhandel übertraf den Gesamtumsatz von Frankreich, Italien und Deutschland zusammen. Die Vereinigten Staaten befanden sich noch im Kinderstadium und waren kein ernstzunehmender Konkurrent. Großbritannien war reich, stolz und mächtig.

Traditionsgemäß waren die Großgrundbesitzer die Wohlhabenden. Jetzt aber erschien eine neue Schicht von Reichen, die »Self-made-Gentlemen«. Deren Geldmittel waren so unerschöpflich wie das Wasser auf den Mühlrädern ihrer Wollspinnereien.

Zu diesen möglicherweise explosiven Veränderungen kamen weltweite Eroberungen, die das Empire schließlich soweit ausdehnten, daß über ihm die Sonne nie unterging. Das Viktorianische Zeitalter bot den jungen studierten Herrschaften manche Herausforderung. Wenn man nicht für die Industrie schwärmte – und die Mehrheit wäre nie auf solchen Gedanken gekommen – dann konnte man in die Politik gehen, die jetzt viel mehr wirkliche Macht beinhaltete. Oder man ging zum Militär oder in den Auslandsdienst mit seinen unzähligen Möglichkeiten in Verwaltung und Regierung, und bis hin in die äußersten Winkel des britischen Empires.

Der Status quo der Universitäten, besonders in Oxford und Cambridge, blieb unangetastet. Sie waren wie Clubs der Oberschicht, und ihre Studenten kamen fast alle direkt aus den teuren Privatschulen. Diese Institutionen formten aus diesen jungen Leuten die Führungselite, die später nahezu alle einflußreichen öffentlichen Stellen besetzte. Wer in »Oxbridge« studiert hatte, konnte erwarten, Offizier, Parlamentsabgeordneter, kirchlicher Würdenträger oder Vertreter der Königin in auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Ein junger Mann dieser Tradition, der den Forderungen des Evangeliums verpflichtet war, rückte sehr schnell in die vordere Reihe – Führerschaft war ihm angeboren. Er konnte sofort die Notwendigkeit für missionarische Unternehmungen erkennen und war zu deren Durchführung bestens vorbereitet.

Das Empire bot den Christen besonders günstige Möglichkeiten. Obwohl man daheim über manche Kolonisierungsmethoden beunruhigt war, tröstete man sich damit, daß westliche Erziehungs-ideale und das Christentum die Heiden überzeugen würden. Manchmal waren die Missionare die ersten, oftmals folgten sie aber auch den Spuren, die Geschäftemacher und Händler getreten hatten.

In Studds Tagen wurden die Weltreisen allmählich zur Selbstverständlichkeit. Er hatte schon zwei Reisen nach Australien gemacht, um dort Cricket zu spielen. Und selbst die Arbeiterklasse suchte, durch die schlechten Verhältnisse getrieben, in der Emigration ihr Glück in Amerika, in Australien oder in den anderen neuen Kolonien. Die Welt rückte zusammen.

Obwohl kleiner, enthielt die Welt doch noch viele verborgene Wunder und Anreize für die Reisenden. Das Entdeckungszeitalter war noch nicht zu Ende. Forscher setzten ihren Fuß auf bisher nie erstiegene Gipfel, folgten den Läufen der Ströme bis zu ihren Quellen, und brachten ganze Sammlungen von Pflanzen und Insekten, ja selbst große, nie zuvor gesehene Tiere in die westliche Welt. Wissenschaftliche Expeditionen wurden von der Royal Society ausgesandt, um die verborgenen Wunder der Natur zu erkunden. Alles Neue wurde untersucht und mit Neugier betrachtet.

Für den Christen waren solche Forschungsergebnisse von besonderem Interesse, wenn sie von fremden Stämmen und Völkern berichteten, die in der Finsternis des Aberglaubens und des Heidentums leben mußten. Missionare, die oft von gleichem Abenteuerdrang getrieben selbst zu berühmten Entdeckern wurden, kamen zurück und berichteten von der unsäglichen Not dieser Menschen ohne Christus.

Die große Missionsbewegung war auf dem Höhepunkt. Jede neue Kolonie forderte brennende Christen heraus. John Paton achtete nicht auf die Gerüchte über Menschenfresser und ging auf die Pazifischen Inseln. Häufig waren es die Heldengeschichten solcher tapferer Menschen, die andere anfeuerte. Viele Missionsgesellschaften wurden gegründet und sandten ihre Freiwilligen in alle Welt. Die Nachrichten von ihnen, in denen von Entbehrungen, Krankheiten, Feindschaften und oft vom Sterben die Rede war, schreckten andere nicht davon ab, in ihre Fußstapfen zu treten. Die Notwendigkeit, daß alle das Evangelium hören mußten, gab den Ausschlag. Und wo Menschen hingingen, um zu den Völkern zu reden, war der Geist Gottes da, um die Herzen zu öffnen und die Wege zu bahnen.

Gewiß hat C.T. von dem Mut und von den Abenteuern David Livingstones gelesen. Hier verstand es ein Missionar, die Verkündigung des Evangeliums mit dem Kampf gegen Krankheiten und Sklaverei zu verbinden und außerdem ein riesiges Werk als Landvermesser, Kartograph und Forscher zu vollbringen. Sein Ziel war es, den finsternen Kontinent Afrika dem Licht des Evangeliums zu öffnen.

Während dies alles schon die jungen Leute von Cambridge sehr beschäftigte, war es doch James Hudson Taylor, der Gründer der China-Inland-Mission, der den größten Sturm verursachte. Hier war ein Mann, der den ganzen Idealismus jener Tage als Christ und Mensch in sich vereinte. Dieser unerschrockene Missionspionier brachte die Millionen des chinesischen Hinterlandes in das Bewußtsein der Christenheit. China brauchte das Evangelium und China brauchte es jetzt. China brauchte Missionare, und niemand konnte die Angelegenheit leidenschaftlicher darstellen als Hudson Taylor.

Das sechzehnte, das siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert hatten jeweils bemerkenswerte geistliche Bewegungen hervorgebracht, aber bis 1880 hatte es außer der Erweckung 1859 in Irland noch keine Hoffnung für England gegeben. Weil das geistliche Leben dahinsiechte, erhob sich ein Streit um die rechte evangelische Lehre. Die Gesellschaft war einem schmerzlichen Umbruch unterworfen. Alle ihre Einrichtungen waren diskussionswürdig geworden, und kaum jemand glaubte, daß sie einer kritischen Beurteilung standhalten konnten. Was in der Welt vor sich geht, sickert auch in die Kirche ein. Das Zeitalter des schneidend kalten Rationalismus war gekommen.

Trotzdem, die meisten Leute gingen zur Kirche. Es war sogar die Zeit bemerkenswerter Prediger, wie etwa Spurgeon oder Bischof Ryle. Die Kirche schien Fortschritte zu machen, obwohl, wie schon bemerkt, ein großer Teil der Arbeiterklasse außerhalb ihrer Reichweite war. Diese nun stellte ihrerseits eine missionarische Herausforderung dar. Die 1865 gegründete Heilsarmee hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sich mit diesen Vergessenen zu solidarisieren.

Überall regte sich Leben in der Kirche, so daß die meisten überhaupt nicht die neuen Feinde wahrnahmen, die begannen, ihr das Mark auszusaugen. Der Darwinismus wurde Allgemeingut und begann, den Glauben an das Wort Gottes zu erschüttern. Auch dauerte es nicht mehr lange, bis deutsche Theologen erklärten, es bestünde gar kein Anlaß, die Bibel nicht wie jedes andere Buch zu behandeln. Man unterwarf es grundsätzlicher Kritik und berichtigte die vermeintlichen »Fehler«, wie man es sonst kaum bei den Werken

fehlerhafter Menschen zu tun pflegte. Diese sogenannte »höhere Bibelkritik« breitete sich in den englischen Kirchen und Universitäten aus und begann sich katastrophal auf das Zeugnis des Evangeliums auszuwirken. Die Ergebnisse reichen bis in die Gegenwart. Die Wahrheit des Evangeliums begann ums Überleben zu kämpfen.

Gegen diesen Geist des Unglaubens und des Zweifels, gegen dieses formale, von der Welt akzeptierte Christentum zogen Moody und Sankey zu Felde. Moody predigte in der Universität das gleiche grundlegende Evangelium, wie er es vor einer Arbeiterversammlung verkündet hätte, ohne irgendeine Konzession an die Denkweise seiner akademischen Hörschaft. Es mochte ungeschliffen und anstößig klingen; aber die Kraft des Heiligen Geistes war da, um von Sünden zu überführen. Die jungen Leute hörten jetzt, was wahres Christentum ist. Bisher hatten sie nur das Äußere davon zu sehen bekommen. Die Herzen und Gedanken Hunderter wurden ergriffen. Und in dieser so entstandenen Bewegung wurde manch ein Sohn berühmter und reicher Eltern dazu gebracht, alles zu verlassen und Christus nachzufolgen.

Neben der evangelistischen Seite enthielt die Moodysche Verkündigung auch stets eine Herausforderung an die Christen. Sie wurden nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie sich selbst mit ganzem Herzen dafür einsetzen sollten, andere für Christus zu gewinnen. Seinem Dienst ist es zuzuschreiben, daß sich Dutzende von jungen Männern und Frauen für den Missionsdienst entschieden. Auch C.T. Studd ist zu dieser illustren Gruppe zu rechnen.

KAPITEL 7

DAS FEUER IST ENTZÜNDET

Siehe! *Ich komme bald!* ist ein geeigneter Schrifttext, um uns den Weg zu weisen. Seit Monaten hatte C.T. Studd den Willen Gottes zu erkennen gesucht. Dann – als er sich Gott völlig hingeeben hatte – war plötzlich der Weg offen. Er sagte:

»Ich lieferte mich völlig Gott aus ... Von der Zeit an, wo ich Ihm auf diese Weise von ganzem Herzen vertraute, war mein Leben verändert. Er hat mir einen Frieden, der allen Verstand übersteigt und unaussprechliche Freude gegeben. Ich kannte viele Freuden bevor ich mich völlig Gott übergab; aber seitdem genieße ich den glücklichsten Teil meines bisherigen Lebens.«

Das sagte Studd auf der Abschiedsveranstaltung, bevor er nach China abreiste.

Am 1. November 1884 kehrte Stanley P. Smith, Studds engster Freund, von Abschiedsversammlungen in Oxford und Cambridge nach London zurück. Er beabsichtigte, im neuen Jahr mit der China-Inland-Mission nach China zu segeln. Kynaston und Charles freuten sich, ihn zu sehen. Als sie erfuhren, er wolle eine Abschiedsversammlung für einen anderen CIM-Missionar besuchen, gingen sie mit.

McCarthy, einer der Gründer-Missionare der CIM, erzählte, wie er selbst vor zwanzig Jahren in den Überseedienst berufen wurde. Charles sagte:

»Nie werde ich die ernste und feierliche Art vergessen, in der er berichtete, wie der Herr ihn rief, nach China zu gehen und von dem großen Bedarf dort an ernsthaften Arbeitern, um das Evangelium zu predigen; und wie jeden Tag und jede Nacht Tausende

dahingehen, ohne auch nur von Jesus gehört zu haben. Dann sangen wir:

Er führet mich, Er führet mich.
Mit eignen Händen führt Er mich.
Gern bin Sein treuer Diener ich;
Denn Seine Hände führen mich.

Ich fühlte, daß Er mich nach China führen wollte; aber ich meinte, mich nicht sofort entscheiden zu müssen.«

Studd fühlte, daß er ein so brennendes Anliegen nicht für sich behalten konnte. Obwohl er beschlossen hatte, erst zu beten und die Bibel zu lesen, bevor er eine Entscheidung traf, brach es aus ihm hervor, während er auf dem Oberdeck eines altmodischen Busses saß: »Ich habe mich entschlossen, nach China zu gehen!« Smith war im höchsten Maß erfreut.

Das gewaltige Ausmaß seiner Entscheidung erdrückte ihn schier. Wie konnte er gehen? Er würde seine Mutter, die er sehr liebte, tief verletzen. Da nahm er seine Bibel aus der Tasche und las in Matthäus 10,37: »Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich ...« Gestärkt und von neuem in seiner Entscheidung versichert übergab er sich Gott.

Zuerst eröffnete er seine neuesten Pläne seinem Bruder Kynaston, der sie mit eiskalten Argumenten überschüttete. Dann, obwohl sein Bruder ihm dringend abgeraten hatte, setzte er seine Mutter davon in Kenntnis. Sie war, wie erwartet, völlig aufgelöst und untröstlich. Die ganze Familie geriet in Aufruhr, weinte, argumentierte und brachte ihre Einwände vor. Sogar Freunde und Bekannte wurden gerufen, um Charles zur Vernunft zu bringen. Man kann verstehen, daß die Familie an der Weisheit dieser Entscheidung zweifelte, war er doch vor einigen Monaten krank gewesen und hatte sich immer noch nicht richtig erholt.

Seine Mutter meinte: »Charles, tu nichts Unüberlegtes, laß dir eine Woche Zeit dafür!« Der Konflikt jener Tage war furchtbar. Er

hatte Widerstand erwartet; aber nicht, daß er so überaus heftig war. Die Studds konnten es einfach nicht akzeptieren, daß einer der Ihren ein Missionar wurde. Alles wurde versucht, ihn von seinem Plan abzubringen, den sie für eine ausgemachte Torheit hielten. In den Augen seiner Familie bedeutete das Gehen, sein Leben zu ruinieren. Kynaston machte einen letzten Versuch, ihn zur Vernunft zu bringen, indem er sagte: »Du machst einen großen Fehler. Siehst du nicht, daß du deiner Mutter das Herz brichst?«

Die beiden Brüder beteten miteinander. C.T. sagte: »Ich will nicht mit dem Kopf durch die Wand. Ich will nur Gottes Willen tun.« Sie überließen es der Hand Gottes und gingen schlafen. Obwohl völlig erschöpft, konnte C.T. keinen Schlaf finden. Er verachtete nicht die Meinung seines Bruders. Machte er vielleicht doch einen Fehler?

In die Stille seines eigenen Herzens sprach der Herr einfach und immer wieder: »Fordere von mir, und ich will dir zum Erbteil geben die Nationen, und zum Besitztum die Enden der Erde« (Psalm 2,8).

Er war nie einer, der etwas vor sich herschob. So ging er am folgenden Tag zu Hudson Taylor, dem Gründer und Leiter der CIM. Dieser war gerade nach London zurückgekehrt. Charles, entscheidungsfreudig wie er war, hatte beschlossen, ihn zu besuchen, obwohl es ihn schmerzte, damit den herzlichen Bitten seiner Mutter zuwider zu handeln. Die Sache war schnell erledigt. Hudson Taylor nahm ihn gerne auf.

Der heftige Familienkonflikt war nicht sobald beigelegt. Eines Abends wartete er auf den Zug nach Bayswater und sein Geist war erfüllt von Zweifeln und von dem Bild seiner weinenden Mutter. Er zog seine Bibel hervor und las: »... und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein« (Matthäus 10,36). Ohne seine liebe Mutter zu verurteilen, kam ihm das machtvolle Wort Gottes zur Hilfe und stärkte ihn. Er wußte, daß Gott mit ihm geredet hatte, und er wollte gehorchen, trotz des großen Kummers in seinem Herzen.

Jeder Glaubensschritt führt zu einem kritischen Höhepunkt, wo alles verloren, hoffnungslos, unmöglich oder falsch erscheint. Werden wir dann vertrauen, oder uns von Angst und Furcht überwälti-

gen lassen? Das Auge des Glaubens sieht über die gegenwärtigen Schwierigkeiten und Mühsale hinweg und gehorcht. Niemals gibt es einen gottgewollten Weg, auf dem man die Krise umgehen kann. Wir müssen durch diese hindurch. Gott hat es so verordnet, um unseren Glauben zu stählen. So war es auch bei C.T. Die Mühen waren groß; aber nicht ohne Absicht. Denn der Sieg verhiess auch Durchhilfe beim Kampf gegen die Bollwerke der Finsternis.

Ein Sturmwind von Ereignissen riß Studd plötzlich mit sich fort. Jetzt, wo er als Missionar der CIM anerkannt war und im nächsten Jahr nach China fahren sollte, war jeder Tag ausgefüllt mit Versammlungen und Verabschiedungen und Ermahnungen an andere junge Leute, mit ganzem Herzen dem Herrn zu folgen.

Er reiste mit Smith und Hoste, einem anderen langjährigen Freund, nach Oxford. Die Nachricht von Studds plötzlicher Entscheidung nach China zu gehen, verursachte einige Aufregung. Die Oxforder Studenten scharten sich um ihn. Die jungen Leute blieben sechs Tage dort. Noch ein anderer Collegefreund, Beauchamp, gesellte sich zu ihnen. Auch er hatte sich, indem er Studd folgte, entschieden, nach China zu gehen.

Smith und Studd fuhren weiter nach Cambridge, wo das Feuer der Begeisterung schon beim ersten Besuch Smiths entzündet worden war. Ein Missionseinsatz von einer Woche war geplant und Hudson Taylor half ihnen dabei. Nie zuvor hatte Cambridge solche Missionsversammlungen gesehen. Das Zeugnis dieser beiden vortrefflichen jungen Männer – Smith war Schlagmann im Cambridgeboot und Studd, stand auf der Höhe seines Kricketruhmens – hatte durchschlagende Wirkung. Nach der Predigt Hudson Taylors wurde gefragt, wer auch in den Missionarsdienst treten wollte. Und fünfundvierzig kamen nach vorn. So etwas hatte es noch nicht gegeben.

Am nächsten Abend veranstalteten die beiden ein letztes Treffen und weitere Zwanzig boten sich an, Missionar zu werden. Außerdem bekehrten sich noch viele der Zuhörer. Das College war in heller Aufregung und der Entscheidungsruf für Christus war das Tagesgespräch.

Studds offenes Zeugnis, seine nüchterne Sprache und sein brennendes Herz gewannen die jungen Leute. Was seiner Rede an Geschliffenheit fehlte, machte er durch seine Direktheit mehr als wett. Die Studenten sahen, daß er hinter dem stand, was er sagte. Smith und Studd sprudelten über vor Freude.

Wenn jemand diesen »geistlichen Millionären« zuhörte, wie einer der Studenten die beiden beschrieb, so konnte man das Wort »Opfer« kaum mit ihnen in Zusammenhang bringen. Jeder überlegte nur, ob er es sich leisten konnte, und meinte nicht die Hingabe und die irdischen Einbußen, sondern den Verlust geistlicher Kraft und Freude, indem er Kompromisse schloß. Nichts gab es, was sich mehr lohnte, als die Erfahrung dieser beiden Menschen.

Studd beeindruckte nicht nur die Studenten, sondern auch den frommen Handley Moule, der jenen bemerkenswerten Versammlungen beigewohnt hatte. Eines Nachmittags nahm Moule, ein sehr scharfsinniger Mann, Studd mit zu einem Spaziergang. Er schrieb später: »Ich finde, Studd hat einen gesegneten Geist und bemerkenswerte Erfahrungen gemacht.«

In Leicester wurde während einer Konferenzwoche stundenlang, einmal sogar eine ganze Nacht hindurch, gebetet. Das Leben einiger, die später großen Einfluß im Reiche Gottes gewinnen sollten, wurden in diesen Tagen der Kraft umgestaltet. F.B. Meyer, ein Baptistenpastor, durch dessen Predigten und Bücher zahllose Menschen gesegnet wurden, schrieb:

»Der Besuch von Smith und Studd in Melbourne Hall wird mir als Meilenstein in meinem Leben stets in Erinnerung bleiben. Bis dahin war mein Christenleben gelähmt und unbeständig ... Ich sah, diese beiden jungen Männer hatten etwas, was ich nicht hatte und was ihnen eine beständige Quelle von Ruhe, Kraft und Freude war. Nie werde ich die Szene vergessen: Es war an einem grauen Novembertag um sieben Uhr, als das knappe Dämmerlicht die beiden treuen Bibelstudenten in unserem Schlafzimmer sichtbar werden ließ. Das folgende Gespräch war einer der entscheidendsten Eindrücke meines Lebens. Warum konnte

ich nicht tun, was sie getan hatten? Warum sollte nicht auch ich mein ganzes Wesen Gott ausliefern?

Nichts von dem, was sie sagten, war mir neu. Man muß nicht nur an Christus glauben, um am Ende selig zu werden, sondern darf Ihm den Sieg über jede Sünde und die Errettung von allen Sorgen zutrauen. Der Herr Jesus ist bereit, beständig in solchen Herzen zu wohnen, die sich Ihm ganz ergeben. Sie nötigten mich, diesen entscheidenden Schritt zu tun, und ich werde ihnen dafür immer dankbar sein.«

Ein neues Feuer berührte F.B. Meyers Herz und belebte von da an alles, was er tat.

Innerhalb weniger Wochen war Studds Leben total auf den Kopf gestellt. Die Mutlosigkeit und das dauernde Suchen waren zu Ende. Nun wußte er, wo seine Zukunft lag. Nie zuvor hatte er solchen Frieden und eine so unverwüstliche Freude gekannt. Sein Leben hatte Sinn und Ziel gefunden.

Wieder blickte die ganze Nation auf ihn. Die Zeitungen schrieben: »Außergewöhnliches Interesse weckte die Meldung, daß der Kapitän der Cambridgeelf und der Schlagmann des Cambridgebootes als Missionare nach China gehen.« Ihre Entscheidung beflügelte auch die Phantasie des gemeinen Mannes. Sowohl die weltliche, wie auch die geistliche Presse brachte enthusiastische Artikel.

Innerhalb weniger Tage erhielt das CIM-Büro viele Einladungen von Kirchen, Jugendbünden und Universitäten für die beiden jungen Männer. Ihr Dienst, besonders an den Universitäten, hatte außergewöhnliche Erfolge. Als dann Reginald Radcliffe, ein Evangelist und Freund Hudson Taylors, einen Besuch für sie in Schottland arrangierte, veränderte Hudson Taylor seinen Zeitplan. Was war der Wille des Herrn? Abschiedsversammlungen waren in London schon arrangiert. Sollten die beiden jungen Leute ihre Abreise verschieben, um dem zu entsprechen, was der Heilige Geist im Augenblick tat? Jeder neue Bericht von dem ausgeschütteten Segen verursachte im CIM-Büro Lob und Dank gegen Gott und machte Taylor immer sicherer, daß etwas Ungewöhnliches vor sich ging. Wenn

Menschen errettet wurden und Christen sich ganz Gott weihen, so konnte das nur zu Jesu Ehre gereichen und die Sache der Mission weltweit fördern. Mr. Taylor konnte den Weg, den der Geist sie führte, deutlich erkennen. So setzte er seine Londoner Abschiedstreffen für sich und andere, aufs Missionsfeld zurückkehrende Missionare fort. Und Smith ließ er mit Studd die Reise nach Schottland machen.

Am 28. November – nur achtundzwanzig Tage nachdem C.T. sich entschieden hatte, nach China zu gehen – saß er im Nachtzug nach Glasgow. Er hatte nichts bei sich, als was er auf dem Leib trug. Weltliche Dinge, auf die man gewöhnlich nicht verzichten mag, waren ihm gleichgültig geworden. Seine Mutter war entsetzt:

»Ich kann die unstete Lebensweise meines Sohnes nicht begreifen. Er geht nach Schottland, ohne irgendwelche Kleidung mitgenommen zu haben, außer der, die er trägt. Wie und warum er bis zum 9. Dezember Tag und Nacht mit einem Hemd auskommen will, ist mir ein Geheimnis, wo er doch genügend hat. Außerdem ist mir stets beigebracht worden, daß Reinlichkeit gleich nach dem Frommsein kommt.«

Sie ging zu Taylor und bat ihn, ihren Sohn einem älteren und nüchternen Christen beizugesellen, der die Arbeit vernünftig betreibt. »Ich habe den Eindruck, daß er und Mr. Smith von der gleichen impulsiven Art sind und einer den anderen anstachelt.«

Während ihres schottischen Unternehmens pflügten sie Neuland. Niemals vertrauten sie bei ihrem Dienst auf sich selbst oder auf die Erfolge in der Vergangenheit. Sie verbrachten die Nachmittage auf ihren Knien, um Gott anzuflehen, herabzukommen und ihnen den Sieg zu geben.

Obwohl sie zunächst fürchteten, niemand würde von ihren Versammlungen Notiz nehmen, waren sie überfüllt und Gottes Kraft war da, ganz anders, als die Leute es bisher gewohnt waren. Die beiden Missionare wurden herzlich empfangen. Studd sprach als erster. Der Veranstaltungsleiter schrieb damals: »Er hatte überhaupt

keine Redegabe. Es war wohl seine völlige Hingabe an Christus, die einen solchen Eindruck machte, daß die Hörer immer wieder Beifall zollten.

Die Tatsache, daß ein Mensch mit seinen Voraussetzungen sich selbst und seine Zukunft ganz und gar Christus weihte, erweckte das Interesse aller.« In einer Zeit, in der man an umständliche Predigten gewöhnt war, faszinierte der völlig unkompliziert vorgetragene Bericht über Studds geistliche Entwicklung die zuhörenden Studenten.

Ich bin sicher, daß C.T.s ängstliche Mutter ein wenig getröstet wurde, als sie in Charles' Brief von »viel Kraft, vielen erretteten Seelen und außergewöhnlichen Versammlungen« las. An anderer Stelle schrieb er: »Gott war mächtig unter uns«, und »Wir hatten eine gewaltige Nachversammlung, es war, als sei eine Dynamitladung unter ihnen explodiert«.

Das nächste Ziel der beiden »Sportler-Missionare«, wie man sie nannte, war die Universität Edinburgh. Trotz einer Atmosphäre geistlicher Feindseligkeit dort, war die große Halle voller Studenten, die froh waren, sie zu hören. Die reservierten Herren Organisatoren waren einigermaßen schockiert, als Studd beim Eingangsgebet dem Herrn für den Sieg dankte, den Gott an diesem Abend geben würde. Sein glaubensvolles Gebet sollte erhört werden.

Kaum war der Segen gesprochen, als ein Massenandrang zur Bühne hin begann, aber nicht aus Neugier. Alle drängten sich um Studd und Smith, um mehr von Christus zu hören, und tiefer Ernst lag auf den vielen Gesichtern ... es war uns allen klar: Hier wirkte der Heilige Geist.

Spät in der Nacht brachten hunderte von Studenten sie zum Bahnhof und feierten sie wie Helden, die ein Land erobert hatten; baten sie, wieder zu kommen und befahlen sie dem Geleit Gottes an.

Der geistliche Aufbruch verursachte beinahe täglich eine Korrektur der Pläne Hudson Taylors. Seine Rekrutenschar wuchs: zu Hoste, Cassells, Smith und Studd kam Montague Beauchamp, des-

sen Schwester Kynaston Studd geheiratet hatte. Dann, einige Tage nach Weihnachten vervollständigten die beiden Brüder Cecil und Arthur Polhill-Turner die Gruppe. Bald nannte man sie die »Cambridge-Sieben«. Sie wurden überall bekannt. Sogar Königin Victoria ließ sich ein Büchlein mit ihren Zeugnissen überreichen.

Studd fuhr fort, Versammlungen abzuhalten – von Brighton bis Liverpool. Dann, am 8. Januar, waren zum erstenmal alle zusammen auf der Bühne in der Exeterhalle bei der letzten Abschiedsversammlung Hudson Taylors. Von da an nannte sie jeder die »Cambridge-Sieben«.

Der Ruf nach Edinburgh wurde als Ruf Gottes verstanden. Und schon am nächsten Tag waren Smith und Studd auf der Reise gen Norden. Das Organisationskomitee hatte jetzt mehr Glauben gefaßt und mietete den größten Saal der Stadt. Die vorangehende Gebetsversammlung dauerte mehr als eine Stunde.

Charles legte Zeugnis ab von der Liebe und der Kraft eines persönlichen Erlösers. Er tat es »ganz ruhig; aber mit eindringlichen und brennenden Worten«. Smith predigte das Evangelium. Dabei »streckte er einladend seine langen Arme aus, während er sehr eloquent die alte Geschichte von der Erlösung verkündete«.

Reginald Radcliffe jubelte, als er diese Seelenernte sah. Selbst am nächsten Tag noch kam eine Reihe von Studenten, die nach ihnen verlangten und auch ihr Leben Christus übergeben wollten. Einzelgespräche wurden auf eine Viertelstunde beschränkt; denn Studd fragte gewöhnlich nur: »Sind Sie Christ?« »Nein.« »Möchten Sie einer werden?« »Ja.« Und daraufhin beteten sie zusammen.

Die Abschlußversammlung war wohl die bemerkenswerteste. Drei- oder vierhundert blieben zur Nachversammlung, und es wurde Mitternacht, bis allen Suchenden geholfen war. Auf seinem Weg nach China erhielt Hudson Taylor ein Telegramm: »Gott allein die Ehre! Dreitausend waren heute abend in der Versammlung.«

So zogen sie durch viele Städte im Norden. Ihre einzigartige Anziehungskraft lag in dem, was sie *waren*. Überall strömten die Leute zusammen und unzählige Seelen wurden in das Reich Gottes hineingeboren. Charles schrieb seiner Mutter:

»Ich kann Dir gar nicht sagen, wie uns der Herr gesegnet hat. Wir wachsen täglich in der Erkenntnis Jesu und Seiner wunderbaren Liebe. Wie hat sich mein Leben verändert! Ach, Cricket und Tennis und Schießen ist nichts gegen diese überwältigende Freude ... Ich kann jetzt auch die Armen in den Städten viel besser verstehen. Und mein Abscheu vor dem Luxusleben, das ich bisher geführt habe, ist gewachsen. Ich habe so viele Anzüge und Bekleidung jeglicher Art, während Tausende verhungern und vor Kälte zugrunde gehen. Wenn ich nach Hause komme, muß alles verkauft werden, wenn es bis dahin noch nicht geschehen ist.«

Was können wir von Studd in diesem höchst erstaunlichen und bewegenden Lebensabschnitt lernen? Wir sehen den Anfang seines Mißbehagens über seinen Reichtum. Beide, Smith und Studd, aus gleichem Milieu kommend, verabscheuten rigoros die Bequemlichkeiten ihres früheren Lebens. »C.T. hielt auf strengste Enthaltbarkeit«, schrieb Cecil Polhill, als er später über eine Chinareise berichtete. »Und keinen Augenblick erlaubte er sich auch nur die geringste Bequemlichkeit, weder was die Möbel, noch was gutes Essen anging.«

Wir sehen zudem, daß er gut mit Leuten umgehen konnte, wenn er auch nicht über Smiths Beredsamkeit verfügte. Seine besonderen Gaben lagen in der Waffe seiner flammenden Worte und in dem schnellen Wechsel seines Temperaments.

Sein oft brüskes Auftreten verbarg große Herzenfreundlichkeit, die sich wieder und wieder bei seinem Umgang mit suchenden Seelen zeigte. Seine abschließenden Worte, die er vor seiner Abreise nach China sprach, klingen noch heute nach und haben nichts von ihrer Dringlichkeit und Bedeutung verloren: »Gott handelt nicht mit euch, solange ihr euch ihm nicht völlig überlassen habt. Dann aber wird er euch sagen, was er von euch getan haben möchte.«

Wie viele gute Gläubige schwanken hin und her und wissen nie, was Gott von ihnen will. Liegt hier vielleicht die Antwort? Gott verändert sich nicht. Er wartet und wartet, bis wir uns ihm völlig ausliefern. C.T. machte zwei oder drei Anläufe, bis er endlich hin-

durch war. Darf ich dir Mut machen, nach C.T.s Beispiel zu handeln und nicht aufzugeben?

Komm wieder zu dem Herrn zurück! Oder kann ich deinen Blick auf F.B. Meyer lenken? Er war siebenunddreißig, als er dem fünf- undzwanzigjährigen Studd begegnete. Es war für diesen Knecht Gottes noch nicht zu spät, sich ganz und in allen Details seines Lebens Gott zu überlassen. Noch heute genießen wir die Früchte dieses Gehorsamsschrittes.

Leidenschaftliche Worte beendeten die Abschlußversammlung: »Wofür lebst du in Wirklichkeit? Lebst du für das Heute oder für die Ewigkeit? Willst du auf die Meinungen der Menschen sehen oder den Willen Gottes tun? Die Meinungen der Menschen werden vor dem Richterstuhl bedeutungslos sein, aber nicht der Wille Gottes. Sollten wir dann nicht lieber das Wort Gottes nehmen und Ihm in allem gehorchen? Eine andere Ermahnung lautete: »Macht eure Herzen weit und geht hin in alle Welt. Wenn wir das Licht, das wir in England finden, nicht ausbreiten, wird es auch in unserem Lande durch die Mächte der Finsternis ausgelöscht werden.« Hugh Price-Hughes schloß die Versammlung. Als man hinausging, sagte er: »In dieser Versammlung ist genügend Kraft, nicht nur London und England, sondern die ganze Welt in Bewegung zu setzen.«

KAPITEL 8

LEHRZEIT IN CHINA

Am 5. Februar 1885 drängte sich eine Schar liebender Freunde und weinender Verwandten um einen Eisenbahnwagen im Victoriabahnhof in London. Die »Cambridge-Sieben« fuhren ab. Diese aristokratische, sportliche und einflußreiche Gruppe junger Leute würde nun bald in China sein. Sie hatten die Lebensübergabe an Christus zu einem öffentlichen Gesprächsstoff gemacht und auf ungewöhnliche Weise die Schranken ihrer Klasse durchbrochen, um den einfachen Menschen in ihren Lebensumständen und in ihrer Sprache nahe zu sein.

Lady Beauchamp, Kynaston Studd und seine junge Frau begleiteten sie bis nach Calais. Studds Popularität hatte einige aus seiner alten Mannschaft veranlaßt, ihm dort ein letztesmal Lebewohl zu sagen. Pünktlich fuhr der Zug ab. »Die Cambridge-Sieben« beobachteten wehmütig die vorbeifliegenden grünen Gefilde Englands; denn mit ihnen entschwand eine Lebensweise, zu der sie nie wieder zurückkehren würden.

C.T. schrieb seiner Mutter ausführlich über ihre erlebnisreiche Reise. Kaum an Bord begannen die »Sieben« die auf dem Schiff »gefangene« Reisegesellschaft und die Besatzung zu evangelisieren. C.T. sagte:

»Hier gibt es sieben Passagiere der zweiten Klasse, und wir vertrauen darauf, daß nun alle Kinder Gottes sind. Die Geschichte des einen ist wahrhaft erstaunlich. Der Mann ist Kapitän auf einem indischen Dampfer und war für sein Lügen, Trinken, Schwören und Lästern bekannt. Wir danken Gott, daß Er selbst diesen Mann zur Erkenntnis gebracht hat, daß Jesus sein Retter ist. Hoste hat gleich am ersten Tag mit ihm geredet. Eines Nachmittags leitete der Herr mich irgendwie, mit ihm über seine See-

le zu sprechen. Er schien weich geworden zu sein und ich drängte ihn, sich sofort zu entscheiden. Auf den Knien in seiner Kabine hat er den Herrn Jesus angenommen und schon dreimal davon öffentlich Zeugnis abgelegt.

Sein ganzes Leben ist verändert. Die meiste Zeit des Tages bringt er mit dem Bibelstudium zu. Gelobt sei der Herr! Es ist wunderbar. Nicht nur die Reisenden sind zum Herrn gebracht worden, sondern auch einige von der Besatzung. Du kannst dir vorstellen, welch einen Wandel das unter dieser Reisegesellschaft hervorgerufen hat.«

Überall, wohin das Schiff kam, nach Brindisi, Suez, Alexandria, Colombo, Penang, Singapur und Hongkong, hinterließ es eine Seegensspur. Sobald es im Hafen festgemacht hatte, gingen die eifrigen Missionare an Land und predigten wo sie konnten. Mancher müde Kämpfer Christi wurde ermutigt und viele Menschen bekehrten sich.

Überschäumend vor Freude schrieb Studd: »Der Kapitän erlaubte uns, auf dem Achterdeck einen Gottesdienst abzuhalten. Fast alle Reisenden kamen, auch aus der ersten Klasse.« Die jungen Männer predigten dasselbe unverfälschte Evangelium und machten keine Konzessionen vor den weltlichen, wenn auch kirchentreuen Reisenden aus der Oberschicht. Öffentlich riefen sie Leute zu einer Entscheidung für Christus auf.

Anstatt während der Fahrt durch das Rote Meer in Liegestühlen Sonnenbäder zu nehmen, begannen sie mit der schweren Aufgabe, die chinesischen Zeichen zu lernen. Endlich langten sie in Schanghai an. C.T. schrieb: »Der liebe Hudson Taylor kam ans Wasser herunter, um uns abzuholen.« Sofort wurde eine Anzahl von Sonderveranstaltungen als Evangeliumsfeldzug für die dortige englische Gemeinde arrangiert. Die Temperance Hall, der größte Raum in der Stadt, wurde für den 23. März gebucht, wo dann auch die Veranstaltungen ihren Höhepunkt fanden.

Unter den Sprechern war C.T. Studd, der in der ihm eigenen, kraftvollen und herausfordernden Art seine Geschichte erzählte.

Reverend Smith, der englische Hauptpfarrer an der Kathedrale von Schanghai »trat am Ende der Versammlung nach vorne und legte ein sehr offenes Bekenntnis ab«.

Er gab demütig zu, daß wenn er am Abend zuvor hätte sterben müssen, seine Seele verloren gegangen wäre; aber nun lebte er durch die Gnade Gottes. Er war von frommen Eltern erzogen und in der Bibel wohl unterwiesen worden. Dann hatte man ihn konfirmiert und als Diener der Kirche von England ordiniert. Mit den besten Absichten, Christus zu dienen, hatte er sich mit ganzer Kraft bemüht, aber die eigene Seele nicht Christus übergeben. Nun aber konnte er mit festem Vertrauen sagen: »Ich bin des Herrn, und Er ist mein.«

Studd und die Polhill-Turners (bald darauf ließen sie das »Turner« fallen) waren als mit der CIM assoziierte Missionare nach China gekommen. Verständlicherweise hatte die Mission nur Zeit gehabt, über die Polhills zu entscheiden – sie allein hatten bis zum 8. Januar unterschrieben – und Studd war deshalb wohl mit ihnen gleichgestellt, weil er beschlossen hatte, für sich selbst aufzukommen. Was ihre Tätigkeiten anging, wurde kein Unterschied zwischen ihnen und ihren Freunden gemacht, die man als Missionare auf Probe angenommen hatte.

Die Missionsstrategie verlangte, daß alle im chinesischen Hinterland Arbeitenden wie Einheimische gekleidet sein sollten. Für die Männer bedeutete das nicht nur den Verzicht auf ihre Hosen und Hemden zugunsten chinesischer Hemden und langärmeliger Umhänge, sondern auch, daß sie ihre Köpfe kahlscheren und einen Zopf tragen mußten!

Bevor sie Schanghai verließen, hatten sie einen vergnügten Morgen verlebt. C.T. sagte: »Ich mußte den ganzen Tag über unser groteskes Aussehen lachen.« Das Lachen verstummte bald unter den Strapazen der Reise und den mancherlei Umstellungsschwierigkeiten in einem fremden Land.

Die Sieben genossen diese Monate des Beisammenseins. Die reichen gemeinsamen Tage beeinflussten alle in vielfältiger Hinsicht. Das dauerte bis zum 4. April. Dann fuhren Studd und die beiden

Polhills in nördliche Richtung nach Han-Chung, und die anderen zerstreuten sich in die Weiten des chinesischen Hinterlandes.

Zuerst waren sie mit einem Dampfer in vier Tagen 1100 km auf dem Jang-Tse-Kiang bis nach Hankow gefahren. Dann ging es in einem Flußboot den Han-Fluß hinauf bis nach Han-Chung. Die gesamte Strecke betrug fast 1800 km und sie benötigten dafür vier Monate. Studd schrieb: »Wir drei hatten zusammen eine großartige Zeit. Den ganzen Tag lasen wir das Wort und beteten. Dann, im letzten Monat, kam Mr. Parker zu uns und übernahm das zweite Boot. Er war mit uns ein Herz und eine Seele. Es war wunderbar, und der Herr zeigte uns vielerlei.« Das tat der Herr nicht zuletzt durch einen Chinesen, einen exzellenten Lehrer, der sie während der Fahrt in ihren Studien unterstützte.

Täglich boten sich den Reisenden erstklassige Gelegenheiten, mit den Gewohnheiten des Landes vertraut zu werden. Es gab nur eine Art zu leben, eben auf chinesisch. Sehr schnell lernten sie überfüllte Unterkünfte, Unbequemlichkeit, Flöhe, Ratten, Lärm, Gerüche, Hitze, Schmutz und Grausamkeit kennen. Sie standen ununterbrochen unter dem Argwohn neugieriger Blicke. Alles, was sie taten, wurde beobachtet, waren doch noch nie so viele Fremde dorthin gekommen. Sie merkten bald, daß es vieler Gnade bedurfte, auch dann immer freundlich zu bleiben, wenn man dauernd angestarrt wurde.

Die ganzen Tage hindurch und bis in die Nächte hinein drang der chinesische Singsang in ihre Ohren. Wie gern hätten sie sich mit ihnen unterhalten. Da waren so viele Menschen, alle ohne Christus; aber Studd und die beiden Brüder fühlten sich wie geknebelt. Die Sprache schien entsetzlich schwer zu sein. Sie verbrachten immer viele Stunden mit ihrem Lehrer; aber der Fortschritt war kaum meßbar.

Die Anfangsmonate in China veranlaßten Studd, sein Herz genau zu erforschen. Sein Unvermögen, chinesisch zu sprechen, gab ihm herrliche Gelegenheit, tiefer und tiefer in Gottes Wort einzudringen. So, aus dem Rampenlicht öffentlicher Predigt genommen und von der Anspannung des missionarischen Dienstes befreit, läu-

terte Gott Seinen Knecht. Immerzu sprach Er mit ihm über das Sichselbst-gestorben-Sein.

Am 22. August schrieb Studd nach seiner Ankunft in Han-Chung:

»Ich bin durch manche Prüfung gegangen und der Herr hat mich vieles gelehrt, besonders über meine eigene Schwachheit. Ich sah, daß meine größten Kräfte und Bemühungen Ihn hindern können, und daß, wenn ich lebe und etwas tue, ich ein Hindernis bin für Sein Wirken durch mich. Ja, ich muß sterben, dann kann Er mich zu Seiner Ehre gebrauchen (Galater 2,20). Ja, sterben, sterben, sterben – allem und jedem und jeglicher Abhängigkeit nicht nur von der Welt, sondern auch von christlichen Vorstellungen. Petrus war nicht tot für die Meinungen seiner Genossen. Darum fiel er und mußte von Paulus zurechtgewiesen werden. Diese Lektion war es insbesondere, die der Herr mich lehrte.«

War Studd enttäuscht von den Methoden der Mission, daß er fälschlicherweise meinte, auch ihren Ansichten gegenüber tot sein zu müssen? Studd fiel auf eine listige Verführung des Teufels herein. Wie viele enthusiastische junge Christen neigte er zu einer gewissen Übergeistlichkeit. Hudson schrieb:

»Es tut mir leid, daß Studd und die beiden Polhills zu solchen extremen Ansichten gelangt sind. Sie haben einen guten Lehrer und hilfreiche Freunde; aber sie haben das Lernen aufgegeben und bitten mit Fasten und Gebet um das Sprachenwunder! Wie vielfältig und subtil sind die Verführungskünste Satans, um die Chinesen nicht mit dem Evangelium vertraut werden zu lassen.«

Nach einigen weiteren Briefen schrieb Taylor im Oktober 1885: »Charles Studd und die beiden anderen haben ihr Sprachenstudium wieder aufgenommen und manche ihrer Fehler eingesehen.«

Verständlicherweise waren die neuen Missionare sehr entmutigt. Hatten sie nicht zu Hause Dutzende, ja Hunderte zu Christus

kommen gesehen? Und jetzt? Es war leicht, in die Falle zu geraten, die Missionsmethoden zu kritisieren und aus Mangel an Erfahrung zu meinen, man verstünde es besser. Ist uns das unbekannt? Leider müssen auch manche, die Gott später sehr gebrauchen konnte, mit Scham an ihre anfängliche Unwissenheit, Arroganz und kindische Unvernunft denken.

Die ersten Monate in China verbrachte C.T. mit endlosen Reisen. Bald merkte er, daß Bootsreisen ein Vergnügen waren, verglichen mit der schmerzvollen Wanderung von mehr als 60 km täglich, über Berge und Ebenen in Schuhzeug, das nicht so richtig paßte. Gnadenlos brannte die Sonne auf die kleine Gruppe herab, die sportliche Höchstleistungen vollbrachte in Kleidern, die sich eigentlich besser zum Schlafen eigneten. Die von den dreien gemieteten Winkel auf dem Boot waren in der Tat komfortabel, verglichen mit den schmutzigen Nachtlagern, die ihnen in den Dorfgasthäusern angeboten wurden, und wo sie auf den Sitzbänken schlafen mußten.

Charles wollte dem Herrn wirklich mit ganzem Herzen dienen; aber diese erste Zeit in China war alles andere als leicht. Er übergab sich dem Herrn und wollte von diesen neuen Erfahrungen lernen, was er nur konnte. Die CIM war gekennzeichnet durch den Märtyrergeist, der in ihrem Gründer und Leiter, Hudson Taylor so klar zum Ausdruck kam, aber auch in vielen Unbekannten gesehen werden konnte, die ihr Leben zur Rettung Chinas hingaben.

Wiederholt führte C.T. Studds Weg ihn zu einer Oase, wo er so einen »dienenden Engel« traf. Die Tiefe der Ergebung und das Gestorbensein in Christus, das er bei vielen seiner Kollegen fand, erweckte in seinem Herzen ein Echo tiefster Zuneigung. Und wieder lieferte er sich im Gebet dem Herrn aus, um Ihm ganz zu dienen. Wenn er jetzt auch nicht Dutzende von Menschen zu Christus führte, so trug sein Leben auch jetzt viel Frucht, wenn auch ganz anderer Art.

Er hatte Kummer mit seiner chinesischen Kleidung, besonders wegen der Schuhe für seine großen Füße. Der erste Schuhmacher, floh aus dem Hause und weigerte sich entschieden, ein so giganti-

sches Werk in Angriff zu nehmen. Seine Riesenfüße machten den Leuten viel Vergnügen. Oft zeigten sie auf der Straße darauf und amüsierten sich. Die Chinesen sind gewöhnlich kleiner und damit auch ihre Füße. Der große C.T. Studd eignete sich offenbar sehr schlecht zu einem Chinesen. Aber C.T. schuf sich hier ein Muster für sein geistliches Sein, das ihm für den Rest seines Lebens eine Quelle der Kraft werden sollte.

Von jetzt an stand er jeden Morgen ganz früh auf, um zu lesen und zu beten. Einmal schrieb er: »Weil es sehr warm ist, schlafen wir äußerst bequem auf einer Holzbank. Seit zwei Uhr lese ich bei Kerzenschein. Bis halb vier bin ich mit allem fertig gewesen, so daß wir um vier Uhr weiterziehen konnten.« Dabei ist es interessant, daß sein Vater auch sehr wenig Schlaf benötigte. Von ihm wird erzählt, er sei zu den unmöglichsten Zeiten, manchmal um zwei oder drei Uhr nachts, umhergewandert, um jemand zu finden, mit dem er ein Schwätzchen halten konnte. Gnadenlos schüttelte er sein Opfer wach, wobei er auf dem Bettrand saß und rief: »Wach auf, du Faulpelz!« Nach seiner Bekehrung wird er, wie ich denke, einen besseren Zeitvertreib gefunden haben.

In einem Brief aus Ping-Yang vom Februar 1886 schreibt C.T.:

»Der Herr ist gut und reicht mir jeden Morgen eine große Portion geistlichen Champagners, der mir Tag und Nacht Kraft verleiht. Seit einiger Zeit genieße ich das täglich. Gewöhnlich wache ich um halb vier auf und fühle mich frisch und munter, so daß ich schön lesen usw. kann. Dann schlafe ich noch eine Stunde, bevor ich endgültig aufstehe. Ich habe festgestellt, daß sich alles, was ich in der Frühe gelesen habe, meinem Geist fest eingepägt hat und mich den ganzen Tag über beschäftigt. Die Frühe ist die stillste Zeit, niemand läuft umher und nichts ist zu vernehmen, als nur das, was Gott sagt. Wenn ich nicht dazu komme, fühle ich mich wie Simson als ihm die Haare abgeschnitten waren und er dadurch seine ganze Kraft verloren hatte. Ich erkenne immer deutlicher, wie viel ich von dem Herrn lernen muß. Ich möchte ein brauchbarer Arbeiter sein, nicht einer, der nur so

eben gerade seine Aufgaben erfüllt. O, wie wünschte ich, ich hätte mein ganzes Leben von Anfang an Gott und Seinem Wort geweiht. Wie viel habe ich doch durch all die Jahre versäumt, in denen ich mir selbst gefallen wollte und den Ehren und Vergnügen der Welt nachgelaufen bin!«

Stets, sein ganzes Leben hindurch, stand er früh auf und las buchstäblich stundenlang in der Bibel. Er hatte die Kunst gelernt, so über Gottes Wort nachzudenken, daß dadurch seine glaubensvollen Gebete Richtung und Stoßkraft erhielten. Das Wort stattete ihn mit geistlichen Reichtümern aus. Und er nahm sein Erbteil in Christus tatsächlich in Besitz und lebte im Genuß Seiner Verheißungen. Später gewann er dadurch nicht nur die Fähigkeit, ein gutes Zeugnis abzulegen, sondern auch auf eine unnachahmliche Weise das Wort Gottes zu predigen.

Selbst den geringsten Hauch von Luxus und Bequemlichkeit hatte er abgelegt. Darüber hinaus erlebte er jetzt eine Zeit, die ihm viel Durchhaltevermögen und physische Strapazen abverlangte. Er sollte nordwärts ziehen, um Hudson Taylor zu treffen, und seine Füße waren schon am Anfang dieses wochenlangen Marsches sehr wund.

»Am nächsten Tag waren meine Füße so schlimm, daß ich meine Schuhe ausziehen und in Sandalen weitergehen mußte; aber meine Haut ist nicht aus solchem Leder, wie die der Kulis. Das Stroh und die Bindfäden wirkten verheerend und schnitten bei jedem Schritt tiefer ins Fleisch ein. Da machten die 40 Kilometer, die wir täglich marschierten, wahrlich kein Vergnügen. Am nächsten Tag war es noch schlimmer, und nachdem wir 19 Kilometer marschiert waren, mußte ich die Sandalen ausziehen und barfuß weitergehen. Als wir endlich ankamen, befanden sich meine Füße in einem schrecklichen Zustand. An sieben Stellen war das rohe Fleisch zu sehen. Aber – gelobt sei der Herr – dadurch lernte ich die Erholungszeiten erst richtig zu schätzen.«

Er fuhr dann fort:

»Gewöhnlich gehen wir 13 Kilometer, bevor es Frühstück gibt. Dann halten wir an einem Laden, der gleichzeitig ein chinesisches Gasthaus ist, eine Hütte mit Tischen und Bänken und einer Kochstelle, wo wir etwas Reis bekommen. O, wir genießen unsere Mahlzeiten an der Landstraße! Ich bin jetzt ein richtiger Chinese und liebe Reis über alles. Tatsächlich ziehe ich chinesisches Essen ausländischer Nahrung vor. Am Sonnabend hatten es meine Begleiter, zwei Kolporteurs, plötzlich sehr eilig und nahmen sich vor, an diesem Tag 64 Kilometer zu schaffen. Das waren keine guten Aussichten für meine Füße. Sie wollten mir ein Pferd besorgen, aber sie fanden keins. Meine Füße waren so wund, daß es unmöglich erschien, eine so weite Strecke zurücklegen zu können. Aber der Herr gab mir Kraft, wie, das weiß ich selber nicht. Ich weiß nur, daß es sehr schmerzlich war und meine Füße natürlich immer schlimmer wurden. Am nächsten Tag 60 Kilometer, o weh! Bei jedem Schritt war es, als träte ich in ein Messer; aber ich fühlte die Nähe des Herrn nie deutlicher als an diesem Tag. Ich war meistens allein, besonders die letzten Tage, als ich mit den anderen nicht mehr schritthalten konnte. Aber ich danke Gott für alles von ganzem Herzen; denn Er hat mich durch diese Leiden sehr, sehr vieles gelehrt. Man kann nur in Lob und Dank ausbrechen und sich wundern, wie einem der Herr geholfen hat, überhaupt so weit zu kommen.«

In einem weiteren Brief schließt er den Bericht ab:

»Ich weiß, Ihr werdet Euch um meinen Fuß Sorgen machen, so will ich noch nachtragen, daß es besser mit ihm geworden ist. Obwohl ich ihn nun ausruhen ließ, wollte er nicht heilen, sondern schwoll stark an und eiterte ziemlich. So bat ich Hodge, einen Kollegen, mich im Namen des Herrn Jesu mit Öl zu salben (Jakobus 5,14-15), weil ich glaubte, daß der Herr den Fuß heilen würde. Hodge wollte zuerst nicht; aber dann lasen wir Jakobus 5 zusammen und beteten. Seit der Zeit heilte mein Fuß sehr rasch. Am nächsten Tag sah ich ihn im Glauben für geheilt an

(obwohl er absolut nicht danach aussah) und ging eine ganze Weile damit umher. An diesem Abend war er weit weniger geschwollen. Danach ging ich täglich ungefähr 30 Kilometer mit dem Erfolg, daß die Schwellungen gänzlich verschwanden und er so gut wie der gesunde Fuß aussieht, ganz ohne eiternde Stellen. Dafür preise ich den Herrn von Herzen.«

So verwandelte sich eine Leidenserfahrung in eine Glaubenslektion. Am dritten November, eben, nachdem sein Fuß geheilt war, schrieb er wieder an seine Mutter:

»Wir hatten uns gerade über chinesische Mühsale unterhalten und wir hätten gern gewußt, wo man sie erleben kann, denn wir haben sie noch nicht entdeckt. Sie sind einfach ein Märchen. Dies Leben ist bei weitem das beste, so gesund und gut, genug zu essen und zu trinken, harte, gesunde Betten, frische Luft ... Was will man noch mehr?«

Im Februar 1886 war Studd weitergezogen und hatte die Freude, wieder mit Hoste zusammenzutreffen. Dieser berichtete: »C.T. kommt mit der Sprache gut voran und wird die verlorene Zeit bald wieder aufgeholt haben.« Es scheint, als ob Charles, die beiden Polhills und Stanley Smith sich einzugewöhnen begannen und anfangen, in der neuen Sprache zu denken und zu leben.

Während seiner Zeit in Ping-Yang schrieb Charles an die gläubigen Studenten in Edinburgh und berichtete ihnen von der Freude, Stanley Smith nach einer Trennung von sechs Monaten wieder getroffen zu haben. Seine Worte sprühten von Feuer und konnten ihnen Mut machen:

»Unmöglichkeiten gibt es in Wirklichkeit für einen wahren Christen nicht. Wir wissen nur, daß alle Dinge möglich sind. Manche von uns haben nur einen Eselskinnbacken; aber welche mächtige Waffe ist das, wenn man sie dem Herrn Jesus ausgeliefert hat! Man besiegt damit eine ganze Batterie wissenschaftlicher

Artillerie, die nur in menschlichen Händen liegt ... Seit ich in China bin, weiß ich sicherer denn je, warum viele Christen so tot und kalt sind. Sie weigern sich, dem Befehl des Apostels Paulus zu gehorchen, sich allezeit im Herrn zu freuen. Ich bin sicher, daß uns der Teufel stets von dieser Freude an Jesus abhalten will, ganz besonders hier in China. Ich begreife jetzt – mehr denn je – daß die Freude am Herrn unsere Stärke ist. Hier sind die Versuchungen sehr viel stärker und raffinierter als zu Hause. Ihr seht, dies ist des Teufels Festung; aber – gelobt sei Gott – nicht mehr für lange.

... Stanley Smith kann ziemlich gut chinesisches sprechen. Er leitete am letzten Sonntag die Versammlung und der Herr sprach eine halbe Stunde lang durch ihn. – Gelobt sei Gott!

Wenn China auf den Kopf gestellt werden soll, müssen erst die Missionare umgekrempelt werden. Betet, daß der Herr uns alle wachrüttelt, um in Seiner Kraft voranzugehen und alles für Ihn einzunehmen. Betet, daß Männer aufstehen, die dem Apostel Paulus gleichen! Wir wollen das Heer Christi stark machen, hier wo das Hauptquartier des Teufels und seine stärksten Truppen liegen. Laßt uns alle mit ganzer Kraft für die Ehre und die Herrlichkeit des Herrn Jesu eintreten! Euer Euch liebender Bruder C.T. Studd.«

Ein Jahr war vergangen, und man hörte von allen Cambridgern, daß sie gute Fortschritte gemacht hatten. Allerdings konnte sich Charles nicht fest an die CIM binden. Während die anderen regelmäßig schrieben und ihre Briefe im Missionsblatt veröffentlicht wurden, blieb Charles wenig mitteilend. In einem Bericht Hudson Taylors heißt es: »Neueste Nachrichten von den Cambridgern, außer von C.T. Studd.«

Im Mai desselben Jahres unterzeichneten die Gebrüder Polhill die »Grundsätze und Arbeitsmethoden« der Mission und wurden als Vollmitglieder aufgenommen. C.T. wurde weiterhin nur als »Assoziierter« geführt. Dabei blieb es bis 1890. Irgendwie konnte er sich nicht völlig mit der Mission einsmachen. Sein unabhängiger

Charakter ließ ihn eine freiere und mehr individuelle Arbeitsweise suchen.

Im Juli kamen die Missionare zu ihrer Jahreskonferenz nach Shansi zusammen. Studd und Cassells wohnten bei Mr. Adamson von der Bibelgesellschaft. Als dieser plötzlich schwer erkrankte, mußte das Programm völlig umgeändert werden. Studd schrieb:

»Natürlich ging es dem guten, alten Cassells genauso wie mir darum, ihn zu pflegen; aber irgendwie hatte ich mich schließlich durchgesetzt und Cassells zog in ein anderes Haus. Am nächsten Tag stellte sich heraus, daß es sich nicht um Typhus, sondern um die Blattern handelte. Jetzt beanspruchte Monty die Pflege für sich; Ihr könnt Euch aber vorstellen, wie entrüstet ich war und daß ich nicht von der Stelle weichen wollte. Schließlich meinten wir, es sei besser, wenn jemand hilft, und so blieben wir beide da.«

Die Erfahrungen dieser furchtlosen Streiter Christi erscheinen uns als eine endlose Reihe von Nöten und Leiden zu sein. Wieder und wieder setzten sie ihr Leben in selbstloser Hingabe wagemutig füreinander ein.

So machten diese jungen Männer einen Schnellkurs in Krankenpflege durch und gleichzeitig erfuhren sie, wie es ist, mit wenig hilfsbereiten Dienern umgehen zu müssen. Studd lernte wieder auf einem neuen Gebiet, dem eigenen Ich zu sterben, indem er seine natürliche Empfindlichkeit überwand und einen ansteckenden Totkranken pflegte.

Nachdem das Pockenopfer genesen war, reiste er mit Hudson Taylor bis nach Han-Chung. Dort erhielten sie Nachrichten von einem Aufruhr in Chungking, die jeden wegen der unvorstellbaren Morde und Plünderungen in Angst und Schrecken versetzen konnten. Kein Fremder war seines Lebens sicher, und selbst die wohlgesonnenen Chinesen fürchteten sich meistens, die »Fremden Teufel« zu beschützen wegen der gnadenlosen Repressalien, die ihnen droh-

ten. Mr. Taylor, der sich um die dortigen Missionare Sorgen machte, sandte zwei Freiwillige, Studd und einen Freund, um zu sehen, ob man etwas zur Rettung tun konnte. Als sie in die Stadt kamen, war nur noch der Konsul da. Und der fürchtete sich, die beiden Reisenden aufzunehmen. Charles sagte: »Erst einige Zeit später habe ich erfahren, warum mich Gott an diesen Ort geschickt hat.«

KAPITEL 9

WAS IST IRDISCHES GUT?

Nachdem C.T. Studds Vater gestorben war, wurde Charles Erbe bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr treuhänderisch verwaltet. Da Studd wußte, daß bald eine erhebliche Summe sein eigen war, sprach er, bevor er England verließ, mit Hudson Taylor. Er wollte alles dem Werk Gottes zur Verfügung stellen. Der Herr hatte durch den biblischen Bericht von dem reichen jungen Obersten persönlich zu ihm geredet. Hudson Taylor gab ihm den weisen Rat, zu beten und dann, wenn es an der Zeit sein wird, entsprechend zu handeln.

Als C.T. unter vielen Gefahren versuchte, Chungking zu erreichen, hatte er keine Zeit für irgendwelche Gedanken an seine finanzielle Situation. Während seines Aufenthaltes in des Konsuls Haus, lenkte der Herr seine Aufmerksamkeit aber wieder auf die Geschichte von dem reichen Jüngling. Augenblicklich fielen ihm auch seine Gelübde ein, die er dem Herrn gemacht hatte, dazu auch das Gespräch mit Hudson Taylor. Der Herr sprach ganz ruhig mit ihm und brachte ihm seine früheren Aussagen wieder ins Gedächtnis. Charles sagte: »Gott machte mich erst einmal ganz ehrlich. Dann sagte Er mir, was ich tun sollte.«

Einige Tage später erreichten ihn die Briefe seines Bankiers und seines Rechtsanwalts, die ihn über sein Erbe in Kenntnis setzten. Der Zeitpunkt ihres Eintreffens war äußerst verblüffend, besonders weil die Post nur zweimal im Monat kam, und weil sie ihm in einem Bürgerkriegsgebiet von Ort zu Ort nachgereist war.

C.T. hatte gerade seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Dadurch wurde das Festsitzen, zu dem er in dem Haus des Konsuls verurteilt war, sehr bedeutsam. Ihm wurde nämlich klar, daß er, wenn er das Geld weggeben wollte, die Unterschrift eines Regierungsbeamten mit notariellen Befugnissen benötigte.

Als Studd ganz sicher war, den Willen des Herrn zu kennen, bat er den Konsul, Mr. Bourne, seine Unterschrift zu beglaubigen, damit er mit dem Verschenken seines Geldes beginnen konnte. Anfangs weigerte sich Mr. Bourne, weil er die Sache für eine Torheit hielt. Als er aber Studds ernsthafte Absicht erkannte, bat er ihn, sich zwei Wochen Bedenkzeit zu nehmen, um noch Gelegenheit zu haben, seine Entscheidung zu revidieren. Als die Zeit verstrichen war, überzeugte Studds nüchterne Haltung den Konsul und alles wurde ordnungsgemäß unterzeichnet. Mit demselben Gleichmut, mit dem er früher einen Scheck für seinen Börsenmakler ausgestellt hätte, gab er jetzt all sein Geld weg.

Zunächst schien es, als beliefe sich sein gesamtes Erbe auf etwa 29.000 Pfund. Das entspricht in heutiger Währung knapp 7.000.000 DM.

Er entschied, zunächst viermal 5000 Pfund an bestimmte Personen zu verschenken. Diese Gaben lassen uns in sein Herz blicken und wie er mit den verschiedenen Zweigen des Werkes Christi verbunden war. Vor allen anderen sandte er 5000 Pfund an Mr. Moody und bat ihn, ein Werk in Tirhoot, in Nordindien, zu eröffnen. Das war die Gegend, wo die Plantagen seines Vaters lagen, die ihm sein Glück beschert hatten. Wollte Studd versuchen, eine Schuld zurückzubezahlen? Fühlte er sich in besonderer Weise für jene Leute verantwortlich, die ohne Christus sterben mußten und doch indirekt seinen Reichtum erwirtschaftet hatten? Vielleicht war er auch deshalb gegen die Inder so besonders großzügig, weil sein Vater es sicher genauso gemacht hätte, wenn er noch länger gelebt hätte. Wie es auch gewesen sein mag, jedenfalls fühlte Studd eine gewisse Zuneigung zu Indien. Viele Jahre später diente er selbst dort. Moody konnte Studds Wunsch nicht entsprechen und verwendete das Geld für das Moody-Bibel-Institut, das noch heute Missionare ausbildet und in alle Welt sendet.

Die nächste Gabe ging an Georg Müller, der in Bristol, in England, ein höchst eindrückliches Glaubenswerk errichtet hatte. Er hatte 2000 Waisenkinder aufgenommen und sorgte für sie, indem er für alles, was sie täglich brauchten, allein auf Gott vertraute. Ein

Grundsatz seines Glaubens war es, niemals jemand von seinen Sorgen wissen zu lassen. Er lehrte uns so, daß man nur durch Gebet von Gott alles bekommen kann, und er handelte danach, nicht nur in den großen, sondern auch in den unbedeutenden Bedürfnissen seines Werkes. Das Zeugnis dieses Mannes inspirierte Studd, es genauso zu machen. Er war direkt begeistert von dem Gedanken, Müllers Beispiel folgen zu können. Er sandte ihm 4000 Pfund, um sie an Missionswerke zu verteilen und 1000 Pfund für die Waisenkinder.

Die nächste Gabe von 5000 Pfund galt einem gewissen Mr. Holland für seine Arbeit an den Armen in London. Hier sieht man Charles Mitleid mit den Notleidenden. In den wenigen Monaten bevor er England verließ und er sich aus den behaglichen und wohlhabenden Kreisen entfernte, um den einfachen Menschen zu dienen, war er oft sehr erschrocken über das Elend und die Heruntergekommenheit seiner eigenen Landsleute.

Die letzten 5000 Pfund gingen an die Heilsarmee in Indien. Durch diese großzügige Einrichtung war ein ganz neuer Typus von Arbeitern geschaffen worden, der nun unter den Armen wirkte. C.T. hat wiederholt seine starken Sympathien für die Heilsarmee bekundet. Er mochte ihre »Kreuzzüge«, ihre Arbeit unter den Armen, ihre militärischen Lieder, ihre Straßenmärsche und ihre Musikkapellen.

Dann schrieb er fünf Schecks über 1000 Pfund. Der erste ging an General Booth von der Heilsarmee. Drei weitere bekamen Leute, die unter den Unterprivilegierten in London und Dublin arbeiteten und deren Los zu erleichtern suchten, und einen bekam Dr. Barnardo für sein Kinderheim. Als er 25000 Pfund so über die ganze Welt verteilt hatte, blieben ihm noch ein paar Tausender. Das meiste davon gab er der CIM.

C.T. Studd hatte sein Geld in einem schlichten, ruhigen Gehorsamsakt gegenüber dem ihm offenbarten Willen Gottes weggegeben. Er glaubte, Gott werde ihn wie Müller hindurchtragen. So überschrieb er in einem Glaubensakt sein Geld von den Banken dieser Welt auf die Bank des Himmels. Weil er glaubte »Gebet und es wird euch gegeben werden: ein gutes, gedrücktes und gerütteltes

und überlaufendes Maß wird man in euren Schoß geben« (Lukas 6,38), erwartete er nun die Zinsen des Himmels und zwar zu hundert Prozent.

Als die finanziellen Angelegenheiten fast alle geregelt waren, hatte er nur noch 3400 Pfund. Bald danach traf er seine zukünftige Frau. Da er die ausdrückliche Ermahnung ernstnahm: »Wenn jemand für die Seinigen und besonders für die Hausgenossen nicht sorgt, so hat er den Glauben verleugnet und ist schlechter als ein Ungläubiger«, so vermachte er die 3400 Pfund seiner Braut. Als er ihr das Geschenk machen wollte, empfing er als Antwort ein schönes Echo auf seine eigene Freude am Schenken. Sie wollte ebenfalls völlig dem Herrn vertrauen. Gott gab ihm eine Partnerin mit derselben Berufung für ihr Leben. Zusammen übermachten sie ihre letzte irdische Sicherheit General Booth und der Heilsarmee.

Jetzt folgt ein Auszug aus dem Brief, den sie gemeinsam schrieben:

»Lieber General Booth!

Ich kann nicht sagen, wie oft mich der Herr gesegnet hat, wenn ich Ihre Predigten und die Ihrer Frau im ›Kriegsruf‹ und in Ihren Büchern gelesen habe. Und nun möchten wir einen Scheck über 1500 Pfund beifügen. Die anderen 500 Pfund sind für Commisar Tucker in Indien bestimmt für sein Hochzeitsgeschenk. Daneben werde ich meine Bank anweisen, unser letztes Kapital in Höhe von 1400 Pfund an Staatsanleihen zu verkaufen und den Erlös Ihnen zu überschreiben. Von da an ist unsere Bank im Himmel ... Dieser Schritt wurde unter Berufung auf Gottes Wort und auf den Befehl des Herrn Jesu unternommen, der gesagt hat: ›Verkauft eure Habe und gebt Almosen; macht euch Säckel, die nicht veralten ...‹ Und: ›Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote!‹

Wir danken jetzt Gott, daß wir uns, was England angeht, in der stolzen Position des ›Gold-und-Silber-haben-wir-nicht‹ befinden, aber wir möchten nicht wie Ananias und Saphira dastehen; deshalb sagen wir ehrlich, daß wir hier noch über eine klei-

ne Summe verfügen. Nun bleibt noch ein letzter Befehl des Herrn Jesu, dem wir nachkommen wollen: ›Du aber, wenn du Almosen gibst, so laß deine Linke nicht wissen, was deine Rechte tut, damit dein Almosen im Verborgenen sei.‹ So bitten wir Sie, weder meinen Namen, noch den meiner Frau zu nennen. NB.: Bitte notieren Sie diese Übersreibungen als von ›Gehe hin und tue desgleichen!«

Wir alle kennen die Geschichte von der Frau, die zu Jesus kam mit der Alabasterflasche voll kostbarer Narde. Sie gab sie Ihm nicht, um dadurch einen Gewinn zu erzielen. Sie zerbrach das Gefäß und goß den Inhalt über Seinem Haupt aus. Wie eine große Vergeudung lief die Narde an dem Herrn herab. Der Duft erfüllte das ganze Haus und konnte nie wieder in die Flasche zurückgebracht werden. Die schockierten Zuschauer riefen: »Was machst du da? Welch ein Verlust!« Aber der Herr sagte: »Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Von dem, was diese getan hat, wird zu ihrem Gedächtnis immer geredet werden« (Markus 14,3-9). In grenzenloser Verschwendung hatte sie alles über dem Haupt dessen ausgegossen, den sie liebte.

Charles Studd streute sein Geld in der gleichen Herzensgesinnung aus. In grenzenloser Verschwendung legte er alles zu des Meisters Füßen. Und der Herr freute sich über ihn.

Bei allen finanziellen Schwierigkeiten, denen er in Zukunft noch begegnen sollte, wissen wir, daß Gott seines Opfers stets gedachte. Der Herr empfing von Charles Studd einen überschwenglichen Beweis seines Vertrauens, und seiner völligen Auslieferung an Ihn. Charles und seine Frau haben nie versucht, diese Entscheidung rückgängig zu machen, haben sie auch nie bereut. In festem Vertrauen hatten sie für den Rest ihres Lebens Wohlgefallen daran, aus Glauben zu leben und niemand von ihren Nöten zu sagen als nur Gott. Hudson Taylor hat C.T. Studds Worte berichtet: »(Ich lebe) von Gottes Hand in meinen Mund.«

KAPITEL 10

BEGEGNUNG DER HERZEN

Als Charles frei war, um zu reisen, machte er sich auf den Weg an die Küste, um seinen Bruder George zu treffen, der sich in wärmere Breiten zurückgezogen hatte, um dem englischen Winter zu entfliehen, da er immer noch nicht ganz gesund war. Charles kam im April 1887, zwei Wochen vor George, in Schanghai an, und fand dort schnell vielerlei Arbeit für sich. Sein Chinesisch hatte einen anderen Dialekt als ihn die Küstenbewohner sprachen, so richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Besatzungen der einlaufenden Schiffe.

Die Seemannsmission, nahe am Hafen, zog viele einsame junge Männer an. Jeden Abend bekehrten sich einige bei den Versammlungen. C.T.s Augen leuchteten wegen dieser Gelegenheit, so an die Leute heranzukommen. Und bald begann er zu predigen, seinen Glauben zu bezeugen und die Leute zu Christus zu führen.

George war, als er dort ankam, wieder sehr weltlich gesonnen. Er teilte mit Charles ein Zimmer; aber die Sache gefiel ihm nicht. So buchte er schon für die nächste Woche eine Überfahrt nach Japan. Charles hatte inzwischen gelernt, auf die Stimme des Geistes zu achten und erkannte, daß es jetzt wenig Nutzen brachte, auf seinen Bruder einwirken zu wollen. Er hielt sich also still und dachte: »Dies ist ein typischer Fall chronischer Menschenfurcht.«

George verbrachte seine Zeit im englischen Club und spielte Cricket, wo er gleich durch hohen Punktgewinn auffiel. Natürlich hat Charles ihm zugesehen. Bald tauchte die Frage auf: »Was ist denn bloß mit deinem Bruder los?« »Was? Missionar ist der geworden?«

Nur wenige Tage später staunte dieselbe Gesellschaft über George genauso sehr. Er bezeugte seinen Glauben in aller Öffentlichkeit äußerst mutig und zeigte, daß er genauso »verrückt« war wie sein

Bruder. Er stornierte seine Japanreise und hatte die Absicht, mit Charles ins Inland Chinas zu ziehen. Die zwei Brüder genossen jetzt ihre Zeit im Seemannsheim und die Wochen wurden zu Monaten.

Bei der Mission zog eine junge Dame, die erst neulich mit der CIM nach China gekommen war, Studds Aufmerksamkeit auf sich. Sie konnte nicht ins Innere reisen, weil sie Herzbeschwerden hatte. Charles sagte: »Ich habe gesehen, wie langsam sie sich bewegte; das Treppensteigen schien ihr große Mühe zu bereiten. Ich dachte, solche Menschen sollten nicht nach China kommen. Sie haben wenig Aussichten, die Mühen im Inland zu überstehen.« Nur wenig später mußte er seine Meinung über Miss Priscilla Livingstone Stewart gründlich ändern.

Augenscheinlich hatten nicht nur die Männer einen Segen von den Versammlungen im Seemannsheim, sondern auch Miss Stewart. Der Geist Gottes wirkte unter ihnen und Priscilla wurde bemerkenswert verändert. Als Charles Studd versuchte, sie seiner Mutter zu beschreiben, las sie: »Sie ist sehr agil und nimmt immer zwei Stufen auf einmal.« Gott hatte sie geheilt und gekräftigt, und vor allem hatte er das Feuer des Geistes neu entfacht. Es dauerte nicht lange, und sie brachte den Seeleuten Heilsarmeelieder bei und bezeugte ihnen ihren Glauben. Ihre lebensvollen Beiträge in den Versammlungen mochten alle gern.

In Städten wie Schanghai versuchte die Ausländergemeinde ein wenig englische Sitten zu kultivieren. Dazu diente vor allem der »Club« mit seiner gepflegten Unterhaltung beim Mah-Jong-Spiel oder beim Tee im Salon. Eines Tages ging Priscilla zu solch einer Teegesellschaft und erzählte dort, wie sie Christus gefunden hatte. Der Geist ruhte auf Priscilla und zweifellos machten die Kraft und die Schlichtheit dessen, was sie hörten, einen tiefen Eindruck auf die Frauen. Bevor sie ging, wurde sie für ein weiteres Mal und dann immer wieder in den Salon eingeladen. Frauen wurden errettet und fühlten sich herausgefordert, und überall in den Teepartys war jetzt eine andere Art von Unterhaltung zu vernehmen.

Als Priscilla Schanghai zu ihrer langen Reise ins Inland verließ, sagte C.T.: »Ich glaube, alle guten Dinge müssen wohl ein Ende

haben.« Er selbst traf auch Vorbereitungen, um nach Shansi und Lungan zurückzukehren, wobei er die »guten Dinge« durch eine intensive Korrespondenz am Leben erhielt.

Priscilla Livingstone Stewart wurde am 28. August 1864 in Lisburn, bei Belfast, in Nordirland geboren. Sie stammte aus einer reichen protestantischen Familie. Als sie in China ankam, war sie fünfundzwanzig Jahre alt, äußerst hübsch, mit blauen Augen und rötlich blondem Haar. Ihre strahlende Persönlichkeit und ihr unkompliziertes, extrovertiertes Auftreten gewann die Herzen aller, denen sie begegnete.

Sie war in einer frommen Umgebung aufgewachsen. Ihre Familie gehörte zu der Kirche von England. Als sich allerdings bei der Erweckung von 1859 zwei ihrer Onkel bekehrt hatten, entwickelte sich die Religion zu einem unangenehmen Familienzwist. Einer der Onkel war äußerst aktiv im Werk des Herrn und öffnete sein Haus als Versammlungsraum für seine Angestellten, ähnlich wie Eduard Studd es getan hatte. Häufig lud er bekannte Evangelisten jener Tage ein, die auch von Priscillas Eltern herzlich aufgenommen wurden. Wiederholt nahmen diese Besucher die Gelegenheit wahr, Priscilla darauf hinzuweisen, daß sie Christus nötig hatte. Sie wurde immer geschickter, diesen bohrenden Fragen auszuweichen und sagte sich selbst immer wieder, sie wolle keine Christin werden. Sie meinte: »Ich will nicht wie ein Trauerkloß vor den Leuten rumlaufen.« Monate wurden zu Jahren, und immer noch lehnte sie den Herrn ab:

»Mit achtzehn war ich voll Spott und Hohn. Ein Wendepunkt in meinem Leben war der Besuch bei einer sehr freundlichen Frau, die viele schwere Leiden hatte ertragen müssen. Wenn man sie ansah, konnte man nicht auf den Gedanken kommen, sie hätte irgendeinen Kummer. Sie war immer heiter und gelassen. Ihre ganze Haltung beeindruckte mich tief. Bald lernte ich das Geheimnis ihres Lebens kennen, als sie zu mir sagte: ›Ich bin in solch großen Schwierigkeiten, möchtest du vielleicht mit mir niederknien und mit mir beten?‹ Bevor ich etwas erwidern konnte, lag die Frau auf ihren Knien und betete.

Eines Abends kam der Vater jener Dame und sagte: »Ich muß heute Abend den Gottesdienst der Heilsarmee leiten, willst du mit mir kommen?« Sie sagte: »Vater, ich war heute nachmittag schon im Gottesdienst; aber meine Freundin hier wird mitgehen.«

Es war fürchterlich, wenn ich hätte schreien können, hätte ich's getan. Ich mußte neben ihm auf der Bühne sitzen und ich werde nie, nie diesen Abend vergessen mit hunderten von Heilsarmeemädchen um mich herum. Ihre steifen Kragen und Manschetten knarrten, wenn sie sich bewegten. Sie redeten alle um mich herum. Es war nicht zum Aushalten; aber ich kam doch noch hinaus, ohne daß jemand nach meiner Seele gefragt hatte.

Als ich zu Hause war, wurde meine Aufmerksamkeit von einem Traktat des Generals Booth erregt. Er beschrieb darin eine Vision, die er von einer großen Menge Schiffbrüchiger gehabt hätte. Auf dem Bild waren viele zu sehen, die im Wasser trieben und ihre Hände ausstreckten, einige waren auch auf einem Felsen. Dann schrieb er von Jesus, der bald zurückkehren werde. Dann bräche eben dieses schreckliche Schicksal ganz plötzlich über alle nicht Erretteten herein.«

Obwohl sich Priscillas Leben nur um Partys, Bälle und weltliche gesellschaftliche Ereignisse drehte, konnte sie das Gelesene doch nicht vergessen. Sie rauchte öffentlich und wettete sogar mit ihren Freunden, sie könne sechs Zigaretten an einem Abend rauchen, und tat es auch. Ihr ganzer Lebensstil schrie es geradezu heraus: »Ich bin kein Christ!«

Glücklich und müde kam sie eines Morgens von einem Ball nach Hause. Bald war sie eingeschlafen; aber als sie erwachte, war ihr ganzes Denken von einem sehr lebhaften Traum erfüllt:

»Ich träumte, ich war mit anderen jungen Leuten bei einer Tennisparty. Als wir so spielten, kam plötzlich der Herr Jesus, nahm mich beiseite und sagte: »Gehe hinweg von mir, ich habe dich nie gekannt.« Ich sah mich nach meinen Freunden um und sagte:

›Das macht nichts, wir gehen alle miteinander in die Hölle.‹ Aber sie waren alle verschwunden. Ich war allein und hatte eine grauenhafte Vision von der Hölle. Die nächsten Tage wurde ich von den Worten umhergehetzt: ›Gehe hinweg von mir, ich habe dich noch nie gekannt.‹ Und wenn ich ein Buch in die Hand nahm, dann las ich sie auch dort. Ich konnte ihnen nicht entfliehen.

Einige Zeit später war eine Gruppe von jungen Leuten im Hause meiner Tante zusammen. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse. Ich erzählte ihnen die Geschichte von der Vision des Generals Booth, die ich gelesen hatte. Das führte zu einer Diskussion darüber, ob Visionen und Träume von Gott kommen. Ich sagte: ›Gott hat nichts mit Träumen zu tun. Ich weiß genau, wenn ich in der Schule zu angestrengt gelernt habe, dann schläft später mein Körper; aber mein Gehirn arbeitet weiter. Auch wenn ich gewisse Dinge esse, die ich nicht vertragen kann, dann träume ich. Gott hat nichts mit Träumen zu tun!‹ Und dann erzählte ich von dem schrecklichen Alptraum nach dem Tanzfest; aber daß auch der mit Gott nichts zu tun habe. Meine Tante wandte sich zu mir und fragte: ›Worin bestand der Alptraum?‹ Ohne weiter nachzudenken erzählte ich. Als ich an die Stelle kam, wo ich in die Hölle geworfen wurde, sah ich zu meiner Tante auf und wußte: ›O weh! Jetzt bist du für eine Gardinenpredigt reif!‹ Darum lachte ich laut und sagte: ›Das war nichts als die Folge von zuviel Hummer und Champagner!‹ Sie sagte: ›Wenn irgend jemand von Gott gewarnt wurde, dann warst du es durch diesen Traum. Übergib dem Herrn Jesus dein Herz auf der Stelle!‹

Ich weiß nicht, wie ich dahin gekommen bin; aber ich fand mich am anderen Ende des langen Raumes kniend wieder. Ich sagte: ›Ich habe mich nie für Gott entscheiden wollen; aber heute abend will ich es.‹ Jemand raunte mir zu: ›Was machst du hier? Vor drei Monaten noch sagtest du, daß du diesen Weg nie gehen würdest.‹ Ich wußte, es war der Teufel. Er kam und kniete neben mir und ich erkannte ihn. Er war ja mein Freund. Ich habe von Predigern gehört, die sagten: ›Durch Angst wird niemand erret-

tet. Ich aber wohl. Ich sagte: ›Ich fürchte mich vor der Hölle.‹ Als ich diese Worte aussprach, wach der Teufel von mir und eine andere Stimme sagte: ›Kind, was willst du jetzt?‹ Ich antwortete: ›Ich wollte alles geben, um zu Gott zu kommen; aber ich kann es nicht!‹«

Priscilla sah ihr ganzes Leben an sich vorüberziehen. Sie sah sie alle, die versucht hatten ihr die Wahrheit zu bezeugen und sie begriff, daß es jedesmal Jesus war, der sich um sie bemühte; aber sie hatte Ihn abgelehnt.

»Mein Herz war so schwarz wie das des schlimmsten Sünders auf Erden. Es war beladen mit Unglauben, Spott und Hohn, daß ich die Hölle wohl von allen Sündern auf Erden am meisten verdient hatte. Als ich auf meinen Knien verharrte, erschien mir der herrliche Blick auf das Kreuz von Golgatha, an dem Jesus Christus hing. Das Kreuz wurde mir so nahe gebracht, daß ich Seine gesegneten Füße berühren konnte. Ich sah die Nägel, von Menschen hindurchgeschlagen, die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, und das Blut floß darunter hervor. Ich hörte mich selbst ausrufen: ›Warum war Er da?‹ und die Antwort lautete: ›Um unserer Übertretungen willen war Er verwundet und um unserer Missetaten willen zerschlagen, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden.‹ Damit hörte es noch nicht auf; denn Er gab mir noch ein Wort für mich persönlich: ›Durch Meine Striemen bist *du* geheilt.‹ Der Blick aufs Kreuz verschwand und ich stand von den Knien auf. Zwei Stunden habe ich dort gelegen. Meine Gastgeberin fragte: ›Was hast du gesehen?‹ Ich sagte: ›Ich habe Golgatha gesehen, und Jesus wird für immer mein Herr und mein Gott sein.‹«

Priscilla ging sofort in ihr Zimmer, fiel auf ihre Knie und betete.

Durch ihre Bekehrung empfing sie die Vergebung aller ihrer Sünden und zugleich einen unbändigen Eifer, mit jedem zu reden, der ihr begegnete.

»Meine eigenen frommen Verwandten sagen: ›Sie war das schwärzeste aller schwarzen Schafe. Wenn die sich bekehrt, ist für jeden noch Hoffnung.« Ich ging zur Heilsarmee und sagte: ›Colonel, ich bin errettet, ich bin gestern abend gläubig geworden.« Er antwortete: ›Du warst doch sicher schon gläubig, als Du vorgestern in der Versammlung warst.« Ich sagte: ›Nein, und Sie haben mich nicht daraufhin angesprochen.«

Die Heilsarmeeversammlungen waren für sie ein großes Vergnügen. Sie machte auch bei den Umzügen mit.

»Ich sag' euch, es lohnte sich, mit der Heilsarmee zu marschieren. Mit alten Schuhen, Holz, Steinen, verfaulten Eiern und Apfelsinen warf man nach uns. Das waren großartige Tage! Keine meiner alten Freundinnen kannte mich mehr und die jungen Männer, die sonst so hinter mir her waren, gingen auf die andere Straßenseite.«

Innerhalb von achtzehn Monaten war dieser so voll Auflehnung steckende Mensch schon auf der Missionsschule, und kaum zwei Jahre nach ihrer Bekehrung betrat sie den Boden Chinas.

Die handfeste Priscilla wollte zu Miss Burroughs und zu zwei anderen, ebenfalls unverheirateten tapferen Streiterinnen Christi nach Hoh-Chau gehen. Diese Frauen zeigten einen unglaublichen Mut und ließen sich auch von den schrecklichsten Widerständen, die ihnen in den Weg gelegt wurden, nicht unterkriegen.

»Wie wir uns danach sehnten, das Evangelium in jedes Haus dieser großen Stadt gebracht zu haben! Aber Frauen durften nicht auf der Straße gehen. Wenn wir ein wenig an die frische Luft wollten, wurde eine gebrechliche, ungefederte Karre in unseren Hinterhof geschoben und ein Vorhang ringsumher befestigt. Das war alles, was wir von der frischen Luft hatten. Wenn wir eine Frau besuchen wollten, wurde unsere Karre bei ihr auf den Hinterhof gefahren, wo wir aussteigen durften. Kein Mann in dieser

Stadt durfte eine Frau erblicken; aber dadurch wurde nicht im geringsten etwas gebessert. Denn es war eine überaus böse Stadt.

Wenn sie uns erblickten, sagten sie: ›Ihr habt die Gesichter von Frauen; aber ihr seid Männer. Ihr seid als Frauen verkleidete Männer und wollt unser Weibervolk verführen.‹ Sie wundernten sich immerzu nur über uns und wollten uns kaum als menschliche Wesen anerkennen. Sie sagten, wir malten unsere Gesichter an, und meinten damit die natürliche Farbe unserer Wangen. Von mir sagten sie: ›Seht euch ihre Haare an, so sehen unsere Kühe aus!‹ Wir erhielten nicht viele Komplimente.

Wir steckten unsere Köpfe zusammen und beteten; denn wir wußten nicht, wie wir an diese Leute herankommen konnten. Wir kamen überein, daß ich am nächsten Morgen hinausgehen sollte, um mit meinem Lehrer etwas Seide einzukaufen. Wie es sich gehörte, ging ich einige Meter hinter ihm her. Dann erreichten wir das Geschäft. Ich versuchte, so lange wie nur möglich Zeit zu gewinnen, indem ich ausgiebig um den Preis feilschte; denn wir wußten ganz genau, daß sich eine große Menschenmenge zusammenfinden würde. Dann konnte unser Lehrer zu ihnen sprechen. Wir riskierten unseren guten Ruf, um das Evangelium zu predigen.

Pastor Hsi besuchte uns und wir erzählten ihm, was wir machten. Er war damit einverstanden, vor unserer Haustür einen Freiluftgottesdienst durchzuführen. Es war Herbst, es graupelte und schneite und in den Straßen lief das Schmelzwasser. Aber wir hatten unsere wattierten Baumwollhosen an. Während er predigte, fielen wir auf die Knie und beteten. Als er wegging, hatte er uns Mut gemacht, es selbst auch so zu tun. Ich habe sonst nie Tränen in den Augen eines Chinesen gesehen, außer da, wo wir Mädchen kniend für ihre Seelen beteten.«

Konfrontiert mit der dichten Finsternis rings um sie her, fühlten sich Priscilla und Miss Burroughs gedrängt, nach Hause zu schreiben um ihr Anliegen tragen zu helfen. Die Leute schienen im wahrsten Sinn des Wortes vom Teufel besessen zu sein. Sie schrie-

ben: »Sie liegen in Fesseln und Banden, sind taub und blind und vom Teufel verhärtet, wirklich tot in Übertretungen und Sünden.« Den beiden Frauen wurde angesichts all dessen die Frage immer brennender: »Lehrt die Bibel wirklich, daß es eine Macht gibt, die noch größer ist?« Als Gott den Unglauben aus ihren eigenen Herzen gerissen hatte, begannen diese beiden wunderbaren Frauen mit jeder Faser ihres Seins zu begreifen, daß der Sohn Gottes gekommen war, die Werke des Teufels zu zerstören. Priscilla sagte:

»Wie das Herz jubelt und es dem Verstand beinahe schwindlig wird! Er hat uns mit der Gewißheit des Sieges ausgesandt. Wir sind mehr als Überwinder durch Ihn. Welch ein herrlicher Gedanke: Mehr als Überwinder durch Ihn! Nichts ist unmöglich. Wir werden Großes vollbringen und stark sein!«

Sie traten mit Gott in einen Bund, Ihn mit ganzem Herzen zu suchen, damit Seelen errettet werden. Der Herr stellte ihnen ganz deutlich die Frage: »Riskiere ich hier in China alles für Christus, oder will ich mich schonen und vor dem Kreuz zurückschrecken?« Priscilla schrieb: »Unser Rufen steigt auf zu Gott: Wenn mir die Errettung irgend etwas bedeutet, dann laß mich unter diesen Leuten wie eine leben, die an die Ewigkeit glaubt und laß mich ihnen zeigen, daß ich alles wagen will – wenn es sein muß, auch das Leben – um sie vor der Hölle zu retten!« Die Herzen dieser Frauen zerbrachen vor Gott, als sie all die Not um sie her erblickten und daß ihre Bemühungen, das Evangelium zu predigen, durch Konventionen und Traditionen der chinesischen Kultur und Gesellschaft verhindert wurden. Ohne Rücksicht auf sich selbst wollten sie jetzt das Evangelium dahin bringen, wo die Menschen waren.

»Wir gingen hinaus auf einen großen Platz, nicht weit von unserem Haus und veranstalteten eine Versammlung. Der Herr legte deutlich Sein Siegel darauf. Gelobt sei der Herr! Er brachte die Leute in Scharen herbei, und wir, wie wir da standen, hatten wir wie nie zuvor im Leben das Gefühl, daß der lebendige Gott un-

ter uns war. Durch die Kraft des Heiligen Geistes hielt Er die Leute im Zaum. Es gab keinerlei Störungen – im Gegenteil, völlige Stille und Aufmerksamkeit. Auch Frauen kamen und kleine Kinder. Wir haben das an drei Sonntagen gemacht – gelobt sei Gott! – er hat uns von Anfang an Sieg gegeben. Einige, die es vorher nie gewagt hatten, sowohl Männer als Frauen, kamen nun auch zu uns in die Gottesdienste in unserem Haus. Ich glaube, wir werden dadurch, daß wir hinausgehen und sie unsere Gottesdienste sehen, ihr Vertrauen gewinnen. Letzten Sonntag kamen vierzig Frauen, einige auch aus den besseren Schichten, neben genauso vielen Männern. Der Löwe aus Juda wird jede Kette zerreißen und uns wieder und wieder den Sieg geben.«

Priscillas erstes Jahr in China ging zu Ende, während sie die Sprache lernte und immer mehr ein Teil dieser mutigen Pionierarbeit wurde. Die reichhaltige Korrespondenz mit Charles Studd war das einzige, was sie sich bei ihrem so konzentrierten Lebensstil erlaubte.

Von Missionaren auf Probe wurde erwartet, daß sie zwei Jahre lang unverheiratet blieben, um die Sprache zu erlernen und mit dem Leben in China vertraut zu werden. Das hinderte Charles nicht, seine Heirat zu planen. Fast sofort nach ihrer Trennung betrachtete er Priscilla als seine Frau.

KAPITEL 11

DIE EIGENE IDENTITÄT GEFUNDEN

Als Studd mit seinem Bruder wieder in Lungan ankam, war er mit neuem Kampfesmut ausgerüstet. Er hatte die Tage in Schanghai genossen. Wie schön war dort die Gemeinschaft gewesen, und Frucht war auch entstanden! Studd hatte jetzt zwei Jahre in China verbracht. Er hatte es nicht eilig, sich festzulegen, und sein ausgedehnter Besuch in Schanghai war der Anlaß so manchen Briefes. »C.T.S. hält keine enge Verbindung; er ist zu unabhängig. Ich wäre froh, wenn er einen brauchbaren Gefährten fände«, schrieb Hudson Taylor. Studd blieb ein »assoziierter Missionar«, und es scheint, daß die über ihn in der Mission verbreitete Meinung ihn wenig ermutigte, sein Los ganz und gar an das der anderen CIM-Missionare zu binden.

Seine Vorliebe für die Heilsarmee und deren Methoden war vielleicht einer der Gründe. Die Heilsarmeelieder, die Priscilla sang, und die Militanz ihrer Evangeliumsverkündigung gefielen ihm. Ein Brief von Booth-Tucker, einem Heilssoldaten aus Indien, hatte es ihm besonders angetan. Er wollte gern ihrer Opferbereitschaft und ihrem Mut, das Evangelium anzubieten, nachstreben. Dazu paßten nach seiner Meinung auch deren Straßenpredigten, Aufmärsche und Musikkapellen.

Es scheint, als ob sowohl Stanley Smith als auch Charles Studd ihre Evangelisationsmethoden beibehielten, obwohl Hudson Taylor dadurch aufs höchste beunruhigt war. Er schrieb: »Es besteht die Gefahr, daß unsere hitzigen Brüder in Shansi zu weit gehen.« Wie es scheint, hatte Studd die Heilsarmee aufgefordert zu ihm zu kommen, um ihm zu helfen. Hudson Taylor fuhr fort:

»Eine einzige leichtsinnige Heilsarmeekapelle kann uns leicht aus allen chinesischen Provinzen hinaustreiben ... Jede unserer Bewegungen wird von den Mandarinern sofort in die Provinzhauptstadt gemeldet. Sie werden bestimmt Alarm schlagen. Das ist ein Grund mehr für Studd, sich in der Mongolei zu versuchen, vielleicht mit Cecil Pohill-Turner zusammen.«

Abrupt wurden alle Pläne zunichte, als Studd an fiebrigem Typhus erkrankte, worauf auch noch eine Rippenfell- und eine Lungenentzündung folgten. Er war wochenlang sterbenskrank. Glücklicherweise konnte ihn sein Bruder bis zur Rückkehr seiner Kräfte pflegen. Seine Genesungszeit gab ihm Zeit, sich seiner begeisterten Korrespondenz mit Priscilla zu widmen. Bei einer Gelegenheit schrieb er zwei Briefe, die achtundsechzig bzw. neunundsechzig Seiten lang waren.

Er machte ihr einen Heiratsantrag; aber zu seinem Entsetzen und Erstaunen lehnte sie ab. Niemals zuvor war Studd so verwirrt. Nach einer Zeit ernsthaftester Selbstprüfung und nach acht Tagen Gebet und Fasten schrieb er ihr in höchst zuversichtlicher Verfassung. Priscilla sagte viele Jahre später:

»Wenn er hier wäre, würde er sagen, ich hätte ihm einen Antrag gemacht. Ich tat es aber nicht. In der Tat, es gab einige Gründe, derentwegen ich ihn nicht mochte. Und wenn ich euch seine Antwort wiedergebe, so könnt ihr sehen, daß sie haargenau auf diesen Mann paßt. Er sagte: ›Du kennst weder Gottes Absicht, noch seinen Willen in dieser Angelegenheit; aber ich wohl! Und ich bestehe darauf, Dich zu heiraten, ob Du es willst oder nicht. Du tätest also gut daran, Dich darauf einzustellen und die Situation zu akzeptieren.‹ Was war da noch zu machen? Das ist der Grund, weshalb ich heute Mrs. C.T. bin.«

Monatlang wurde brieflich weiter debattiert. Am 25. Juli schrieb er:

»Ich werde immer nur noch überzeugter in dieser Angelegenheit und ich habe keinen Zweifel, daß es vom Herrn ist. Denn Du weißt, wie ich die Zeit nach dem Empfang Deines Briefes verbracht habe. Alles habe ich beiseite gelassen, Beruf, Schlaf und Essen und habe Sein Angesicht gesucht, um Seinen Willen zu erkennen. Er hat mich immer weiter geradeaus geführt und redet Tag für Tag mit mir und ermutigt mich, es zu wagen, definitiv um Deine Hand zu bitten.«

Aber es dauerte noch bis zum 5. Oktober, daß Priscilla schließlich einwilligte. Vielleicht zögerte sie es auch darum so lange hinaus, weil sie ihren Vertrag kannte und gern ein Vollmitglied der CIM werden wollte.

Während dieser Monate, in denen Studd so verzweifelt den Willen des Herrn zu erkennen trachtete, wirkte sich seine Ruhelosigkeit auf alle seine Beziehungen aus. Dies veranlaßte Hudson Taylor zu einem väterlichen Brief in bezug auf ihn: »Ich bin sehr froh, daß Du zu ihm gehst. Ohne Gebet und Fürsorge fürchte ich, wird es leicht zu Schwierigkeiten kommen. Einige von Studds letzten Briefen an Freunde zeigen, daß er unglücklich ist, und er hat sie damit beunruhigt.«

Einige Wochen später schreibt Hudson Taylor wieder:

»Es gibt viele Anzeichen dafür, daß es etlicher Mühe bedarf, wenn wir ihn nicht verlieren wollen. Ich frage mich, ob es nicht für Studd und Cecil Polhill gut wäre, in die Mongolei zu gehen. Ich meine, Du würdest sie auf diese Weise hindern, durch ihre Unrast anderen zu schaden ... beide haben auch Interesse an Tibet gezeigt. Bete darüber und tue, was Du für richtig hältst.«

Es scheint, daß 1887 ein schwieriges Jahr für Studd war. Seine Bindung an die Mission wurde loser; aber seine Beziehungen zu den Einzelnen waren ausgezeichnet. Alle, die mit ihm zusammenarbeiteten, liebten ihn sehr, und, obwohl getrennt arbeitend, bestanden feste Bande zwischen ihm und den anderen »Cambridge-Sieben«.

Das Jahr endete so, daß Hudson Taylor sagte: »Wir müssen alles tun, um ihn an uns zu binden um *seinetwillen*. Wir können besser ohne ihn auskommen, als er ohne uns.«

Was war los mit C.T. Studd? War er nur ein Rebell? Auf jeden Fall war er keiner von der neuen Art von Missionaren, wie man sie heute sucht. Ein Rebell will sich selbst gefallen und wirft wegen seiner eigenen Ziele alle Beschränkungen von sich. C.T. Studd aber war völlig Gott ergeben und wollte nur dessen Willen tun. Sein Reden und Beten offenbarte sein Herz. Er war kein Rebell. Sein Entschluß stand fest. Sein einziges Begehren war die Ehre Jesu. Er wollte Ihn verherrlicht sehen und wollte vor allem anderen Ihm gefallen und Ihm dienen.

Ein tiefer Grundsatz in C.T. Studds Leben war der, daß er sich selbst gestorben war, seinem Wünschen und Wollen, und daß Gott freie Bahn bei ihm hatte. Auch nicht der Hauch von Selbstverherrlichung oder der Gedanke: Mein Werk! waren bei ihm zu finden. Er hatte ein ehrliches transparentes Herz, und Gott wußte, Charles Studd war kein Rebell.

Zwei Jahre in China reichten für ihn aus, um seine Pioniermuskeln zu üben. Seine Unabhängigkeit in Gedanken, Zielvorstellungen und Handlungen kamen aus dem Pionierblut in seinen Adern. Solch ein Mensch paßt sich nicht einfach in das Denkgebäude, das andere errichtet haben, ein. Wird von ihm verlangt, in die Fußstapfen eines anderen zu treten, so zögert sein Fuß. Ein solcher ist Gottes Mann, selbst neue Wege zu bahnen, auf denen andere folgen können.

Die Probleme, denen Studd begegnete, kamen daher, daß der Pioniergeist nicht von Anfang an »erwachsen« ist. Hudson Taylor, der weise alte Mann, muß in diesem Fall manche Not ausgestanden haben. Vielleicht hatte er aber auch Weisheit genug, zu erkennen, daß er es hier mit einem neuen Bahnbrecher zu tun hatte.

Das Werben um Priscilla ging brieflich weiter. Charles schüttete auf endlosen Seiten seiner Geliebten das Herz aus. Jede Äußerung seiner Liebe war untrennbar verknüpft mit seiner brennenden Leidenschaft für seinen Herrn. Er schrieb:

»Nun, bevor ich fortfahre, möchte ich Dich, Liebling, herzlich bitten, daß wir beide täglich unseren Vater anflehen, daß wir uns jeden Tag unseres Lebens aufs neue einander Jesus übergeben, ob wir getrennt sind oder nicht, wie es Ihm gefällt. Und daß nie einer aus dem anderen einen Götzen macht.«

Er fuhr dann fort:

»Ich lache, wie wenig ich von Dir weiß, die Du doch die Meine bist. Nicht einmal das Alter und sonst auch gar nichts. Aber es reicht mir völlig aus, daß Du ein wahres Kind Gottes bist und Ihn liebst, und daß Er mein Herz an das Deine und Dein Herz an das meine gebunden hat, um gemeinsam von ganzem Herzen und mit ganzer Seele und allen Sinnen für Ihn zu arbeiten ...

Ich liebe Dich wegen Deiner Liebe zu Jesus. Ich liebe Dich wegen Deines Eifers für Ihn. Ich liebe Dich für Deinen Glauben an Ihn. Ich liebe Dich, weil Du mich liebst. Ich liebe Dich, weil Du die Seelen der Menschen liebst. Ich liebe Dich um Deiner selbst willen. Ich liebe Dich immer und ewig. Ich liebe Dich, weil Jesus Dich gebraucht hat, mich zu segnen und meine Seele zu entflammen. Ich liebe Dich, weil Du immer ein rotglühender Feuerhaken sein wirst, der mich noch schneller rennen läßt. Herr Jesus, wie kann ich Dir jemals genug für eine solche Gabe danken?!«

Jetzt kam die Zeit, wo er seine Mutter von seinem Glück unterrichtete. Er schrieb:

»Ich denke ja, Du möchtest etwas über sie erfahren. Naja, um die Wahrheit zu sagen, ich kann kaum etwas berichten, außer über ihr geistliches Leben ...

Sie kann Harmonium oder Orgel spielen und ein wenig singen; aber ihre Stimme war nicht besonders gut in Schanghai. Sie mag Heilsarmeelieder besonders gern, genau wie ich, und die Heilsarmee auch, genau wie ich, und sie fürchtet sich überhaupt

nicht, weder vor Männern noch vor Frauen, sondern geht geradewegs auf jeden los und fragt nach dessen Seele.«

Einige Jahre zuvor hatte sich C.T. Studd mit anderen Studenten im Scherz über das Heiraten unterhalten. Damals sagte er. »Gott sei Dank will ich nicht heiraten; aber wenn doch, dann nur ein richtiges Heilsarmee mädchen«, und alle haben gelacht. Nun schien es, als habe Gott ihn beim Wort genommen und ihm seinen Herzenswunsch erfüllt.

Für die Hochzeit war kein bestimmter Termin festgelegt; aber, wie es Studds impulsiver Art entsprach, ging es dann plötzlich alles ganz schnell.

Am 26. Dezember kamen böse Nachrichten von Miss Burroughs, Priscillas Freundin. Charles las Stanley Smith den Brief vor: Priscilla hatte Lungenentzündung. Obwohl es schon sehr spät war, beteten die beiden Männer. Stanley sagte später: »Die wunderbarste Ergebnisse, die ich jemals erlebt habe.« Der Brief hatte drei Tage gebraucht. So packte Charles unverzüglich seine wenigen Sachen und mietete eine Kutsche, in der er arg durchgeschüttelt in drei Tagen sein Ziel erreichen konnte.

Das war ein schönes Wiedersehen, das erste seit Schanghai. Priscilla hatte sich schon etwas erholt; denn die Krisis war überwunden. Und als einige Tage darauf Stanley Smith ankam, war sie schon beinahe wieder gesund. Stanley sagte: »Ich war von Herzen dankbar, daß ich Miss Stewart dem Charles antrauen durfte, wo ich sah, daß sie genauso war, wie Charles sie beschrieben hatte.« Die Männer waren tief beeindruckt von der ausnehmend guten Arbeit, die diese Frauen machten. Stanley sagte: »In mancher Hinsicht war es der beste Gottesdienst, den ich in China erlebt habe.« Am 9. Januar mußten die beiden Männer wieder fort. Nach einer Zeit des Dankens und Lobens in Priscillas Zimmer zogen sie fort nach Hungtung, wo sie gegen Mitternacht eintrafen. Unglücklicherweise konnten sie nicht weiterziehen, weil Stanley am 18. Januar Typhus bekam. Charles blieb dort bis zum 5. Februar und pflegte ihn Tag und Nacht mit viel Liebe und Freundlichkeit.

Priscilla war nie fern von Charles' Gedanken. Als Stanley wieder gesund war, entschied er sich, nicht zu seiner Station zurückzukehren, sondern wieder nach Ho-Chau zu gehen, um Priscilla zu sehen. Bei seiner Ankunft sagten die Christen am Ort, daß, wenn er von so weit her gekommen sei, sie zu sehen, dann sollten sie auch heiraten. Das fand Charles auch!

Um offiziell verheiratet zu sein, mußten sie den englischen Konsul aufsuchen. Das bedeutete die lange Reise bis zur Küste. Damit sie, ohne Anstoß zu geben, zusammen reisen konnten, mußten sie sich erst chinesisch trauen lassen. Eiligst wurden die Vorbereitungen getroffen. Pastor Hsi, ein enger Freund und umherreisender Evangelist, war damit einverstanden, die Zeremonie vorzunehmen.

Eine Hochzeit ist in fast jeder Gesellschaft eine wichtige und feierliche Angelegenheit, der man auch in Hinsicht auf Kleidung Rechnung zu tragen hat. Pastor Hsi konnte Charles' diesbezügliche Ansichten nicht verstehen und bestand darauf, daß er einen neuen Hut und neue Schuhe trug, die er selbst herstellte. Leider waren die Schuhe so eng, daß Studd sie während der Trauung auszog. Priscilla trug zur Feier des Tages eine lange weiße Schärpe, auf die sie die Worte geschrieben hatte: »Vereint, um für Jesus zu kämpfen!«

In Tientsin wurden sie vom Konsul zum Schrecken ihrer Freundin in ihrem gewöhnlichen chinesischen Baumwollzeug getraut. Es war eine schlichte Frage nach den Prioritäten. Studd konnte nicht einsehen, warum man für Hochzeitskleider Geld ausgeben sollte. Und die Trauung war auf jeden Fall legal, einerlei, was sie trugen. Genauso dachte er über Trauringe. Priscilla hatte von einer sehr guten Freundin einen einfachen Goldring geschenkt bekommen, ehe sie nach China fuhr. Nun hatte man ihm die Buchstaben C.T.S. eingraviert. Charles sagte: »Als mein Hochzeitstag kam, sagte ich: Keiner ist schöner, und ich will keinen anderen.« Er reichte acht Jahre lang aus, bis Priscilla nach England kam. Da fragte Charles' liebe Mutter: »Wo ist dein Trauring?« Sie war nicht sehr beeindruckt! Priscilla sagte: »Charles wird niemals einen anderen kaufen.« Mrs. Studd suchte ein wenig und fand dann den Trauring von Charles' Großmutter und steckte ihn sofort an Priscillas Finger. Charles sag-

te, so, wie es seine Art war: »Ich hätte nie einen Ring gekauft. Was Petrus über Schmuck gesagt hat, sollte doch wohl genügen, um mit diesem Unfug aufzuhören.«

Es war der 16. Mai 1888. Früh am Morgen, etwas nach fünf kam Charles mit seiner jungen Frau in Lungan an. Jetzt waren sie vereint, um für Jesus gegen den Teufel auf dessen eigenem Grund und Boden zu kämpfen.

KAPITEL 12

LEIDEN MIT DEN ARMEN IN CHINA

Als das junge Paar in Lungan angekommen war, gab es für sie keine Atempause. Sie waren gleich im wilden Kampfgetümmel. Ein anderes Haus mußte besorgt werden, und das einzige vorhandene wurde gemietet, und bald hatten die lobsingenden Bewohner die Teufel ausgetrieben. Miss Burroughs, Priscillas Freundin, half ihnen bei dem Werk.

Die kleine Ausländergemeinschaft lebte auf die gleiche Weise wie alle Leute rings umher. Sie trug die gleiche Kleidung und aß dieselbe Speise. Ihr Haus war sehr rustikal mit weißgekalkten Steinwänden und einem unebenen Ziegelboden. Das erhöhte Bett aus Ziegelsteinen wurde beheizt und eine dünne mit Wolle wattierte Baumwolldecke diente als Matratze. Der in der Mitte des Raumes stehende chinesische Lehmofen ließ den Rauch aus einem Loch im Dach qualmen. Dadurch wurde C.T.s Lunge angegriffen. Er neigte zu Asthma. Bei Gelegenheit ersetzten sie das Ofenmonstrum durch etwas Brauchbareres, was wieder von den Nachbarn mit Interesse verfolgt wurde.

Das ortsübliche Getreide war Hirse. Morgens gab es dicken Brei aus gemahlener Hirse, mittags war er dünner und am Abend kam noch mehr Wasser hinein. Zu verschiedenen Jahreszeiten gab es unterschiedliches Gemüse, und sie lernten manche chinesische Spezialität zu schätzen. Sie versuchten, ihr eigenes Brot zu backen. Dabei entstand dann etwas Ähnliches wie ein englischer Brotlaib.

In Lungan war es nicht einfach, eine Ehe zu beginnen. Es war eine große Stadt, in der ungefähr 10000 Mohammedaner unter einer Mehrheit von Geisteranbetern lebten. Mr. und Mrs. Studd bemühten sich, sich mit ihren Nachbarn anzufreunden, indem sie die-

se immer wieder in ihr Haus einluden. Diese Besuche bedeuteten, daß die Leute mit unverschämter Aufdringlichkeit jede Ecke des Hauses genauesten inspizierten. Nichts blieb unberührt. Diese Neugierde linderte aber nicht im geringsten ihre Ablehnung der »fremden Teufel«. Täglich wurden sie beleidigt und verflucht.

Die Mandarine, deren Wort Gesetz war, wollten sie nicht in der Stadt haben, und so wagte niemand, mit ihnen Freundschaft zu schließen. Priscilla sagte: »Fünf Jahre lang gingen wir nie aus dem Hause, ohne mit den Flüchen unserer Nachbarn überschüttet zu werden. Selbstverständlich wurde uns für alles, was in der Stadt geschah, die Schuld gegeben. In einem Jahr gab es eine Dürre. Unser Leben war in Gefahr, weil sie uns die Verantwortung zuschoben.« Man hielt es für notwendig, den Regengott zu besänftigen und holte dazu einen aus einer anderen Stadt. Er mußte so aufgestellt werden, daß ihm die Sonne auf den Kopf schien.

Eines Tages hingen überall Plakate, in denen man aufgefordert wurde, die große Hoftür zu schließen und draußen dem Regengott Räucherwerk zu entzünden. Priscilla sagte: »Sie wußten, daß wir das nicht tun würden, was man dann als große Beleidigung des Regengottes auffassen würde, der daraufhin weiterhin den Regen zurückhalten könnte. Das würde einen Aufruhr vor unserer Tür bedeuten.«

Der Mob begann, das Haus anzustecken und die Kapelle niederzureißen, so daß C. T. alle Chinesen um ihrer Sicherheit willen nach Hause schickte. Priscilla war zu der Zeit krank. So trug er sie auf den Hof und rannte zu den Mandarinen, die sich aber wohlweislich aus der Stadt entfernt hatten. Plötzlich griff Gott ein und kam ihnen zu Hilfe. In der Menge war ein gebildeter Mann, der sich in jeder Lage noch etwas Respekt verschaffen konnte. Er rief: »Was macht ihr da? Während ihr hier die Zeit vertrödelt, vergeht der Tag. Nehmt schnell euren Gott auf, damit ihm die Sonne auf den Kopf scheinen kann und dann kommt hierher zurück.« Die Leute hoben brav ihren Götzen auf und gingen in einen Bezirk, wo Wohlhabende lebten. Sie plünderten deren Häuser, stahlen das Silber und gaben es der Stadt, die ihnen den Götzen geliehen hatte.

Die chinesische Gesellschaft jener Tage war äußerst grausam und von Furcht beherrscht. Menschenleben hatten wenig Wert, besonders das kleiner Mädchen. Priscilla schrieb:

»Einmal ging ich in das Haus einer Mutter und hörte sie schluchzen. Ich fragte sie, wo ihr Baby sei. Es war eben geboren und sofort in den Stadtgraben geworfen worden. Manchmal werden sie gegen einen Berg geschleudert oder in eine zu diesem Zweck errichtete Pagode geworfen, die eine Öffnung hat, durch die Wölfe hineinspringen können, um sie zu fressen.«

Wie oft kam Priscilla ganz erschüttert nach Hause!

Öffentliche Hinrichtungen waren alltäglich. Einmal ging Priscilla auf den Markt, als Straßenräuber enthauptet werden sollten. Als man sie fragte, warum sie das getan hätte, sagte sie: »Um mich selbst stark zu machen. Ich weiß nicht, wann's an mich kommt. Nie werde ich vergessen, wie sie den Mann mit dem Seil wegschleppten. Noch ehe er den Marktplatz erreicht hatte, war er schon gelyncht.«

Brutale Prügel waren eine andere Strafe, die auch viele Christen erdulden mußten. Einer von Studds Bekehrten, ein Mann, der von sich sagte: »Ich bin ein Mörder, ein Ehebrecher und habe alle Gebote Gottes dauernd übertreten«, war so gründlich bekehrt, daß er sich gedrunen fühlte, in die Stadt zurückzukehren, in der er all das Üble getan hatte. Er wollte ihnen die »Gute Nachricht« sagen. Die Menge kam zusammen, und er wurde vor den Mandarin gebracht, der ihn zu 2000 Schlägen mit dem Bambusstecken verurteilte. Man schlug ihn, bis auf dem Rücken keine Haut mehr war und man ihn für tot hielt. Einige Freunde brachten ihn in das christliche Hospital, wo sie ihn pflegten, bis er wieder sitzen konnte. Dann sagte er: »Ich muß wieder hingehen.« Trotz größter Anstrengungen, ihm das auszureden, ging er. Wieder wurde er vor Gericht gestellt. Da sie sich schämten, ihn noch einmal mit dem Bambus zu schlagen, warfen sie ihn ins Gefängnis. Dort predigte er durch das winzige Fenster zu der Menge, die sich draußen versammelt hatte. Das verursachte solche Verwirrung, daß sie ihn entließen.

Trotz der Opposition und vieler Schwierigkeiten, versuchten Charles und seine junge Frau das Evangelium zu verkünden. Wenn das Interesse erlahmte, gingen sie auf die Straße und experimentierten mit Umzügen nach Heilsarmee-Manier. C.T. Studd ging dann mit seinem Banjo dem Zug voran. Ihre Sympathie für die Heilsarmee wuchs und man munkelte, sie hätten sich dieser Organisation angeschlossen. Einige nichtautorisierte Erklärungen erschienen im indischen »Kriegsruf« und verursachten in CIM-Kreisen nicht geringe Unruhe. Diese Phase ging ein paar Jahre später vorbei, als beide, Studd und Smith, der auch darin verwickelt war, anerkennen mußten, daß Heilsarmeegehebe mit Trommeln und Märschen nicht den gewünschten Erfolg hatten. Hudson Taylor hatte auch ganz deutlich gemacht, daß er es für die falsche Methode hielt, besonders, weil sie in einer Gegend arbeiteten, in der sie höchstens geduldet waren.

Die Studds waren radikale Christen. Mutig forderten sie die chinesischen Traditionen heraus, wo sie den Wegen Christi in die Quere kamen. Die Sitte schrieb vor, daß Mrs. Studd auf der Straße hinter ihrem Mann herging. Sie gingen zusammen und überhörten das spottende Gelächter. Sie wollten dabei niemanden mutwillig beleidigen, sondern sich auf keinen Fall solchen Sitten und Gebräuchen unterwerfen, die das Produkt heidnischer Erfindungen waren. Es war ihnen wichtig zu zeigen, daß eine christliche Ehe der Frau Liebe und Hochachtung bringt.

Im alten China hieß es, Frauen müßten ganz kleine Füße haben. So wurden ihnen vom Babyalter an schon die Füße zusammengeschnürt, um ein normales Wachstum zu verhindern. Demzufolge hatten die meisten Frauen schrecklich deformierte und schmerzende Füße. Seltsamerweise verbot die Sitte einem Mann, sich um die Füße einer Frau zu kümmern.

Studd aber zeigte mutig, welche Torheit und welche Grausamkeit das Füßeschnüren ist. Er machte einer Gruppe von Männern klar, wie schmerzhaft und unvernünftig es ist, seine Hand solange zu binden, bis sie unbrauchbar und verkrüppelt ist. Dann wandte er das auf die Füße ihrer Frauen an. Sie verstanden die Bot-

schaft, und die nächsten Taufkandidatinnen kamen mit ungeschnürten Füßen.

Ihre Tage waren voll Beschwerden; aber Priscilla und Charles, die genau wie die Chinesen lebten, denen sie dienen wollten, beklagten sich nicht. Gott erlaubte ihnen, die gleichen Leiden zu ertragen. Priscilla stand außerdem noch all die Ängste aus, die den Frauen mit der Geburt eines Kindes zugemutet werden. Bei der Geburt ihres ersten Kindes hatten sie die Alternative, zum Zweck medizinischer Betreuung wegzureisen, oder zu Hause zu bleiben und alles allein zu machen. Wegzugehen hätte bedeutet, das Werk schon einige Monate vor der Entbindung zu verlassen und erst zurückzukehren, wenn Mutter und Kind stark genug zum Reisen sind. Die Entscheidung war schnell getroffen. Sie konnten sich eine so lange Abwesenheit nicht leisten, sie würden bleiben.

Alles, was sie über Entbindung und Säuglingspflege wußten, hatte Priscilla in einem Zweimonatskurs vor ihrer Abreise aus England gelernt. Charles hatte nicht die mindeste Erfahrung, besaß aber zwei Doktorbücher, aus denen sie einige Informationen zogen. Als es soweit war, stellte Priscilla fest, daß sie ihr eigener Arzt sein mußte, während ihr Mann sich alle Mühe gab, die Krankenschwester zu spielen. Studd sagte: »Ich hatte einen Assistenten. Unseren guten Freund Stanley Smith, der im Nebenzimmer die Rolle eines Engels spielte und unablässig betete. Dr. Jesus hat alles wunderbar geschafft!« Ein niedliches kleines Mädchen kam zur Welt. Glücklicherweise kam etwas später eine Krankenschwester, als Priscilla plötzlich sehr krank wurde. Einige sehr angstvolle Tage folgten und die Schwester sagte: »Mr. Studd, ich habe alles Menschenmögliche versucht; aber nichts scheint zu helfen. Mrs. Studd geht es von Stunde zu Stunde schlechter. Ich fürchte, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Ihnen keine Hoffnung mehr machen kann.«

Studd war ein Kämpfer! Auch als er dem Tod ins Angesicht blicken mußte, gab er dem Teufel nicht einen Zoll nach. Die Schwester sagte zu ihm: »Wenn Gott durch ein Wunder ihr Leben schont, müssen Sie sie nach Hause bringen.« Sofort fuhr es aus ihm heraus: »Nach Hause gehen? Gott hat uns auf keinen Fall hierhergeschickt,

um uns zum Narren zu halten!« In dieser angreifenden Haltung gegen die Macht der Finsternis betete er für seine Frau.

Völlig auf Gott geworfen, wußte er, daß ihm nur eins geblieben war: Er sollte sie mit Öl salben und beten. Körperlich und seelisch am Ende ging er zu seiner sterbenden Frau und gehorchte in schlichtem Glauben dem Worte Gottes. Am nächsten Morgen war Priscilla wie neu geboren.

Überaus dankbar wußte Charles, daß Gott auf diesen Akt des Glaubens geantwortet hatte. Er sagte: »Nur so wollen wir hier in China leben.« Wir wissen nicht genau, was Priscilla hatte. Aber es ist möglich, daß die Anstrengungen der Geburt ihr schwaches Herz in Mitleidenschaft gezogen haben. Auch die folgenden Geburten waren mit großen Schwierigkeiten verbunden. Vier weitere Kinder wurden diesem mutigen Paar unter ähnlichen Umständen geschenkt und nie hatten sie einen Arzt hinzugezogen.

Bei der Geburt ihres zweiten Kindes erfuhr Priscilla etwas von dem tiefen Weh so vieler chinesischer Mütter, wenn ihr Neugeborenes gestorben war. Völlig allein mußten sie mit ihrem Leid fertig werden. Als aber Stanley Smith erfuhr, daß auch Priscilla selbst totkrank war, kam er, gerade zur rechten Zeit, um Charles zu helfen. Dieser war in die Stadt gegangen, um ein Kistchen aus Schweineleder zu kaufen. Darin wollte er seinen kleinen niedlichen Sohn begraben. Priscilla schrieb:

»Ich war allein in meinem Raum. Ich werde diese Erfahrung nie vergessen. Sie ist mir durch Mark und Bein gegangen. Ich fühlte mich völlig zerbrochen. Die Frage war, ob ich dem nachgeben wollte. Dann würde mein ganzes Leben als Missionarin zerstört sein. Während Mr. Studd weg war, machte ich ein Zeichen in meine Bibel. Ich machte einen Bund mit meinem Gott, niemals irgendwelche Sorgen in mein Leben hineinzulassen, wodurch ich als Missionarin unbrauchbar würde. Ich wollte meinen Mann nicht durch Kümmernisse beschweren und ihn aus dem Gleichgewicht bringen. Nicht eine einzige Träne hat er gesehen, als er zurückkam.«

Am 24. Januar trug Priscilla die Geburt von Paul Snowball Studd in ihre Bibel ein und fügte den kleinen Vers bei:

Ich bin hier selig allezeit,
Wenn ich auch nicht vom Leid befreit;
Denn ich kenn' meines Heilands Kraft,
Die aus Verlust mir Heiligung schafft.

Selbst während ihrer Krankheit brachte Priscilla Kraft genug auf, ihrem Willen die richtige Richtung zu geben. Sie nahm das Leid an und sagte: »Ich will weitermachen.« In Gott fand diese unbeugsame Frau die Kraftquelle, um hindurch zu kommen. Ihr Verhalten muß auf alle, die es erlebten, äußerst nachhaltig gewirkt haben.

Ihre Erfahrungen waren die vieler Frauen, aber sie reagierte ganz anders als die meisten – sie fand »Gnade bei Gott«. Wie anders ist der hoffnungslose Schmerz der Menschen ohne Christus, dessen sie oft Zeuge wurde und der ihr das Herz zerreißen konnte. Sie sagte:

»Ich werde nie vergessen, wie eine Mutter um ihr Kind, ihr einziges Kind, weinte. Ganz ungewöhnliche Laute kamen über die Hofmauer, völlig unwirklich, sie ängstigten mich richtig. Jemand erklärte mir: Es ist deine Nachbarin. Sie hat ihr Kind verloren. – Es waren die schrecklichsten Töne, die ich je gehört hatte. O, wie anders ist es doch, wenn wir wissen, daß wir unsere Lieben einst wiedersehen!«

Nach ihrer Rückkehr hatte Priscilla noch einen Sohn, der in Manchester geboren wurde, aber schon nach vier Tagen starb.

1889 wohnten C.T. und seine Frau noch immer in Lungan, wo sie für das Werk ein schönes Grundstück kauften. Sie waren nun beide »Assoziierte« der CIM, was aber die Mission nicht hinderte, ihnen Stanley Smith und dessen Frau beizugesellen. Das Werk ging voran, wenn auch langsam. Die Gegend schien im Vergleich zu anderen Regionen gegen das Evangelium resistent zu sein, möglicherweise durch den starken mohammedanischen Einfluß.

Eine Kirche wurde gebaut und eine Zufluchtstätte für Opium-süchtige eröffnet. Anfangs wagten nur wenige dieser hoffnungslo-sen Männer dort Hilfe zu suchen. Als aber einige befreit waren, fanden noch viele den Mut zu kommen. Pastor Hsi, der Priscilla und Charles getraut hatte, half ihnen auch bei der Arbeit. Seine Hilfe war sehr wertvoll; aber sein feuriges Temperament und seine kraftvolle Persönlichkeit brachten die selbst sehr lebendigen und selbstbewußten Smith und Studd in so manche Schwierigkeit. Mehr als einmal stand ihre Beziehung kurz vor dem Explodieren.

Obwohl die Männer die Hauptopfer der Opiumsucht waren, berührte sie doch die ganze Gesellschaft. Sogar kleine Mädchen suchten die betäubende Wirkung des Opiums, um die Angst zu dämp-fen, die in ihnen aufstieg, wenn sie an ihr zukünftiges Geschick dach-ten. Da war keine Freude zu erwarten, wenn man als vierte oder fünfte Frau eines alten Mannes verheiratet wurde. Zu erwarten war höchstens ein Leben voll Schinderei als Sklavin der anderen Frauen, und daß man je nach Lust und Laune wegen allem und nichts ge-schlagen wurde.

Während der sieben Jahre nahmen etwa achthundert Männer und Frauen in dem Asyl ihre Zuflucht, und einige gingen an Leib und Seele geheilt von dort wieder weg.

Neben dem Asyl für Opiumsüchtige betrieben sie ein Kranken-revier. Täglich kamen Leidende, die ihre Hilfe suchten. Mit Hilfe einer Reihe medizinischer Bücher und einer guten Portion gesun-den Menschenverstandes konnten sie den meisten helfen. Priscilla sagte: »In sieben Jahren haben wir dabei niemanden umgebracht!« Charles wurde ein richtiger Hilfsdoktor, der – immer mit dem Fin-ger in den Seiten eines dicken Arzneibuches – mutig seine Rezepte schrieb.

Durch diesen Umgang mit der Medizin gewann Studd das Zu-trauen, in Zukunft sein eigener Arzt zu sein. Als er einige Jahre später einmal ins Krankenhaus mußte, stellte er endlos Fragen und notierte sich alles aufs gründlichste, um für die Zukunft besser ge-wappnet zu sein. Er hatte eine angeborene Abneigung gegen die übergroße Geheimniskrämerei der Berufsmediziner. Er wollte sich

sein eigenes Urteil bilden und versuchte, genügend Wissen zu erlangen, um das mit einiger Sachkenntnis begründen zu können.

Um 1890 wurde in Lucheng von Stanley Smith und seiner Frau eine neue Missionsstation gegründet. Die Studds blieben in Lungang und betrieben eine unabhängige Arbeit. Ihre Namen wurden aus der Mitgliederliste der CIM gestrichen. Auf ihren eigenen Wunsch hin waren sie nun selbständig geworden.

Priscilla war auf eine persönliche Berufung hin nach China gekommen und nicht ihrem Mann auf das Missionsfeld gefolgt. Jetzt ließ sie sich auch durch ihre Heirat nicht das Recht nehmen, persönlich mutig dem Herrn gehorsam zu sein. Wenn es nötig war, eine Sache allein zu tun, konnte sie niemand aufhalten. Einmal kamen Leute von weither über die Berge und baten um jemand, der ihnen das Evangelium verkünden konnte. Es wurde entschieden, daß Priscilla von einem der Gläubiggewordenen beschützt, gehen sollte. In einer ungefederten Karre ging die Reise los. Das Oberteil konnte von den Rädern gelöst werden, damit man sie vor den Bergen abmontieren konnte. Dann ging die Reise zu Fuß über die Felsen weiter. Sie sagte: »Ich mußte fast um mein Leben laufen; trotzdem kamen wir erst kurz vor Sonnenuntergang an, und niemand darf nachts wegen der Räuber und der Wölfe außerhalb der Stadt bleiben.« Dort schien aber einige Unruhe zu herrschen; denn eine Menge von Leuten stürmte heraus. Sie warfen gerade einige Russen aus der Stadt, die ihnen bei der Erschließung von Bodenschätzen behilflich gewesen waren, und niemand durfte hineinkommen. »Das tut nichts«, sagte Priscilla, »ich habe den Auftrag, hineinzugehen.«

»Wir bahnten uns den Weg hinein und erreichten unseren Bestimmungsort. Dann schlossen wir das Hoftor. Es gilt als große Beleidigung, das Hoftor zu schließen, und die Leute der Stadt schrien: ›Wir kommen auch hinein, wenn ihr uns nicht hineinlaßt!‹ Ich ging ins Haus und betete; aber sie sagten: ›Du sollst deinen Gott hier nicht herbringen!‹ So ging ich mitten auf den Hof, während die Leute mich aus allen Fenstern musterten. Wir beteten, und dann sagte ich zu dem Ältesten: ›Öffne das Tor!‹

›Ich kann nicht. Was wird Pastor Studd sagen, wenn ich nicht auf dich aufgepaßt habe?‹ Ich sagte: ›Es geht nicht anders. Das Tor muß offen sein.‹

Als wir es geöffnet hatten, war sogleich der ganze Hof voller Leute. Sie sagten: ›Wo ist der fremde Teufel?‹ Plötzlich kam es über mich und ich sagte: ›Wo ist der Teufel? Ich habe ihn nirgends gesehen. Der Teufel ist nicht hier. Ich bin gekommen, um euch eine gute Botschaft zu bringen. Warum verflucht ihr mich?‹ Sie drängten auf mich an und sagten: ›Du bist total anders als wir. Guck bloß deine Haut an. Haben sie dich hungern lassen? Und warum hat dein Haar solche Farbe?‹ Sie meinten, wenn ein Chinese solche Haarfarbe trüge, sei er unterernährt. Die Frauen stellten im Beisein der Männer höchst intime Fragen, dann drehten sie sich um und lachten. ›Sie ist bloß eine Frau, laßt sie in Ruhe.‹ ›Ich blieb eine ganze Woche dort und wir predigten ihnen das Evangelium.‹

Charles sagte über Priscilla:

»Was sie sagte, stammte nicht aus Büchern, oder aus Angelern-tem, nicht einmal aus Meditationen; was sie sagte, kam aus dem Anschauen und aus der Gemeinschaft mit Gott. Was sie glaubte, sah sie und was sie sah, das sagte sie auch, und darum erzielte sie bei ihren Hörern solchen Eindruck.«

Finanziell gingen sie durch manche Schwierigkeiten. Ihr Geld hatten sie weggegeben oder für das Werk eingesetzt; aber sie empfingen nicht augenblicklich hundertfältigen Lohn. Priscilla schrieb nach ihrer Heirat an ihre Familie, ihr Mann habe all sein Geld weggegeben. Darum sollten sie ihr doch weiterhin jährlich fünfzig Pfund schicken. Wir wissen nicht, ob dies ihre einzige regelmäßige Unterstützung war. Zeitweise wußte Studds Familie gar nicht, wie es ihnen ging. Aber auch bei den größten Schwierigkeiten hatte Studd niemals die Absicht, seine Nöte irgend jemand wissen zu lassen als nur Gott allein.

Das ist nicht überraschend; denn fast alle, die diesen Weg des Glaubens gehen, machen diese Erfahrung, daß sie eine Zeit erleben, in der ihre Vorräte aufgebraucht sind und es anscheinend keine Hoffnung auf Durchhilfe gibt.

So ging es auch den Studds in Lungan. Die Post kam nur alle vierzehn Tage, und als der Postbote nichts brachte, blieb ihnen nichts als die Aussicht, hungern zu müssen. Dann brachten sie die Kinder ins Bett und nahmen sich vor, die ganze Nacht hindurch ihr Anliegen Gott darzubringen. Aber nach zwanzig Minuten standen sie von den Knien auf. Sie hatten Gott alles gesagt. Es kam ihnen sinnlos vor, fortzufahren, so, als ob Gott taub sei und ihre verzweifelte Lage nicht wahrnehmen könnte.

Der Briefträger kam zur verabredeten Zeit. Eilig überflogen sie die Briefe. Wieder nichts! Ihre Augen trafen sich. Charles faßte den Briefsack bei den Zipfeln und schüttelte ihn. Da fiel ein Brief mit unbekannter Handschrift heraus. Schnell wurde er aufgerissen! Dann las Charles: »Ich habe aus irgendeinem Grund von Gott den Befehl erhalten, Ihnen einen Scheck über 100 Pfund zu schicken. Ich habe Sie nie gesehen, und nur wenig von Ihnen gehört; aber heute nacht hat Gott mich durch Seinen Befehl vom Schlaf abgehalten. Warum Er das von mir wollte, weiß ich nicht. – Sie werden es besser verstehen. Jedenfalls, hier ist der Scheck, und er wird Ihnen guttun.« Die Unterschrift sagte keinem von beiden etwas; aber mit unsagbarer Dankbarkeit priesen sie den Herrn.

Zunehmende Asthmabeschwerden wurden für Studd ein großes Problem und hinderten ihn, ein normales Leben zu führen. Sie waren nun acht Jahre in China gewesen, und das hatte von beiden einen gehörigen gesundheitlichen Tribut gefordert. Im Mai 1893 erfuhr Charles' Mutter von dessen angeschlagener Gesundheit. Sofort schickte sie Geld, damit er mit der ganzen Familie heimkehren konnte; aber es dauerte noch über ein Jahr, bis sie endlich die lange Reise antraten.

Hudson Taylor traf die Studds in Shunteh, bevor sie China verließen. Er berichtete von dieser Begegnung:

»Ich war froh, daß es C.T. sehr viel besser ging. Sobald er ins Flachland kam, verbesserte sich seine Atmung. Obwohl er bei Antritt der Reise sehr schwach war und überhaupt nicht laufen konnte, ging er die den letzten Tag 29 Kilometer. Seelisch fand ich ihn und seine Frau in wunderbarer Verfassung, und seine Kinder sehen gut aus. Er hat der CIM sein riesiges Grundstück zur Benutzung überlassen. Ich wollte es gern *für ihn* verwalten und es nicht als vorbehaltloses Geschenk annehmen, aber er bestand darauf, daß wir frei und nach Belieben darüber verfügen könnten. So nahm ich es an. Das Grundstück ist größer als ich es ausgesucht hätte; aber andererseits könnte man darauf eine große zentrale Arbeit beginnen.«

So wußte Studd seine Arbeit und seinen Besitz in guten Händen als er, zwar körperlich schwach, aber freudigen Geistes China verließ. Er war fest davon überzeugt, nach seiner Genesung zurückzukehren.

Japan lag mit China im Krieg und jede Bewegung der »fremden Teufel« erregte äußerstes Mißtrauen. Ihr Leben war in dauernder Gefahr. Zwei junge Christen begleiteten sie zur Küste. Mit vier Kindern zu reisen, war keine Kleinigkeit. Als sie Schanghai erreicht hatten, wurde den beiden Begleitern klar, daß die Zeit der Trennung gekommen war. Vor der versammelten Schiffsmannschaft fingen die beiden Chinesen zu weinen an, daß alle es hören konnten. Als Studd zum letzten Abschied winkte, berührte ein Mitreisender seinen Arm und sagte: »Naja, Mr. Studd, Sie sind wenigstens nicht umsonst in China gewesen.«

KAPITEL 13

DIENST IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Die Studds kamen 1894 wieder nach England. Charles' Mutter öffnete ihnen in ihrer unentwegten Liebe Herz und Haus. Alle wurden willkommen geheißen – wie Priscilla, die sie nie zuvor gesehen hatte, so auch ihre vier unbändigen Mädchen. Für alles wurde gesorgt. Sie erhielten eine Wohnung im dritten Stock in Hyde Park Gardens und eine Erzieherin für die Kinder. Eine Zeitlang war es wundervoll, sich zu erholen und die Großzügigkeit zu genießen, die über ihnen ausgeschüttet wurde. Charles war zwar nicht begeistert davon »passende« Kleidung tragen zu müssen; aber die Mädchen genossen die feinen Seidenkleidchen, prächtigen Petticoats, Ringe und Bänder. In Omas Kutsche zu fahren, war auch etwas anderes als in den chinesischen Karren!

Schon nach einer kurzen Zeit der Ruhe und der Erholung sah die ganze Familie gesünder aus. Die Großmutter war wegen ihrer guten Küche berühmt. Das kam zweifellos Priscillas und Charles' Gesundheit ebenfalls zugute. Charles wurde – höchstwahrscheinlich, weil seine Mutter darauf bestand – gründlich untersucht. Man stellte fest, daß er trotz seines Asthmas keine Dauerschäden an der Lunge erlitten hatte. Priscillas Zustand war bedenklicher. Sie hatte einen unheilbaren Herzschaden, der aber durch das bequemere Leben in London gelindert wurde.

Als Charles sich ausgeruht und seine Kräfte wiedererlangt hatte, wollte er arbeiten. Möglichkeit dazu bot sich in vielen kleinen und großen Städten der britischen Inseln. Er wußte seine Familie in London gut aufgehoben, und so konnte ihn nichts mehr aufhalten.

Gnädig sorgte der Herr für ihn und für seine Familie. Einige reiche Freunde gaben ihm regelmäßig etwas; aber das machte ihn

nicht unabhängig von seiner Familie, die ihn weiterhin unterstützte. Das bedrückte ihn viele Jahre. Aber er konnte sich nicht aussuchen, auf welche Weise der Herr für ihn sorgen wollte.

Bald wurde auch in den Vereinigten Staaten bekannt, daß Charles aus China zurückgekehrt war. So war man nicht überrascht, als er eine Einladung zu einer Missionsreise durch die dortigen Universitäten erhielt. Nach der Abreise der »Cambridge-Sieben« war Kynaston in die Staaten gefahren und hat deren Geschichte erzählt und dazu ermutigt, ihrem Beispiel zu folgen. Die studentische Freiwilligenbewegung ging daraus hervor; denn ihr Gründer, John Mott, wurde während dieser Reise von Kynaston zu Christus geführt.

Studd kam 1896 zu einem vorher festgelegten, hektischen Reisedienst nach Amerika. Es ging von Universität zu Universität. In manchen blieb er nur ein paar Tage, in anderen Wochen. Im November reiste er jeden oder wenigstens jeden zweiten Tag, wobei er täglich mindestens eine Versammlung abhielt, oft aber sogar fünf. Zwischen den Versammlungen fanden Einzelaussprachen statt. Er führte viele zum Herrn und brachte so manchen dazu, sich ganz dem Herrn zu weihen und sich mit dem Heiligen Geist füllen zu lassen. Im Dezember reiste er mit vielen Zwischenstationen von Nebraska bis Kentucky. Im Januar ging es von Columbia nach Pennsylvanien; im Februar nach Ohio; im März von Indiana nach Kentucky, und so könnten wir fortfahren. Er besuchte alle möglichen Colleges und diente den verschiedensten Studenten.

Es gab nichts, was ihn geistig mehr befriedigen konnte. Er sagte: »Das Leben ist einfach großartig. Überall wird es in den Seelen hell, und Gott hatte sie schon vorbereitet.« Der Evangelist Studd war in seinem Element. Immer wieder wurde er auch in die örtlichen Kirchen eingeladen. Überall öffnete Gott ihm die Türen, und wohin er ging, segnete ihn der Herr. In einer Konferenz nun hatte er das Gefühl, daß er nicht weiterkam. Er hatte keine Freude bei der Predigt und überlegte, ob der Fehler bei ihm lag. Es war, als liefe er gegen eine Mauer. Hinterher kamen viele und sagten, das Wort habe einen nachhaltigen Segen auf ihr Leben ausgeübt. Es gab viel Frucht und manche Einladung wurde als Ergebnis dieses Abends ausge-

sprochen. Er sagte: »Ich darf mich nicht auf meine Gefühle verlassen, oder das Ergebnis an meiner Freudigkeit messen.«

Charles schrieb alle paar Tage nach Hause. Seine Briefe sind wie ein Tagebuch seiner Reisen, seiner Gefühle, seines Dienstes und der Ergebnisse daraus. Er hatte eine herrliche Zeit. Charles hatte die Gabe, die Leute direkt anzusprechen. Er kam sofort auf die geistlichen Probleme zu sprechen, indem er die Leute ziemlich rauh aus ihrer Scheinwelt in die Wirklichkeit brachte, der sie ehrlich und mit einer bewußten Willensentscheidung entsprechen mußten.

Gleichgültige schämten sich zutiefst ihrer Sünde und begriffen, was sie Gott damit raubten. Die Unbekehrten wurden über ihren Zustand nicht im unklaren gelassen. Aber er war unglaublich geduldig mit solchen, die es mit Gott ernst meinten. Da kam es ihm auch nicht auf drei Stunden seiner »kostbaren Zeit« an, selbst, wenn es bis in die frühen Morgenstunden dauerte. Studd liebte die Menschen und war ein dynamischer Knecht Gottes, der selten daran dachte, was das alles von ihm forderte. Sein Ziel war es, ob er mit Einzelnen oder vor Tausenden sprach, daß sich jeder persönlich vollkommen Gott auslieferte, daß auch kein Teil des Lebens für eigene Wünsche und eigene Wege davon ausgenommen blieb. Er war erst zufrieden, wenn er sah, daß die Menschen völlig bereit waren, den Willen Gottes restlos an sich geschehen zu lassen.

Wenn junge Menschen in diese herrliche Stellung gebracht waren, für Gott brauchbar zu sein, suchte Studd, dieses Abkommen mit Gebet zu versiegeln und sie dahin zu bringen, daß sie mit dem Heiligen Geist erfüllt wurden. Er lehrte ganz schlicht, daß auch die besten menschlichen Absichten zu nichts führten, wenn sie nicht von dem Heiligen Geist mit Kraft erfüllt würden. Solchen, die das nicht einsehen wollten, riet er eindringlich das Leben der Jünger vor und nach Pfingsten zu betrachten. Die Schlichtheit dieser Unterweisung brachte Hunderte in den Besitz dieser Kraft.

Er sagte: »Die Gegenwart des Herrn ist so deutlich, wir geben uns Ihm völlig hin und gehen von hier voll Liebe, Lob und Freude. Heiligung ist ein wunderbares Nebenprodukt – glory, glory, hallelujah!«

Trotz dieses aufreibenden Wirkens führte er ein diszipliniertes Leben. Seine morgendlichen Gebetszeiten waren ihm äußerst wichtig. Sie bildeten die Quelle seines Lebens und seiner Kraft. Aus diesen stillen Zeiten erwuchs eine lebendige Beziehung zu seinem Gott, der ihn liebte. Er erfreute sich an dem »Ausgezeichneten vor Zehntausenden«. Das Hohelied galt ihm als ein Liebesbrief, einer Liebe, die er empfangen hatte und die nun in ihm überfloß.

Priscilla hatte zu Hause eine schwere Zeit. Sie kämpfte mit der Einsamkeit, mit der Bedeutungslosigkeit ihres jetzigen Lebens und mit der ablehnenden Haltung der Familie. Sie mußte die Kinder allein erziehen, und alles war stets durch die finanzielle Unsicherheit überschattet. – Es scheint, daß die Familie sie das auch dauernd fühlen ließ.

Priscilla fragte Charles wiederholt, ob sie ihm nicht in die Staaten folgen könne, aber er lehnte das aber immer ab. Unter verschiedenen Faktoren für diese Haltung war sicher dieser der ausschlaggebende: Sein Lebensstil ließ für eine Frau keinen Raum. Er war überzeugt, daß ihre Gegenwart ihn bei der Arbeit behindern würde. Er hätte nicht mehr so viel Zeit für den endlosen Strom junger Menschen, die ihn sprechen wollten. »Sie würden sich nicht mehr trauen«, sagte er, »und Du wärest die meiste Zeit allein, während ich reise.«

Allzuoft ließ die Gastfreundschaft der Studenten zu wünschen übrig. Manchmal kam er in eine Stadt und niemand holte ihn ab, oder sie vergaßen, daß er auch etwas zu essen haben mußte. Häufig hatten sie keinen Raum besorgt, und sehr oft mußte er mit einem Studenten ein Bett teilen. »Das ist schändlich!« sagte er. Charles hatte recht. Da war kein Platz für Priscilla.

Charles war immer sehr ehrlich. Gelegentlich schimpfte er über solche Verhältnisse – dann fügte er hinzu: »Sag' es niemand, ich schimpfe nur vor dir. Bete!« Am nächsten Morgen schrieb er: »Dieses schreckliche Meckern! Ich schäme mich vor mir selbst!«

Er tat alles, was er konnte, in seinen überlangen, häufigen Briefen, um Priscilla aufzumuntern. Er versicherte ihr, sie habe den schwereren Teil zu tragen. Es war ihm zutiefst bewußt, daß sie den

Haupteinfluß auf ihre Kinder ausübte, sie in der Liebe zu Gott zu erziehen. Unentwegt ermahnte er sie, ein Zeugnis zu sein und unterwies sie immer wieder, wie man die Kraft des Heiligen Geistes empfängt, dankt und sich freuen kann.

In jedem Brief ermutigte er sie, so eifrig wie damals in Schanghai zu sein. Die Briefe von zu Hause müssen ihm häufig weh getan haben. Priscilla war wiederholt krank, manchmal sogar schwer krank. Charles mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß ihr Gesundheitszustand »China, lebe wohl!« bedeutete.

Eine ihrer Hauptbelastungen war es, in Hyde Park Gardens zu wohnen. Immer wieder lag sie sich mit der Erzieherin der Kinder in den Haaren, und die einzige Lösung lag ihrer Meinung nach darin, Charles in die Staaten zu folgen. Das Elend dauerte monatelang und machte Priscilla mutlos und ängstlich. Und ihre begrenzten Geldmittel verhinderten, daß sie sich selbständig machte. Denn gern hätte sie ein kleines Häuschen gemietet; aber das lag außerhalb ihrer Möglichkeiten.

All das lag schwer auf Charles. Er sagte: »Der Teufel kam heute nacht zu mir und sagte: Du bist verrückt gewesen, alles weggegeben zu haben.« Charles wehrte ihn mit dem Schwert des Wortes Gottes ab, und der Satan floh von ihm. C.T. gab sich nie mit Zweifeln ab, Priscilla auch nicht, obwohl sie manche in der Hölle ausgebrütete Trübsal zu ertragen hatten, an der man irre werden konnte. Charles sagte: »Der Teufel quält und versucht mich ziemlich. Zuzeiten bedrücken mich tiefe Schatten.«

Studds Abwesenheit sollte zunächst ein Jahr dauern, doch schließlich wurden daraus achtzehn Monate. Die Entbehrungen forderten von beiden ihren Tribut. Priscilla war wieder krank. Charles fragte sie: »Liegt das an mir? Vielleicht mache ich etwas falsch. Bete und bitte Gott, daß er es mir zeigt.« Seine Briefe an Priscilla waren zu dieser Zeit voll Zartheit und liebender Hilfe, indem er ihr Bestes suchte und sie dabei unterstützte, die rechte Haltung zu seiner Familie einnehmen zu können.

In dieser Zeit seines Dienstes war er überaus willig, seine Fehler einzugestehen. So richtig echte Demut scheint durch vieles, was er

schrieb. Einem Kollegen bekannte er: »Ich kann einen bestimmten Menschen nicht ausstehen und kann das auch nicht loswerden! Bete für mich. Ich bete für ihn, bis mein Herz ihn wieder liebhaben kann.« Leider hat ihn diese vorbildliche Haltung in den späteren Jahren verlassen. Das ist eine Warnung an uns alle. Beständig aber freute er sich an der Güte Gottes. Er sagte: »Zehn Versammlungen in zwei Tagen. Ich bin todmüde. Gott schafft es trotzdem.«

In den letzten Monaten durchlebte er viele Schwierigkeiten. Einerseits sah er die wunderbaren Erfolge seines Dienstes und andererseits entdeckte er krasse Fehlhaltungen bei sich selbst. Er war häufig krank, und das Asthma belästigte ihn ständig. Kaum einmal war er davon frei und kämpfte wochenlang mit Infektionen der Atemwege und anderen Krankheiten, die ihn einmal sogar ins Krankenhaus brachten.

Er wurde depressiv und führte düstere Reden: »Ich glaube, ich bin schwärzer als der Teufel selbst – ich hasse mich je länger je mehr. Ich merke, daß ich ein totaler Heuchler bin und wundere mich, daß sich Gott das gefallen läßt.« Der Teufel nahm die Gelegenheit wahr; denn er fand Studd am Boden liegend und versetzte ihm jetzt noch ordentliche Tritte. Aber der Kämpfer konnte so nicht lange bleiben. Mit rasselndem Atem saß er im Bett, und weil er nicht schlafen konnte, sagte er sich das erste Philipperkapitel auf und wurde wieder froh.

Wenn die Umstände schwieriger wurden, barg er sich um so tiefer in dem Herrn. Er sagte: »Ich ließ Frühstück und Mittagessen aus, um mehr Zeit für den Herrn im Gebet zu haben.«

In einer Ehe, die so belastet wird, können leicht Spannungen auftreten. Das war bei ihnen nicht anders. Studd versuchte der fortgesetzten Trennung eine gute Seite abzugewinnen. Darum sagte er: »Es ist Gottes Güte gegen uns. Wir sollen ihn besser kennenlernen.« Priscilla ermahnte er: »Vergiß mich jetzt und konzentriere dich auf Jesus. Laß Ihn dein Ehemann sein!«

Manchmal waren ihre Briefe nicht so zahlreich und liebevoll wie er es sich gewünscht hätte. Aber auch dann konnte er etwas Positives darin entdecken. Er war sicher, daß letztlich ihre lange

Trennung eine um so größere Liebe gegeneinander bewirken und Priscillas Sehnsucht nach ihm steigern würde. Heimlich hatte er aber die Befürchtung, daß sie ihn ein wenig ablehnte.

So lag er krank in irgendeinem Collegeraum und dachte über seine Ehe nach. Die Wäsche hing zum Trocknen über seinem Kopf und das Essen stand auf seinem Schoß. Er meinte: »Wir müssen sehr achtgeben, daß Jesus und Sein Werk nicht einen zu hohen Preis für die Ansprüche des Verheiratetseins zahlen müssen.« Diese Ansicht würde von den meisten Christen heute genau anders herum formuliert.

Nach einem kurzen Aufenthalt in England, reiste er wieder in die Vereinigten Staaten, diesmal allerdings mit Priscilla. Studd bewunderte seine Frau außerordentlich. Er sagte:

»Sie ist eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Überall, wohin sie kommt, vertraut man ihr. Als wir auf dem Schiff waren, wußte sie über alles Bescheid. Sie war sehr um meine Gesundheit besorgt. So ließ sie mich am Sonntag nur einmal predigen. Als die Leute auf einem zweiten Gottesdienst bestanden, übernahm sie ihn, und nicht wenige waren tief berührt über das, was sie über unsere Arbeit in China berichtete. Es wurde Schiffsgespräch. Als wir nach England zurückkehrten, war zufällig einer mit an Bord, der auch die Hinreise mitgemacht hatte. Sofort erzählte er von der Versammlung, mit dem Chinabericht. Sogleich kam eine Abordnung, die sie darum bat, auch zu ihnen zu sprechen. Alle waren sehr ergriffen, genau, wie beim erstenmal.«

Die Möglichkeit, dem Herrn zu dienen, war für Priscilla ein Lebenselixier. Menschen wie Priscilla und Charles Studd konnten einfach keine geistliche Befriedigung in dem normalen Gemeindedienst der Kirche von England finden. Sie hatten die Gabe zum Pionier-Evangelisten und wären in dem normalen kirchlichen Betrieb des traditionell kirchlichen Englands zu dauernden Enttäuschungen verurteilt gewesen. Während ihre Füße auf heimatlicher Erde standen, waren ihre Herzen auf den Missionsfeldern überall in der Welt.

Es dauerte nicht lange, und der Herr öffnete ihnen eine neue Tür. Er kannte ihres Herzens Begehren und brachte sie an einen Ort, der sie aufs großartigste zufrieden stellte.

KAPITEL 14

EINE SCHÖNE ZEIT IN INDIEN

In all der Zeit hatte Studd heimlich immer den Wunsch gehegt, eines Tages Indien besuchen zu können. Wie gern hätte er die Möglichkeit gehabt, den Arbeitern auf den Plantagen seiner Familie das Evangelium zu predigen! Dieser Gedanke reizte ihn. Sein Bruder George war dort gewesen, und dessen Bericht hatte C. T.'s Interesse nur noch lebendiger gemacht, so daß er fragte: War die Zeit gekommen, daß Gott ihm den Weg freimachte?

Mr. Vincent, der alte Freund seines Vaters bestätigte den Willen des Herrn, indem er anbot, den Besuch zu finanzieren. Studd war überglücklich. Als sich das alles so entwickelte, hat wohl auch Priscilla an die Zeit zurückgedacht, als sie sich zum erstenmal Christus auslieferte. Eines Tages, als sie für ihre Zukunft um Weisung bat, sah sie auf dem Rand ihrer Bibel die Worte: China, Indien, Afrika. Indien war Wirklichkeit geworden. Würde Afrika folgen?

Charles machte sich ganz ohne eine Missionsgesellschaft sofort auf die Reise. Diesmal ging es nach Tirhoot in Nordindien. Wir wissen wenig über diesen Lebensabschnitt; aber zweifellos ging es ihm auf seine ureigene Weise nur um die Verkündigung des Evangeliums. Dort angekommen wurde sein dringender Wunsch, die indischen Arbeiter zu erreichen, sehr durch die Sprachbarriere behindert. Aber versuchen wollte er es jedenfalls. Dieser Lebensabschnitt brachte ihm eine starke Herausforderung durch eine Kultur, die ihm unbekannt war. Um sie kennen zu lernen, fand er bei seinen Verwandten, den Brüdern und Schwestern seines Vaters, die beste Gelegenheit. Einige waren Geschäftspartner, die anderen Kinder aus der ersten Ehe seines Vaters. So suchte er den Kontakt zu den Familien seiner Halbgeschwister. Ein halbes Jahr verbrachte er bei ihnen, und während dieser Zeit erhielt er eine interessante Einladung, in einer Kirche in Südindien als Pastor zu dienen.

Während seines Aufenthalts in Tirhoot kam er mit der Arbeit der Anglo-Indischen Missionsgesellschaft in Kontakt, die sich zum Ziel gesetzt hatte, den im Ausland und ohne Verbindung zur Kirche lebenden Engländern das Evangelium nahezubringen. Durch diese Organisation lernte Studd die Union Church in Ootacamund kennen. Das war eine Stadt im Gebirge, in der sich viele Engländer niedergelassen hatten. Die Kirche stand in dem Ruf, evangelikal zu sein und war für ihre außergewöhnlichen Prediger bekannt.

Mit einem Schiff fuhr er von Kalkutta, wo er andere Familienangehörige besucht hatte, nach Madras. Am Sonntag, den 20. Mai, 1890, erreichte er Ootacamund. Sein Kommen erregte einiges Aufsehen, und Mr. Staines, eine stadtbekannte Persönlichkeit, forderte die Gemeinde auf, Mr. Studd einen herzlichen Empfang zu bereiten.

Man einigte sich, daß Studd zwei Drittel seiner Zeit für die Kirche arbeiten sollte. In der restlichen Zeit wollte er umherreisen, und die zerstreut wohnenden Europäer besuchen und ihnen das Evangelium verkünden. Ein schönes Haus, Elk Hill Lodge, wurde ihm zur Verfügung gestellt. Er muß übergücklich gewesen sein. Er schrieb an Priscilla mit Dank und Lob gegen Gott, daß einige ihrer Hoffnungen und Wünsche Wirklichkeit geworden waren. Lange schon hatten sie sich nach einem eigenen Heim gesehnt. Einmal hatte Studd an Priscilla geschrieben: »Und am besten wäre es, es stünde irgendwo im Ausland, wo die Familie nicht zuschaut, wie wir leben und die Mädchen erziehen!«

So schnell wie möglich suchte Priscilla ihm nachzureisen. Als er in den Vereinigten Staaten unter den Studenten arbeitete, hatte sie schon gemeint: »Sie sollten dir ein geregeltes Gehalt zahlen.« Jetzt würden sie zum erstenmal während ihrer Ehe eines bekommen. Es wurde zwischen der Kirche und der Mission ausgehandelt. Priscilla zeigte, daß sie sehr zufrieden war: endlich eine kleine Sicherheit! Charles betonte aber sofort, daß sie ihre Hoffnung auf Gott, nicht auf das Gehalt setzten. Er sagte: »Wenn sie unsere Ausgaben bestreiten, dann ist das schön und gut; aber ich will nicht auf Gott *und* auf sie vertrauen. Ich werde auf Gott allein vertrauen und du doch auch!«

Priscilla kam im Oktober 1900 in Ootacamund an. Und eine neue, friedvollere Zeit begann für ihre Familie. Welche Freude war es für sie, ein eigenes Heim zu haben, das sie nach ihren Neigungen gestalten konnte. Priscilla war eine exzellente Gastgeberin, wozu ihr ihre Stellung als Pastorenfrau in einer lebendigen Gemeinde denkbar vielseitige Möglichkeiten bot.

Ihre vier Töchter, zwischen sechs und elf Jahren, genossen die Freiheiten ihres neuen Lebens. Ihr Vater, der jetzt häufiger zu Hause war, konnte viel Spaß machen. Er nahm sie oft in seinem leichten Kutsche mit; aber anstatt auf der Straße zu bleiben, pflegte er halbrecherische Abkürzungen zu nehmen, so daß sie sich auf steilen Pfaden fest anklammern mußten und oftmals ins Schwitzen gerieten. Ständig waren Besucher im Haus. Junge Armeeoffiziere, die viel Freizeit hatten, machten sich ein Vergnügen daraus, mit den Mädchen zu spielen und begleiteten sie zu Spaziergängen und Picknicks, später, als sie größer wurden, auch zu geselligen Ereignissen. In Ootacamund war man sehr kommunikativ, und den Mädchen gefiel das. Viele glückliche Tage sollten noch folgen.

Ootacamund, 2200 Meter hoch gelegen, war ein richtiger Zufluchtsort für alle Engländer in Indien. Das Klima war oft naß und kalt – dem englischen Klima fast ein bißchen zu ähnlich – und bot dadurch eine willkommene Abwechslung zu der Hitze in den Niederungen. So wurde der Ort immer beliebter, und viele dort stationierte Soldaten brachten ihre Familien auch dorthin. Überall auf den Berghängen sah man die schmucken Häuser der Kolonialoffiziere, pensionierter Regierungsbeamter und erfolgreicher Geschäftsleute.

Der Club setzte mit seinen dort gültigen Benimmregeln ein Stückchen englischen Lebens der Oberschicht in einem fremden Land fort. Sport galt als sehr wesentlich. Die Bewohner Ootacamunds konnten reiten, Polo, Tennis, Kricket oder Golf in wundervoll angelegten Plätzen spielen, oder sie konnten reiten und jagen. Das Leben bot ihnen diesen Luxus zu erschwinglichen Preisen und die Möglichkeit, sich Dienerschaften zu halten, die die wildesten Träume im derzeitigen England weit übertrafen.

Die Straßen waren meist ausgebaut, wenn auch sehr holprig. Der Verkehr vollzog sich noch meistens im Ochsenkarren oder in Pferdekutschen. Motorfahrzeuge waren bewunderte Seltenheiten. Eine Zahnradbahn führte nach dem achtzehn Kilometer südlich und sechshundert Meter niedriger gelegenen Coonoor. Trotz der Schwierigkeiten, die ein Reisender überwinden mußte, um nach Ootacamund zu gelangen, wuchs seine Popularität beständig an.

Ooty, wie man es gewöhnlich nannte, war die Sommerresidenz des Gouverneurs des Staates Madras. Wenn er eintraf, begann dort die »Saison«. Man wundert sich nur, wie Charles und Priscilla, mit ihren Idealen in diese Szene paßten. Studd scheint sich schnell häuslich eingerichtet zu haben. Wiederholt wurde er ins Regierungsgebäude eingeladen. Dort trank er Tee aus dem feinsten Bone-China-Porzellan und unterhielt sich mit Lord und Lady Amptill, dem Gouverneur und seiner Frau. Studds alsbaldige Anerkennung bei dem Gouverneur war eine Selbstverständlichkeit, weil beide alte Etonschüler waren. Der Vizekönig von Indien, Lord Curcon, der Bischof von Madras und viele Würdenträger aus Politik und Kirche fanden ihren Weg nach Ooty, und C.T. hatte die Ehre, ihr Gast zu sein. Die feine und blasierte Lebensart der Fremden lief parallel zu der des gewöhnlichen Inders. Ihre Wege kreuzten sich fast nie, es sei denn auf der Ebene des Herrn-und-Knechts-Verhältnisses. Welten trennten sie durch Sprache, Kultur, Erziehung, Tradition und Weltanschauung. Und nur wenige überwandten diese Schranken.

Während die Ausländer diesen modifizierten westlichen Lebensstil so gut sie konnten pflegten, schleppten indische Frauen unglaubliche Holzladungen auf dem Kopf die steilen Pfade hinauf, schlenderten Jungen hinter dem Vieh her, um es von fremden Feldern wegzuhalten, hockten Männer um ein Feuerchen, um sich zu wärmen und zogen barfüßige Familien auf gewundenen, steilen und grasbewachsenen Pfaden wie Bergziegen zu ihren kalten Hütten.

Sie waren von Armut geschlagen. Krankheiten und äußerst launisches Wetter konnten schnell ein Familienglück ruinieren. Gerade noch waren sie satt geworden, und bald danach mußten sie betteln gehen. Das Leben war hart.

C.T.s Mission war nicht für diese Einheimischen gedacht. Die Union Church in Ootacamund war von Europäern für Europäer gebaut worden. Der Gottesdienst war englisch. Er konkurrierte mit zwei anderen europäischen Kirchen. Beide waren anglikanisch. So war die Zahl derer, aus denen die Union Church ihre Zuhörerschaft rekrutieren konnte, nur beschränkt. Die »Blechkirche«, wie sie liebevoll genannt wurde, war eine Sammlung von Nonkonformisten. Ihren Einfluß und ihre Bedeutung erhielt sie nur durch die Bibellehrer, die dort dienten.

Studd war kaum der richtige Pastor für eine solche Versammlung. Zuallererst war er Evangelist, und zweitens wollte er seine Zeit nicht damit vertun, Christen bei Laune zu halten, damit sie auch ja bis zum Lebensende treue Kirchgänger blieben. Er mochte ihnen keine angenehmen Predigten halten, damit sie sich wohlfühlten, auch keine gesunde Lehre ihrer bisherigen Kenntnis hinzufügen – noch etwas, dem man nicht gehorchen wollte. Er konnte nur er selbst sein – ein eifriger Evangelist. Er nahm jede Gelegenheit wahr, um furchtlos Christus zu verkünden, auch in Kreisen, wo solch ein aufdringlicher Zeuge höchst unerwünscht war. Zu seiner Zeit wurde von seiner Kirche gesagt: »Solange ich mich nicht bekehren will, werde ich nicht dahin gehen!«

Seine große Menschenliebe trieb ihn natürlich, auch die rings umher stationierten Regimenter zu besuchen. Bei ihnen fand er einen fruchtbaren Acker. Viele Soldaten verdankten seinen glaubensvollen Predigten ihre Bekehrung. Mehrere Offiziere wurden seine engsten Freunde. Hochrangige Persönlichkeiten öffneten ihm ihre Häuser, und sie und ihre Frauen übergaben Christus ihr Leben.

Mannschaftssport spielt bei den Soldaten eine große Rolle, und so dauerte es nicht lange, bis Studd wieder auf dem Cricketfeld aktiv wurde. Alle staunten über den Vierzigjährigen. Einmal hat er sogar mit einer Regimentsmannschaft ein Turnier durchgeführt. Jede dieser Gelegenheiten bot einzigartige Chancen, den Leuten ein Zeuge Jesu zu sein.

Studd blieb bis 1906 in Indien. Obwohl die Art seines Dienstes und der Lebensstil kaum dem entsprach, was wir bisher von ihm

gewohnt waren, so gab er Priscilla und den Mädchen doch eine willkommene Erholung von den Schwierigkeiten mit der Familie in England. Ooty erwies sich als ein herrlicher Ort zum Aufwachsen für die Töchter, wo sie die Vergnügungen der Reichen genießen konnten, ohne deren Einkommen nötig zu haben.

Die schulische Ausbildung wurde zu Hause von einer aus England geschickten Gouvernante weitergeführt. Die Mädchen machten während der sechs Jahre in Ooty drei Prüfungen, um den Ausbildungsansprüchen zu genügen, die erforderlich waren, um als junge Ladies gelten zu können. Nicht einmal die musikalische Ausbildung und das Klavierspielen kamen zu kurz. Gott sorgte in Treue und auf Seine Weise dafür, daß die Mädchen den Ausbildungsstand erhielten, den ihre Familie von ihnen erwartete. In späterer Zeit konnten sie so ohne Mühe ihren Platz in Familie, Gesellschaft und Arbeit für den Herrn ausfüllen. Der örtliche Dienst in der Kirche hielt Charles für einen großen Teil jeden Monats zu Hause; gerade, wo es die Töchter nötig hatten. Es waren wunderschöne Jahre, wo die Familienglieder zusammen- und die Mädchen aufwuchsen.

Jedes Kind konnte reiten, auch auf wilden Pferden. Charles dachte: »Dadurch werden sie mutiger!« Jeden Morgen, ganz in der Frühe, ritten sie immer, zu zwei und zwei, aus. Ihr Vater ritt auf seinem geliebten australischen Pferd. Er hatte keinen Sohn, und so war er versucht, seine Töchter in diese Rolle zu drängen. Nicht einmal beim Cricket konnte er einsehen, warum sie diese Kunst nicht lernen sollten. Edith konnte es am besten; so war sie »Vaters Junge«.

Ooty ist aber ein denkbar ungeeignetes Pflaster für Asthmatiker. Die Höhe allein konnte schon zu Anfällen führen. Aber nicht nur das. Nirgends gab es eine ebene Straße. Jeder noch so kurze Weg bedeutete arge Steigungen und ließ Studd keuchen und schnaufen. Das Leben im Flachland wäre in dieser Hinsicht leichter für ihn gewesen. Wenn er trotzdem Cricket gespielt hat, muß er zeitweise gesund gewesen sein; aber die Wintermonate mit ihrem kalten und nassen Wetter waren sicher nicht das Beste für einen, der eine schwache Brust hat. Priscilla sagte, als sie Indien verließen: »Schon die kleinste Anstrengung bringt eine neue Attacke.«

Als die Zeit ihrer Rückkehr nach England nahte, war es Charles ein Anliegen, daß seine Töchter getauft würden. Sie waren jetzt zwischen zwölf und achtzehn Jahren alt. Einige Jahre zuvor war sich Charles über die Frage der Kindertaufe klar geworden. Zum großen Ärger der Familie hatte er die Anglikanische Kirche verlassen und sich geweigert, seine Kinder als Säuglinge taufen zu lassen. Nun machte er sich daran, alles vorzubereiten, damit er sie als Gläubige durch Untertauchen taufen konnte. Darauf folgte ein höchst unkonventioneller Taufgottesdienst.

Eine ihnen sehr zugetane Gruppe war versammelt: Missionare, darunter Amy Carmichael, Freunde, kirchliche Geistliche und der anglikanische Pastor. Jedes Mädchen wurde einzeln von den Anwesenden nach ihrem persönlichen Glauben gefragt. Sie überstanden das alles wie »Experten«. Diese Mädchen wußten, was es heißt, zu Jesus zu gehören und konnten in Wahrheit als Gläubige getauft werden. Es muß eine besondere Freude für Priscilla und Charles gewesen sein, wie ihre eigenen Kinder ihre Errettung mit einem öffentlichen Bekenntnis versiegelten.

Ihre Kirche hatte kein Taufbecken. Darum mußte Studd zu diesem Zweck eins bauen. Der Gärtner entfernte das größte Blumenbeet und grub ein tiefes Loch. Dann wurde vom Basar ein riesen-großer Tank gebracht und in der Erde versenkt. Eine Reihe von Dienern liefen und brachten warmes Wasser, um den Tank zu füllen; aber bald merkten sie, daß es ein Wettlauf gegen die Zeit war, weil der Tank ein Leck hatte. Studd, der in einem zweiten Loch neben dem Tank stand, taufte die Mädchen, eine nach der anderen. Dann kehrten sie in den Salon zurück, wo sie das Brotbrechen auf eine höchst ungewöhnliche Weise feierten.

Priscilla, Charles und die vier jungen Damen waren nun bald wieder im Hause ihrer Großmutter in Hyde Park Gardens. Bevor die Familie Charles mit Fragen bombardieren konnte wie: »Was soll nun aus den Mädchen werden?« hatte der Herr gnädig eingegriffen.

Die drei ältesten wurden verabschiedet und auf eine Schule in die Schweiz geschickt. Achtzehn Monate später konnten sie schon

ein wenig französisch sprechen. Wenn es nach Charles' Wünschen gegangen wäre, hätte er sie gerne auf die Sherbourne-Schule geschickt, die als die beste Mädchenschule des Kontinents galt. Der Herr kannte seine Gedanken und machte ihm die Freude, dafür zu sorgen, daß schon im nächsten Semester alle, außer der Jüngsten, an dies Ausbildungsinstitut kamen.

Grace, die Älteste, heiratete bald. Die Kindheit war vorüber und damit auch die Möglichkeit, den Charakter zu prägen und die Kinder mit Liebe zu überschütten. Edith sagte: »Wir wußten, daß Mutter uns liebte; aber sie hat uns selten ihre Gefühle offenbart.« Es scheint, daß weder Priscilla noch Charles ihre Liebe sehr zeigten. So freuten sich die Mädchen besonders über ihre Großmutter, als der zugänglichsten und liebevollsten Person, zu der sie mit allen Anliegen kommen konnten.

Charles nahm seinen Reisepredigtendienst wieder auf, der ihn bis in den letzten Winkel der britischen Inseln führte. Aber, obwohl er jetzt sechszwanzig Jahre alt war, mochte er sich nicht in England niederlassen. Dem Missionsfeld gehörte sein Interesse, und so dauerte es auch nicht lange, bis er einen Ruf erhielt. Im Jahre 1908 rief Gott C.T. Studd zu seiner größten Aufgabe, die ihn bis zu seinem Tod festhalten sollte.

KAPITEL 15

MIT FÜNFZIG NOCH NICHT ZU ENDE

Es heißt: »Das Leben beginnt mit vierzig.« Aber was ist, wenn man fünfzig wird? Für den Pionier ist es eine notvolle Zeit. Äußerlich spürt er, daß der Körper schwächer wird und innerlich treiben ihn noch die gleichen starken Motivationen an, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist. Waghalsige Pläne gehen in seinem Kopf herum. Hoffnungen und Visionen füllen sein Denken aus. Leidenschaften wogen in seiner Seele. »Warum soll ich es nicht noch einmal wagen? Lieber als Stichflamme verbrennen, als langsam wie ein Docht verlöschen!«

Im Jahre 1908, als C.T. dieses gefährliche Alter beinahe erreicht hatte, besuchte er »zufällig« die Stadt Liverpool. Dort las er den faszinierenden Anschlag: »Kannibalen brauchen Missionare!« C.T.s Herz war der denkbar fruchtbarste Boden für dieses provokative Angebot. Was konnte einladender auf ihn wirken? – Kannibalen – eine Chance zu einer richtig großen Herausforderung, eine Möglichkeit, das Evangelium in die Festungen des Teufels zu tragen! Der Sinn für das Abenteuer gehört zu jedem richtigen Pionier, und dies schien nun wirklich das allertollste Unternehmen zu werden.

Das Plakat lud zu Versammlungen ein, die ein deutscher Missionar, Dr. Kumm, abhielt. Von diesem unerschrockenen Mann wurde gesagt, er sei zu Fuß quer durch Zentralafrika gereist. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sich die Mohammedaner immer weiter nach Süden ausbreiteten und ganze Völkerschaften überschwemmten, die dann doppelt verloren waren: erstens für die Sache Christi und zweitens, weil sie unter die Macht des Islam gerieten. Leidenschaftlich legte er die Not der zahlreichen Stämme dar, die niemals etwas von Christus gehört hatten. Dringend rief er um Unterstüt-

zung auf – Missionare wurden gebraucht, die Stationen aufbauten und sich dem Ansturm der Muslime entgegenstimmten, deren Boten immer weiter nach Süden in die unermeßlichen Weiten des Kontinents vordrangen.

Das unbekannte Innere Afrikas begann sich zu erschließen. Schon hatten Händler und Jäger, die zum Vergnügen Tiere schossen, die ersten Schneisen geschlagen. Seit Jahrhunderten hatten die Araber den Kontinent mit ihrem fortgesetzten, niederträchtigen Sklavenhandel geplagt; aber jetzt folgten Raritätenjäger, Forscher und Wissenschaftler den alten Spuren der Afrikaner. Weiße Gesichter waren dort nicht mehr unbekannt: Die Kolonisation hatte weiße Beamte ins Land gebracht – aber wo waren die Missionare? Niemand erzählte ihnen von Christus. C.T. Studd fühlte das als persönliche Schande und er sagte: »O Gott, wie hat die Kirche versagt!«

Dr. Kumm gehörte zu der Sorte Menschen, die zu C.T. Studd paßte – mutig und ohne Furcht, einer, der alles für Schaden erachtete, um Christus zu gewinnen. Als der alte Deutsche sprach, leistete der Heilige Geist seine eigene Überzeugungsarbeit: einige trennten sich von ihrem Geld, andere gingen mit einem heißen Gebetsanliegen von dannen; aber C.T. erkannte, daß Gott ihn gefangengesetzt hatte. War es reiner Zufall, daß er jetzt gerade hier sein mußte?

Aus tiefster Seele rief er: »Gott, warum ist kein Christ Deinem Ruf gefolgt?« und die Antwort hieß: »Warum gehst du nicht?« Sein erster Gedanke war: »Es ist für mich zu spät. Ich bin krank, und die Ärzte würden es nicht erlauben«, doch sofort kam die Antwort: »Ich bin der Gott, der dich heilt. Kannst du mir vertrauen? Ich will mit dir gehen und dich bewahren.«

Den Entschluß, Gott unbedingt zu gehorchen, hatte er vor Jahren schon festgemacht. Für C.T. Studd bedeutete hören, daß er auch gehorchte. Gott hatte gesprochen. Jetzt wußte er, daß er nur noch zu folgen hatte. Vielerlei Gedanken bestürmten sein Gemüt. Welch ein prickelndes Gefühl, mitten nach Afrika hineinzugehen! Welch eine Freude, denen das Evangelium zu bringen, die noch nie den Namen Jesus gehört hatten! Als er das Werk überdachte, wußte er: Nichts würde ihn tiefer befriedigen können.

Bei alledem mußte er nun aber doch den harten Realitäten ins Auge blicken – er hatte kein Geld, und wie konnte er mit fünfzig Jahren losgehen, mit einer Frau von schwacher Gesundheit und drei unverheirateten Töchtern? Über das war ihm schmerzlich bewußt, was er gern verdrängt hätte, daß ihm selbst nämlich kein Arzt die Tropentauglichkeit bescheinigen würde.

Dann aber wischte er alle Probleme beiseite, als seien sie belanglos. C.T. Studd hatte nur eins im Sinn: zu gehen. Kumm und Studd beschlossen zusammen zu fahren und Afrika von Osten nach Westen zu durchqueren. Studd, nun voll begeistert, wollte die erste einer ganzen Kette von Missionsstationen im Innern Afrikas gründen.

Als er, von seinem neuen Ruf für sein Leben völlig überzeugt nach Hause kam, traf er auf eine überaus hartnäckige Opposition. Seine gute Mutter, die über viele Jahre mit Liebe und Fürsorge seiner Familie beigestanden hatte, war entsetzt. Sie weinte laut und flehte ihn an, nicht zu gehen, und Priscilla, seine treue Frau schluchzte oben in ihrem Zimmer im dritten Stock von Hyde Park Gardens. C.T. ließ sich durch ihr Jammern nicht bewegen, auch nicht, als sie schrie: »O Charles, wie konntest du nur!«

Die Meinung seiner vier Töchter hatte niemals großen Einfluß auf sein Handeln ausgeübt. Sein Verhältnis zu seinen Kindern war immer etwas reserviert. »Vater war ziemlich streng zu den Kindern«, bemerkte Edith einige Jahre später.

Immer mit den Gedanken auf den Missionsfeldern scheint er sein eigenes Fleisch und Blut nicht genügend wahrgenommen zu haben. Von seiner Sicht her blieb ihm keine andere Wahl. Er durfte sich den an sich erlaubten Luxus, an seine Familie zu denken, nur selten gestatten. Aber um diesem rätselhaften Menschen Studd gerecht zu werden, muß auch gesagt werden, daß er allen seinen Töchtern jeweils an den entscheidenden Wendepunkten ihres Lebens seinen vorsichtigen und liebevollen Rat zukommen ließ.

Die Zeit seiner Abreise war gekommen; aber da mußte C.T. anerkennen, daß Gott ihm Einhalt gebot. Als das Schiff die Anker lichtete, lag C.T. mit hohem Fieber im Bett – es war wieder ein

Malariaanfall. Wäre er gefahren, hätte er das gegen den Rat der Ärzte und zum größten Schmerz seiner Familie getan. Gott sagte: »Nein!«

Trotz des impulsiven Fehlstarts, das Evangelium ins Innere Afrikas zu bringen, schwankte C.T. nicht in seinem Vorsatz. Sobald Gesundheit und Kräfte zurückgekehrt waren, unternahm er unermüdlich alles, um dem Ruf Gottes zu gehorchen. Ein neuer Plan mußte entworfen werden, wodurch wieder einmal die Weisheit Gottes sichtbar wurde. Studd, eine absolut unabhängige Kämpfernatur, die in jeder Gruppe die Führung übernahm, hatte Schwierigkeiten gehabt, hinter Dr. Kumm der zweite Mann zu sein. Das war auch nicht Gottes Plan. Er hatte andere Absichten mit ihm.

1910 fand eine Weltmissionskonferenz in Edinburgh statt, und Studd war auch dort. Der Bericht von Mr. John Mott, dem Generalsekretär der World's Student Christian Federation hatte das Thema: Wie kommt das Evangelium in die ganze nichtchristliche Welt? und bewegte C.T. Studd dermaßen, daß er die Sache nicht auf sich beruhen lassen konnte. Das gewaltige Ausmaß der dort beschriebenen Not schrie nach einer Antwort. Millionen von Heiden warteten auf das Evangelium. Studds kindliche augenblickliche Reaktion lautete: »Ich will gehen, ich will gehen!«

Wie immer gehorchte er zuerst und überlegte dann erst die Schwierigkeiten. Sein Versuch im letzten Jahr, mit Dr. Kumm zu reisen, hatte nicht geklappt; aber das Feuer in seinem Herzen war nicht erloschen. Als Kumm das Rednerpult betreten hatte, fachten seine machtvollen Worte die Flamme der Hingabe in Studds Herzen wieder hell an.

Er zählte sechszwanzig Stämme auf, die noch nicht von protestantischen Missionen evangelisiert worden waren und denen jeweils fünftausend bis zwei Millionen Menschen angehörten. Alle lagen an der Grenze, die sich durch die Ausbreitung des Islam ergeben hatte. Dr. Kumm forderte die Versammlung heraus, indem er sagte: »Diese Stämme werden als nächste dem Islam anheimfallen.« Deutlich beschrieb er die große Gefahr, in der sie schwebten und Studd erfaßte wie ein kluger General den Ernst der Lage. Dr. Kumm

beendete seine Ansprache mit den Worten: »Diese Stämme leben in den Bergen des Mittleren Sudan und sind die kriegerischsten in ganz Afrika. Es lohnt sich, sie zu gewinnen, und es wäre eine ewige Schande für unsere Generation, wenn wir sie dem Islam überließe.« Diese Worte finden sich in Studds Niederschrift dieses Vortrages. Er war fest entschlossen, seinen Teil dazu beizutragen, diese Schande abzuwenden.

Zwei Jahre lagen zwischen der Zeit, als C.T. zum erstenmal den Ruf erhielt und seiner schließlichen Abfahrt zu einer Erkundungsreise – zwei Jahre, in denen ihm seine Berufung ständig klar war und in denen sich seine Familie an diese Entscheidung gewöhnen konnte. Gleichzeitig wurde durch Gebet und finanzielle Überlegungen eine Grundlage für sein Projekt gelegt. Wartezeiten sind in Gottes Plan nie verlorene Zeiten.

C.T. wurde derweil nicht jünger und nicht gesünder. Sein körperlicher Zustand bildete doch ein gewaltiges Hindernis, das es zu überwinden oder zu ignorieren galt, wenn er seinen Herzenswunsch erfüllen wollte. Er litt immer noch an Asthma und dauernd wiederkehrenden Fieberanfällen.

Unermüdlich reiste er über die britischen Inseln und predigte allen, die ihn hören wollten. Täglich beschrieb er die Not derer, die ohne Christus waren. Mächtig forderte er die Christen heraus, ihrer Verantwortung gerecht zu werden, das Evangelium aller Welt zu predigen. Seine Worte kamen direkt aus seinem brennenden Herzen, und seine Bereitwilligkeit, sich selbst zu opfern, tat ihre eigene Wirkung. Gewiß wirkte sein Feuereifer und sein Entschluß, Gottes Ruf zu gehorchen, wie ein Stachel im Gewissen all der Jungen und Gesunden. Was sahen sie an ihm? Einen Mann in mittleren Jahren, der zwar nicht gesund, aber rückhaltlos Gott ergeben war. Das redete zu ihnen ohne Worte.

Seine Tochter Edith schrieb viele Jahre später:

»Es besteht kein Zweifel, daß er ein Mensch von außergewöhnlichen Visionen und bezwingendem Äußeren war. Seine Botschaften enthielten Ansporn, Humor und Herzenswärme. Aber vor

allem war es die Wahrhaftigkeit seiner Existenz, die das auslebte, was er verkündete. Das zog alle die an, die nach Ehrlichkeit Verlangen trugen in einer Welt des äußerlichen Scheins.«

Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln überzeugte Studd Einzelne und ganze Versammlungen von der Dringlichkeit der Forderung Dr. Kumms, den Islam einzudämmen. Nun brauchte er einige Zeichen, daß Gott seine Pläne bestätigte. Als sich eine Gruppe von Geschäftsleuten zusammengefunden hatte, die ein Unterstützungskomitee für das Projekt bilden wollten, war er sehr ermutigt. Der Plan nahm Gestalt an: Er sollte allein nach Khartum reisen und die Missionssituation im südlichen Sudan erforschen. Die einzige Bedingung, die das Komitee stellte, war die, daß Studd sich medizinisch untersuchen lassen sollte.

War es Absicht, daß Studd diese Untersuchung bis drei Wochen vor der Abfahrt hinausschob? Hoffte er, daß, wenn er nicht tropentauglich war, das Komitee meinte, es sei trotzdem zu spät, das Unternehmen abzublasen? Wir können nur Vermutungen anstellen.

Wie vorherzusehen war, entschieden die Ärzte: »Dieser Mann kann nirgendwo hingehen – er sollte zu Hause bleiben.« Obwohl C.T. dieses Ergebnis erwartet hatte, war es doch ein heftiger Schlag für ihn, der ihn aber keinesfalls von seinen Plänen abbringen sollte. Wenn er sich einmal in eine Sache verbissen hatte, gab es wohl kaum etwas, das ihn hätte zurückhalten können. Er war ein impulsiver Mensch und eigensinnig obendrein. Darum konnte er nie die Notwendigkeit einsehen, einen Plan den Umständen gemäß zu ändern. Seine natürliche Reaktion bei auftauchenden Schwierigkeiten war: »Nun erst recht!« Und genauso machte er es hier.

Das Komitee war unerbittlich: Ohne Tropentauglichkeit wurde die Unterstützung zurückgezogen. Er konnte das überhaupt nicht einsehen, und es konnte seine Pläne auch nicht durchkreuzen. Das Komitee, meistens enge Freunde und Bekannte, hat sich nie ganz zurückgezogen. Willie Bradshaw blieb, auch als Studd im Sudan war, mit ihm in Verbindung und sorgte dafür, daß man ihm in der Church Missionary Society Glauben schenkte.

C.T. schrieb dazu:

»Das Komitee wollte mich nicht gehen lassen. Ich sollte versprechen, nicht weiter als bis nach Khartum zu reisen. Wegen der Informationen, die sie vom Arzt erhalten hatten, versuchten sie mir klarzumachen, daß ich eine Reise über Khartum hinaus nicht überleben würde. Als ich es ablehnte, das zu versprechen, versagten sie mir die Hilfe zu der Reise, indem sie das für diesen Fall bestimmte Geld zurückzogen.«

Der leiseste Versuch, ihn einzuschüchtern, genügte, um ihn in Kampfhaltung zu versetzen. Seine Pläne ändern? Zu Hause bleiben? Solche Vorstellungen waren undenkbar.

C.T. verfügte über ein riesiges Kraftpotential. In schwierigen Zeiten wußte er, wie er mit sich umzugehen hatte, wie er seinen Mut zusammennehmen und die Ohren vor jeder Versuchung, jedem Zweifel und jeder Furcht verschließen konnte. Studd kannte den Herrn gut und bezog seine Kraft aus bekannten und intimen Quellen. Er wandte sich als ein kampferprobter Knecht zu Gott. Mit seinem ganzen Sein nur auf seinen Meister konzentriert sagte er: »Du hast mir zu gehen befohlen – diese Umstände haben Deinen Befehl nicht verändert. Ich gehe.« Ohne Zögern erklärte er dem Komitee: »Meine Herren, Gott hat mich geheißt zu gehen, und ich werde gehen. Ich will eine Schneise schlagen, auch wenn mein Grab nur ein Trittstein sein sollte, auf den jüngere Männer treten können.«

Jetzt, drei Wochen vor seiner angekündigten Ausreise, stand er da ohne Geld und ohne einen Menschen, der ihm glaubte. Trotzdem setzte er seine Predigtätigkeit fort, als sei nichts geschehen. Unüberwindlicher, kindlicher Glaube, der dem Wort Gottes vertraut und glaubt, erfüllte sein Herz. Unerschrocken erhob er sich über die Verhältnisse, weil er wußte, daß Gott alles nach Seinem Willen lenkt. Einige Tage später wurden ihm zehn Pfund nach einem Gottesdienst in die Hand gedrückt. So sicher war er, daß Gott das Fehlende noch schicken würde, daß er sogleich zum Schiffsbüro

ging und die Überfahrt buchte. Er konnte nicht der Versuchung widerstehen, dem Komitee mitzuteilen, was er gerade gemacht hatte!

Die zehn Pfund konnten ihn nur die Reise beginnen lassen. Studd wußte, welche endlose Kette von Ausgaben vor ihm lag; aber indem er die erste Gabe als ein Angeld nahm, das er gleich einer Saat des Glaubens austreute, war er zuversichtlich, daß für alles Nötige gesorgt würde – und so kam es auch.

Zwei Jahre lang hatte er auf dieses Ereignis hingearbeitet. Nun, wo es tatsächlich losgehen sollte, war er wieder allein. Obwohl seine Familie sich mit seinem Weggehen abgefunden hatte, blieb der unterschwellige Widerstand seiner Frau. Warum mußte er das tun? Warum mußte er gehen? Warum sollte er in diesem Alter noch eine solche Reise unternehmen? Für sie war die ganze Angelegenheit ein lang andauerndes Herzeleid und wurde es dadurch auch zu dem seinen.

Tat er Recht daran, so eigensinnig gegen alle Einwände des Komitees, der Freunde, der Familie und sogar seiner eigenen Frau anzurennen und sich für einen eigenständigen Weg zu entscheiden, den andere nur für eine verrückte Idee hielten? Wenn wir nicht solchen Abstand zu den Ereignissen hätten, würden wir sicher auch urteilen, er habe falsch gehandelt und sei falsch geleitet gewesen. Jetzt im Nachhinein sehen wir das vollständige Bild: gewaltige Siege, gewonnene Seelen und die Vertreibung der Mächte der Finsternis. All das geschah – aber es hatte seinen Preis. Studd bezahlte ihn, indem er unbeirrbar seiner Berufung folgte und gehorsam war und einfach alle ignorierte, die ihn mißverstanden oder ihm Böses nachsagten.

Nach welchem Maßstab sollten wir Pioniere beurteilen? Allein die Tatsache, daß sie als Vorhut den Weg bahnen, erfordert von ihnen, daß sie anderen in Weitblick und Einsicht einen Schritt voraus sind. Kaum jemals werden sie mit den Erwartungen und Verhaltensweisen der von Studd als »Zu-Hause-Sitz-Christen« Bezeichneten übereinstimmen. Allzuoft wirkt der Pionier in Beziehungen und Situationen so wie ein Reizgas. Er hat einen schwierigen Charakter,

allerdings mit gewissen einmaligen Qualitäten, die ihn zu seiner Aufgabe befähigen. Diese Qualitäten nun müssen, wenn sie ungezügelt bleiben, als gewaltige Schwächen erscheinen. Ohne ihre Brauour, ihre feste Entschlossenheit und ihre Unabhängigkeit, die Teil ihres Wesens sind, brächten die Pioniere nichts zustande. Nur diese Art von Menschen besitzt die Verwegenheit, in die Bollwerke des Teufels einzudringen und ihn auf seinem eigenen Territorium zu schlagen.

Als Charles Studd von Liverpool abfuhr, wogten in seinem Innern die verschiedensten Empfindungen durcheinander. »Herr, ich habe Wohlgefallen an Deinem Willen. Was sich auch entgegenstellt, ich werde es überwinden. Priscilla, meine Liebste, ich will dich nicht verletzen. Ich liebe dich; aber ich muß gehen.« Wie sein Meister »stellte er sein Angesicht fest« und schritt voran.

KAPITEL 16

PRISCILLA IST EINSAM

Als die »Warwickshire« am 15. Dezember 1910 von Liverpool Ablegte und im kalten, grauen Winternebel verschwand, fühlte sich Priscilla ganz verzweifelt und allein. Charles' Leben glich allezeit einem Wirbelsturm. Dauernd war er unterwegs, dorthin, wo sich ihm eine Tür auftat. Nichts konnte seinen heldenhaften Eifer, Seelen zu gewinnen, auslöschen. Wie oft hatte sie abends allein gesessen und in die erlöschende Glut des Kaminfeuers gestarrt, während sie auf ihn wartete; aber dies war etwas anderes. Er hatte sie als Halbkranker und gegen die Anweisung des Arztes verlassen. Niemand, der ihm nah oder wert war, noch irgendein Mitglied des Komitees war mit diesem Weg einverstanden.

Priscilla und drei ihrer Töchter wohnten bei Charles' Mutter in Hyde Park Gardens. Die Mädchen waren hübsch und in dem richtigen Alter für Partys und andere gesellschaftliche Ereignisse. Die Geschäftigkeiten des Familienlebens, wo Freunde hereinschauten und Besuche gemacht werden mußten, bedeuteten, daß Priscilla gewöhnlich nicht allein war; aber nichts konnte die gähnende Leere in ihrem Herzen ausfüllen – Charles war weggegangen.

Sie hatte mit ihm gerungen; aber es hatte nichts gebracht. Er war nicht zu überreden, nicht einmal, als das Komitee vor zwei Monaten mitteilte, es sei einstimmig der Ansicht, Priscilla solle ihn begleiten. »Ihr beide fahrt für zwei Monate bis nach Khartum«, schrieben sie, aber Charles wollte nicht auf sie hören. Er hatte nicht die Absicht, sich durch solche Zeitvorgaben einschränken zu lassen, oder sich dem Druck auszusetzen, auf Priscillas Wünsche Rücksicht nehmen zu müssen. Alfred Ruscoe, ein Missionar, sagte später von C.T.: »Er hatte die Gewohnheit, in aufreizender Weise Recht zu haben.« Dies hier schien einer dieser Fälle zu sein. Wie auch immer, Priscilla konnte mit dieser Situation nicht zurechtkommen.

Charles hatte ihr am 25. November liebevoll geschrieben:

»Ich habe Dich einfach nicht mitnehmen können, Priscilla, meine Allerliebste. Ich wagte es einfach nicht, und will es auch nicht ... Ich kann und will Deine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Du bist zu wichtig und zu nötig für mich und die Mädchen. Du bedeutest mir mehr als alle, und so bringe ich dieses Opfer lieber, wenn auch mit blutendem Herzen, als Dich, mein Schätzchen, zu verlieren. Gott segne Dich ... Mein Herz ist immer voll Liebe gegen Dich gewesen und wird es immer sein. So tröste Dich mit diesen Worten und zweifle nie wieder an meiner Liebe ...«

Trotz solcher Beteuerungen fand es Priscilla schwer, seine Liebe mit seinen Handlungen in Übereinstimmung zu bringen.

Vielleicht sollte man nicht vergessen, daß viele Frauen in diesem Alter in eine schwierige Lebensphase eintreten. Ihre seelischen und körperlichen Beschwerden können sehr bedrückend werden, was Ehemänner von Studds Statur kaum begreifen mögen. Seine Ratschläge für sie lauteten stets: »Suche Gott, tue Buße und gewinne Seelen!« So, wie sie jetzt lebte, war es schwierig zu sagen, auf welcher Ebene wahre Nachfolge für Priscilla überhaupt möglich war. Ihre Jahre in China hatten ihr ein Höchstmaß an Freude und Befriedigung beschert. Sie hatte ihren eigenen missionarischen Ruf und die Sphäre geistlicher Erfüllung aufgegeben und war in das komfortable Leben einer Oberschichtfamilie in Hyde Park Gardens zurückgekehrt. Äußerlich schien alles wunderschön, aber innerlich war es eine geistliche Wüste. Das Leben in London war überhaupt nicht mit dem erregenden Engagement ihres Dienstes in China zu vergleichen. Charles reiste meistens allein zu den verschiedenen Predigtorten und überließ Priscilla die Mädchen, oder sie sollte Freunde und Verwandte besuchen. Dazu kam noch, daß sie sich in letzter Zeit immer kränklich fühlte.

Zurückgezogen in Hyde Park Gardens lebend, war sie täglich einem Lebensstil und Erwartungen ausgesetzt, die ihre Einkünfte

überstiegen. Auch das forderte seinen Tribut. Die Mädchen bewegten sich in einer Gesellschaft von Wohlhabenden mit all den Verlegenheiten, die der Mangel an Geld dadurch verursacht. Edith sagte: »Wir konnten uns alle zusammen nur einen Hut leisten. Den einen Tag putzte ihn Dorothy für einen Anlaß, dann machte eine der Schwestern ihn wieder für eine andere Gelegenheit zurecht. Wir hofften immer nur, daß niemand das merkt.« Grace, die Älteste, begehrte auf. Sie konnte nicht schnell genug aus dem Haus kommen. Das Unvermögen, ihren Lebensstil den anderen anpassen zu können, war ihr unerträglich geworden. Sie heiratete einen sehr reichen älteren Mann, wurde schrecklich unglücklich und war auch bald Witwe.

Solches Herzeleid lastet schwer auf einer Mutter. Priscilla fühlte sich innerlich zerrissen. Sie wollte das Beste für die Mädchen; aber das Leben war zu verwickelt, um tatsächlich das Beste herauszufinden und dann noch hübsche und das Vergnügen liebende Töchter davon zu überzeugen.

Durch viele, viele kleine, unabwendbare Umstände war Priscillas geistliches Leben eingeschlafen. Charles hätte nie weggehen dürfen. Überzeugt davon, daß sie ihm wenig oder gar nichts galt, machte sie ihn in ihren seltenen Briefen Vorwürfe: »Hättest Du mich lieb, wärest Du nicht gegangen. Du hättest auf Ratschläge hören sollen. Und was machst Du mit Deiner Gesundheit?« In diesem Stil ging es fort.

Auch sein unausgesetztes Briefschreiben, in dem er sie seiner Ergebenheit versicherte und berichtete, wie Gott ihm beisteht, konnte nichts an diesem Zustand ändern. Charles, todunglücklich über ihre viel zu kurzen und seltenen Briefe klagte sie an, ihn nicht mehr zu lieben, oder gar seine Feindin zu werden. Am 23. Februar 1911 schrieb er: »Was ist mit Dir? Du bist überhaupt nicht mehr diejenige, die immer sagte: Gelobt sei der Herr! Und: Freuet euch allezeit! Und: Dein Wille geschehe! Du hast Deine erste Liebe verloren und hast Dich von den Torheiten dieses Lebens umgarnen lassen.« Sie war ganz offensichtlich mit vielerlei Dingen beladen.

Die alleinige Verantwortung für ihre Töchter, Geldnöte, eine

schwache Gesundheit, Einsamkeit und Enttäuschung machten aus Priscilla eine sehr unglückliche Frau, die dringend einer Begegnung mit dem Herrn bedurfte.

Sie hatte an Charles geschrieben und um ein eigenes Haus gebeten. Sie fand das Leben im Zentrum der Familie zu schwierig. Ihre Töchter machten zahlreiche Bekanntschaften und unterhielten Freundschaften mit reichen und berühmten Leuten, und so kamen noch die Versuchungen hinzu, die die Welt vor ihren Töchtern ausbreitete. Die Situation wurde immer beklemmender. Sie hatten nicht das Geld, um diesen extravaganten Lebensstil durchzuhalten und außerdem war Charles unglücklich über den Weg, den seine Töchter einschlugen. Wenn von Partys die Rede war, schrieb Charles: »Und was hätte mein Vater dazu gesagt?« Diese Art von Wohlleben und Luxus war ihm eine Quelle bitterer Schmerzen. Er schrieb an Priscilla:

»Wie die Zeiten nun mal sind, wäre es wirklich besser, wenn wir aus allem heraus kämen. Natürlich habe ich die unverzeihliche Sünde begangen, arm zu sein und mich selbst arm zu machen. Ohne Zweifel bin ich ihnen ein Kummer und ein Ärgernis. Das soll sich aber ändern. Nun, ich kann mir noch nicht vorstellen, wie es geschehen kann; aber wir werden irgendwo auf der Erde ein Heim mit Jesus haben. Er soll uns eine Heimstatt aussuchen, und wir sind dann an der Reihe, der Welt und den Christen zu zeigen, daß unser Herz immer nur an den Schlachtfeldern und nicht an häuslicher Bequemlichkeit geangen hat.«

Mitten in all diese schmerzlichen Kümernisse und Bedrückungen schrieb dann Charles auch noch an seine Frau: »Bring doch die Mädchen zur Heilsarmee. Ich möchte, daß sie so recht glühende Kämpferinnen werden!«

KAPITEL 17

EIN UNUNTERBROCHENER OPFERGANG

Die Folgen davon, daß Charles sein Vermögen weggegeben hatte, wirkten sich immer noch notvoll und peinlich aus. Während der sechs Monate, die Studd im Sudan verbrachte, veranlaßten die Geldnöte zu Hause, daß die Familie und einige Freunde seiner Frau und den Töchtern unter die Arme griffen. Studd fühlte sich gedemütigt, als sein Bruder ihm von »selbstverschuldeter Armut« schrieb. In einem Augenblick tiefer Depression schrieb er: »Ich sollte mich am besten in Afrika niederlassen und nie mehr zurückkommen.«

Während all dieser schwierigen Zeiten in Studds Leben, erfuhr er doch, daß der Herr niemandes Schuldner ist. Gott sorgte ganz zuverlässig für C.T. Studds ausgedehnte Reisen und auch für die Bedürfnisse seiner Familie. Die Probleme begannen erst dann, wenn das Geld nicht ausreichte, um ein Leben zu führen, wie sie es eigentlich aufgegeben hatten. Seine Familie, besonders seine Mutter, sorgte beständig für sie. Wie ärgerlich war es doch! Er wohnte bei seiner Mutter und aß von ihrem reichgedeckten Tisch, und zur gleichen Zeit mieden ihn andere Familienmitglieder und behandelten ihn als den verarmten Verwandten. C.T. empfand ihr Unverständnis und ihre Verachtung als einen beständigen Pfahl im Fleisch. Es machte ihn zurückhaltend bei Fremden. Er sagte: »Ich mag kein Schmarotzer sein!«

Seine Töchter empfanden den Geldmangel äußerst schmerzlich. Von Leuten ihrer Gesellschaftsschicht wurde erwartet, daß sie über eigenes Geld verfügten. Studd, der sich all der Schwierigkeiten für seine Kinder bewußt war, riet ihrer Mutter: »Bringe sie mit den Buxtons in Verbindung. Das ist eine gute Familie mit der richtigen

christlichen Einstellung.« Studd bewunderte sie, weil sie mit ihm den Eifer für die Mission teilten und trotz ihres Geldes nicht an dem weltlichen Treiben teilnahmen. Barclay Buxton, der Gründer des Japan Evangelistic Band, kam aus einer ähnlichen Familie wie C.T., war aber nicht gelehrt worden, sein Familienerbe wegzugeben. Er meinte, das Geld gehöre seinen Kindern genau so wie ihm.

C.T. hatte seine irdische Sicherheit fortgegeben; aber Gott hatte in seinem Wort versprochen: »Gebt und euch wird wieder gegeben werden.« Über die Jahre erhielt die Familie Studd mehr als dies Erbteil, was dann kontinuierlich in die von ihm gegründete Mission floß. Das Werk hat sich seither weltweit ausgebreitet und wird immer noch durch Gaben finanziert, die Gottes Volk als Antwort auf gläubige Gebete gibt.

Studd wurde zu einer Herausforderung und zu einem Beispiel für seine Zeit. Seine anfängliche Opfergabe stand als ein unübersehbares Zeichen seiner völligen Hingabe an Gott. Einige nannten seine unbekümmerte Großzügigkeit »fanatisch«, für ihn aber war es nur sein »vernünftiger (Gottes)dienst«.

Solange er lebte, behielt er diese Herzeshaltung bei. Alles, was er war und hatte, gehörte dem Herrn. Als der Ruf nach Afrika kam, und er wieder Gottes Forderung spürte, schrieb er seiner Frau: »Nur selten haben zwei Menschen im Leben zweimal die Möglichkeit, alles zu verlassen, uns aber ist dies Vorrecht gewährt worden. Laß es uns mit beiden Händen ergreifen!« Da erkennt man die Größe seines Herzens, wie er ohne seine Frau nach Afrika fuhr und damit seinen Kritikern reichlich Munition lieferte. Es wurde, wie immer, viel geredet. Das gehört zu den leidvollen Erfahrungen derer, die völlig dem Herrn folgen wollen.

Heute, wo über das Familienleben so viel gesprochen wird, ist es schwierig, einen Mann wie Studd zu verstehen; aber könnten wir Richter sein? Wir haben seinen Ruf nicht erhalten, noch können wir in alles hineinschauen, was zwischen ihm und Gott geschehen ist. Die Leidenschaft, Seelen zu gewinnen, beherrschte C.T.s Herz. Gott hatte zu ihm geredet, und er mußte daher die gute Nachricht zu den afrikanischen Heiden bringen. Von einer mächtigen Aufgabe

getrieben, wollte er über die Kosten nicht nachdenken. Er machte sein Inneres hart wie Stahl, verleugnete sich selbst, achtete nicht der Schmerzen und gehorchte. Vielleicht war nicht jede Einzelheit seines Weges, auf dem er von seiner Frau getrennt war, ganz richtig; aber niemand kann seine völlige Aufrichtigkeit leugnen. Beide hatten sie die Möglichkeit, sich ein zweites Mal Gott ganz auszuliefern. Gott hat sie als ein zeitloses Beispiel für solche gesetzt, die dem Herrn folgen, koste es was es wolle.

Die Kritik der Frommen war der schmerzlichste Teil in dem Kreuz, das Studd zu tragen hatte. Die Geringschätzung durch Familienmitglieder, die Anklage, nicht für seine Familie zu sorgen, verbunden mit der Unfreundlichkeit vieler schlecht informierter Leute, die ihn beschuldigten, seine Frau schändlich sitzengelassen zu haben, alles kam zusammen und machte aus ihm ein Rätsel voller Widersprüche. Nur wer Augen des Glaubens hatte, konnte ihm zustimmen, der Rest schmähte ihn.

Ruhm, Reichtum, soziale Stellung, weltliche Chancen – alles hatte er für nichts geachtet, um Christus zu gewinnen. Danach hatte er die Familie, seine Frau, die Gemeinschaft mit ihr, heimische Gemütlichkeit, Enkel und noch vieles mehr freiwillig auf dem Altar zum Opfer gebracht. Er redete nicht nur vom Opfern, sondern er bezahlte tatsächlich den Preis und schlug eine Bresche, durch die im Laufe der Jahre Tausende, jeweils auf ihre eigene Weise, folgen würden.

Sein Leben ist der schärfste Tadel für alles halbherzige Christentum. Wer könnte ruhig sitzen bleiben, wenn ein Asthmatiker, den auch noch viele andere Unpäßlichkeiten plagten, bereit ist, wenn nötig, ganz allein um Christi und der verlorenen Seelen willen ins Innere Afrikas vorzudringen? Und das in einem Alter, in dem viele beginnen, sich zur Ruhe zu setzen!

Er brauchte gar nichts zu sagen. Sein Leben predigte von selbst. Äußerste Aufrichtigkeit und durchschaubares Sein kennzeichneten diesen Gentleman in Lumpen. Er war *der* Täter dessen, was Gott verlangte. Niemals hätte er etwas singen oder sagen können und das Gegenteil tun. Ohne die Kosten zu überdenken, wollte er gehorchen.

Als er den »Schokoladensoldaten« schrieb, porträtierte er anschaulich sein eigenes Herz:

»Jeder wahre Christ ist ein Soldat Christi – ein Held par excellence! Tapferer als die Tapfersten verachtet er die weichlichen Versuche, sich dem Frieden hinzugeben und die oft wiederholten Warnungen vor Mühen, Ungemach, Gefahr und Tod. Den schließlich hält er für seinen ganz besonderen Freund.«

Er gab keinen »Blechknopf«, wie er zu sagen pflegte, für die Meinung der Menschen. Er war ein wirklicher, von Menschenfurcht restlos freier Held. So schrieb er:

Schätz der Menschen Beifall ganz gering,
Lern verlier'n durch Jesu Gnad.
Weil auch Er durch Schmach zum Himmel ging,
Lockt Er uns den gleichen Pfad.

KAPITEL 18

DER TOD DES EIGENEN ICHS

Bevor wir C.T. auf seiner Reise nach Khartum folgen, wollen wir noch einmal den schmerzlichen Augenblick betrachten, als er von Liverpool abfuhr; diesmal aber aus seinem Blickwinkel.

Da stand er allein auf dem Achterdeck und hatte, als das Schiff aus der Schleuse glitt, seine Augen fest auf Priscilla gerichtet. Ihrer beider Herzen waren bei dieser Trennung mit Angst erfüllt. Er brachte es durch das Wissen um seine göttliche Berufung zur Ruhe und stärkte es mit eiserner Entschlossenheit. Er hatte die Aufforderung zu gehen gehört, so gab es für ihn keine Alternative – er mußte gehen. Gehorsam bringt stets Kraft. Priscilla hatte ein solches Wort nicht vernommen, deshalb tobten in ihrem Herzen viele schmerzliche Gefühle, wohl auch ein wenig Zorn und Bitterkeit. Was sollte sie nur machen?

Als ihre einsame frierende Gestalt seinen Blicken entschwand, ging er, ohnmächtig ihr zu helfen, in die Wärme seiner Kabine und schrieb: »Liebling, dies wird ein großes Werk werden. Wir müssen unseren Hauptmann besser kennenlernen.« Dann fuhr er fort, indem er sie seiner Liebe versicherte. Am 15. Dezember 1910 schrieb er:

»Ich fühle, daß Jesus gerade jetzt zu uns beiden sagt: ›Kommt an einen öden Ort und ruht ein wenig bei mir ...‹ Du mußt jetzt in den Armen Jesu ruhen. Dort bist Du sicher. Ich laß Dich da. Schmiege Dich ganz an Sein Herz; denn Er liebt Dich, mein Schätzchen. Und flüstere Ihm Deine Liebe zurück.«

Was wie eine aufregende Expedition begonnen hatte, verwandelte sich in ein seelisches Trauma. Der einzige Ausweg zur Heilung war, diese neue Dimension des Leidens und des Sterbens des eigenen

Ichs anzunehmen. Er mußte erkennen, daß er nun ganz alleine stand, um Gottes Willen zu tun. Nicht einmal die Einwilligung seiner Frau hatte er dazu. Er schrieb damals: »Nichts ist mir teurer zu stehen gekommen.« Aber in seiner charakteristischen Art erlaubte er sich nicht den Luxus, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, sondern entschied sich, den Willen Gottes zu tun. An seine Frau schrieb er:

»Vielleicht wirst wenigstens Du begreifen, daß ich Dich liebe, wenn ich Dir erzähle, daß meine Reise nach Khartum mich selbst gekostet hat. So habe ich auch alles beiseitegeschoben, was die Leute darüber reden, daß Du nicht mitgekommen bist ... Dieses Unternehmen ist ein Unternehmen des Glaubens und des Heldentums. So muß man es betrachten ... Er hat den Durchblick, und noch viel mehr. Er wird uns beide zu dem größten Werk befähigen, daß wir in unserem Leben für Christus getan haben.«

Wenn der Herr Seine Kinder durch solche Erfahrungen gehen läßt, weiß Er sie auch zu stützen. Der Psalmist konnte schreiben:

»Auch wenn ich wanderte im Tale des Todesschattens fürchte ich nichts Übles; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde; du hast mein Haupt mit Öl gesalbt, mein Becher fließt über.«

Der Herr trug Seinen Knecht, und als er da allein in seiner Kabine lag, sprach der Herr zu ihm: »Diese Reise gilt nicht nur dem Sudan, sondern der ganzen nichtevangelisierten Welt.« Solch eine gewaltige Offenbarung war ein Ruheort für sein Herz, trotz ihrer scheinbaren Unmöglichkeit. Der Schrei der ganzen nichtevangelisierten Welt war auf der Weltmissionskonferenz 1910 deutlich artikuliert worden, und nun sprach Gott aufs neue zu ihm.

Das Konzept war im Augenblick noch zu groß; aber Studd ließ es nie aus den Augen. Als er sich immer eingehender mit den göttlichen Wegen identifizierte, wuchs trotz der endlosen Widerstände

diese Vision immer mehr und füllte in den folgenden Jahren all sein Denken, Schreiben und Beten.

Das Komitee hatte ursprünglich nur eine Reise bis Khartum genehmigt. Weiterzugehen wurde als ein zu großes Gesundheitsrisiko eingeschätzt. Nun, da er von ihren Beschränkungen befreit war, konnte C.T. Studd weiter reisen. Denn ihm war klar: Wenn er die Situation der nicht evangelisierten Stämme erkunden wollte, mußte er sie auch selbst in Augenschein nehmen.

Ich kann mir auch nicht denken, daß er sich viele Gedanken darum gemacht hat, ob er sich bei dem Komitee Ratschläge holen sollte, als er dann zu seinen Erforschungen aufbrach. Studd war ein ganz und gar unabhängiger Mensch, der wohl ernsthaft mit einem Komitee zusammenarbeiten wollte, sich aber nicht von ihm gängeln und kontrollieren lassen mochte. Seiner Meinung nach war es der Mann an der Front, der die Entscheidungen zu treffen hatte.

Als William Bradshaw, der Sekretär des Komitees und alter Freund der Familie, darauf bestand, Studd sollte nach Hause kommen, um bei der Verabschiedungsfeier für Dr. Kumm dabei zu sein, lehnte Studd ab und setzte seine Vorbereitungen zur Erforschung des Sudan fort. Seine Abhängigkeit vom Herrn für seine finanzielle Versorgung, die ganz persönliche Berufung für sein Leben und seine eigene Entschlossenheit, diese zu verwirklichen, stärkten sein Gefühl für die Unabhängigkeit von Menschen.

Während er in Khartum wartete, fand Studd, der nie faul herumsaß, reichlich Gelegenheit, um bei den englischen Soldaten zu predigen. Er hatte auch für die Männer des Yorkshire-Regiments eine Botschaft und die Freude zu sehen, wie Seelen errettet wurden. Ein Hauptmann schrieb: »Wo kann ich Studds Predigttext vom letzten Abend bekommen? Ich möchte ihn behalten. Seine Predigt war gewaltig und ergriff alle Leute, die ich angesprochen habe, auf bemerkenswerte Weise.«

Neben den Soldaten gab es dort eine große Gemeinschaft von Engländern, die aus den verschiedensten Gründen ausgewandert waren. Er berichtete ihnen von China und predigte in der CMS-Kirche; aber er konnte sich mit ihrem sehr kühlen geistlichen Zu-

stand nicht anfreunden. Er schrieb nach Hause: »Ich mochte ihre eigentümlich leblosen Gesichter nicht.« Er hatte das Gefühl, sie meinten eigentlich: »Was, zum Kuckuck machst du hier, und weckst uns auf!«

Die Europäer hatten sich ein vergnügliches Leben eingerichtet. Scharen von Bediensteten hielten beinahe alle Unbequemlichkeiten von ihnen fern. So hatten sie viel Muße, die sie mit unnützem Zeitvertreib, mit Unterhaltungen und Vergnügungen, verbrachten. Studd wollte ihre Picknicks und Partys nicht. Im Gegenteil zeigte er seinen starken Abscheu für solche frivole Lebensweise. Angewidert von der Lauheit ihres Scheinchristentums und des weltförmigen Lebensstils der Ausgewanderten, schrieb Studd: »Ich habe mich sehr über Matthäus 6 gefreut, besonders über Vers 19: ›Sammelt euch nicht Schätze auf Erden die Motten und Rost verzehren, und wo Diebe durchgraben und stehlen!‹« Dann tröstete er seine Frau: »Mach dir keine Sorgen ums Geld!«

An welcher Stelle wir auch etwas aus dem Leben dieses Mannes erfahren, in welchen Umständen auch immer, in seelischen Hochstimmungen oder in düsteren Augenblicken, immer ist er hart bei der Arbeit. Seine Schaffenskraft war bewundernswert – das Ergebnis eines disziplinierten Geistes. Einmal schrieb er nach Hause: »Bin um viertel nach fünf aufgestanden, hatte eine schöne Stille Zeit bis zum Frühstück um viertel vor neun, und seitdem klebe ich an meinem Tisch und schreibe Briefe und Berichte.« Einer, der ihn beobachtet hatte, schrieb: »Er verbringt seine Zeit völlig mit Landkarten, Plänen und amtlichen Schreiben, oder er redet mit irgendwelchen Regierungsbeamten.«

Dort in Khartum versenkte er sich in den Herrn und in Sein Wort. Er arbeitete den ganzen Tag und schloß sich damit von dem Ärgernis erregenden pseudo-religiösen Leben aus, das ihn immer mehr verdroß. Er konnte mit bestem Willen keine Entschuldigung für solche finden, die zwar als Missionare angestellt waren, aber alles andere vorhatten, nur nicht das Evangelium auszubreiten, noch für solche, die lediglich verstandesmäßig an den Wahrheiten der Bibel festhielten.

Studd irritierte sein Aufenthalt in Khartum. Und einmal nannte er diese Tage frei heraus: eine vertane Zeit. Er merkte, wie schwierig es war, harte Fakten über die missionarische Situation jener Gegend zu erhalten. Die Erwartungen jener Missionare dort und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hatten nichts mit Studds Vorstellungen zu tun. Er begann, an dem Nutzen dieser Informationen zu zweifeln. Nichts war dazu angetan, ihm zu helfen, zudem auch aus der Heimat selten etwas Frohmachendes kam. In der Tat, beide, Charles und seine Frau gingen durch tiefe Trübsale.

Nach wochenlanger Verzögerung waren endlich die Pläne fertig. Studd startete unter Mißachtung der mahnenden Briefe von zu Haus zu seiner mehr als 1400 Kilometer langen Reise durch den südlichen Sudan. Von dort ging es in die Gegend von Bahr-el-Ghazal, nahe den Nilquellen und der Grenze von Belgisch Kongo. Seine Begleiter waren Bischof Gwynne von Khartum und Archediakon Shaw von der Church Missionary Society. Sie wollten die Missionsstationen nacheinander besuchen und sich einen Überblick über die Effektivität der Arbeit verschaffen.

Das Heimatkomitee hatte gute Gründe, Studd die Einreise in dieses Gebiet zu untersagen. Es war für Malaria und Schlafkrankheit bekannt, und schon kam ein Brief zu Hause an, in dem es hieß: »Mr. Studd sieht nicht allzu gesund aus, und es gibt hier viel Krankheit ... aber Ihr Mann läßt sich wohl kaum durch die Befürchtungen anderer beeinflussen.« Nein, absolut nicht! C.T. Studd verschwendete nie auch nur einen Gedanken daran. Überzeugt, daß Gott dies Unternehmen will, war er zum Reisen bereit und vertraute auf den Herrn, der ihn gesund erhalten und heil wieder zurückbringen konnte.

Bevor er seinen Fuß auf afrikanischen Boden setzte, hatte er sich eingehend mit den zu erwartenden Nöten dieses Erdteils auseinandergesetzt. Die am meisten gefährdeten sechszwanzig nichtevangelisierten Stämme waren ihm keine bloßen Namen geblieben. Als er die Reise antrat, war er mit Tabellen und Fakten reich versehen. Er hatte sich mit den Schwierigkeiten vertraut gemacht, die eine Evangelisation eines so weiträumigen Gebietes mit einer so weit

zerstreut lebenden Bevölkerung mit sich brachte. Er wußte, es gab dort fünfhundert Sprachen und zusätzlich noch dreihundert Dialekte. Außerdem war die Behinderung der Mission durch die Kolonialbehörden sprichwörtlich. Daher machte er Pläne, um Kontakte und gute Beziehungen herzustellen. Die leichtere Erreichbarkeit der zerstreuten Dörfer durch moderne Verkehrsmittel hatte es sowohl den Muslimen wie auch den Christen leichter gemacht, dorthin zu kommen, nur waren die Muslime eher da.

Wie konnte Studd, wie konnte ein Mann von seiner Art ruhig sitzen bleiben? Von den anderen Missionaren hatte er die Meinung, sie säßen nur und »drehten Däumchen«.

Die Gruppe reiste per Maultier, während ihr Gepäck von Eseln getragen wurde. Außerdem hatten sie zahlreiche Helfer. Charles Studd gewann die Einsicht, daß er mit der CMS nicht zusammenarbeiten konnte. Aber in Anbetracht der Notlage meinte er doch, daß sie bei einiger Erhöhung ihrer Anstrengungen das Gebiet effektiver bearbeiten könnten. Durch die dünne Besiedlung desillusioniert, richteten sich seine Blicke westwärts.

Bischof Gwynne schrieb am 31. Juli 1911 an Bradshaw:

»In der ganzen Enklave von Lado entdeckten wir nur 20000 Seelen. Die der missionarischen Arbeit offenstehenden Gebiete sind Bahr-el-Ghazal und Lado. Dort gibt es einen Stamm, die Azansi – diese Leute scheinen für den Beginn der Arbeit am geeignetsten zu sein. Es gibt auch noch kleinere Stämme. Große Schwierigkeiten stehen der Evangelisation dieser Leute wegen ihrer geringen Zahl und der Vielfalt ihrer Sprachen entgegen, aber ... die Muslime machen Proselyten.«

Im gleichen Brief heißt es dann weiter, der Bischof hoffe, die Sudan Evangelical Mission (das war der erste Name, den Studd seiner Mission gab) werde diese kleineren Möglichkeiten in Angriff nehmen und die Azansi der CMS überlassen, zumal sie dort schon engagiert ist. Der Bericht schließt mit: »Das Azansigebiet erstreckt sich auch über die Grenze in französische und belgische Territorien. Dort

gibt es sehr viele von ihnen und zu keinem ist bisher ein Missionar gekommen.« Offenbar bestand von daher Studds Absicht, wenn nur irgend möglich, die Grenzen zu überschreiten. Er wollte dahin, wo mehr Menschen wohnten. Die Azansi nannten sich auch Niam Niam. So nannten Studd dann später auch sein Haus, das er zum Hauptquartier seiner Mission machte. Damals glaubte C.T. noch, daß es für einen Engländer schwierig sein müßte, in den Belgischen Kongo einzureisen, darum drehten sich seine Pläne hauptsächlich um den Sudan.

Studd, der Visionär, ging nach dem »Empfinden«. Er brauchte sich nicht nach den Erwartungen der Menschen zu richten und ausgetretenen Pfaden zu folgen. Wurde ihm die Notwendigkeit eines Richtungswechsels deutlich, so hatte er keine Probleme damit, auf der Stelle seine Meinung zu ändern. Obwohl das Ziel der Reise war, die missionarischen Möglichkeiten im südlichen Sudan zu erforschen, hielt er seine Augen auch für jede andere Tür offen, die der Herr ihm vielleicht aufat. Er brauchte sich für die Änderung seiner Pläne nicht zu rechtfertigen – die gab es gar nicht, folgte er doch nur seinem Herrn.

Als die kleine Karawane wieder in Khartum anlangte, war Studd froh, daß die Reise vorüber war. Er hatte keine Freude daran gefunden. Was er erlebt hatte, steigerte in ihm nur um so mehr den Wunsch, Missionare ins Land zu bringen, die ihre Arbeit als Kriegszug verstanden. Ihm war bewußt, daß der Feind der Seelen nicht leicht zu vertreiben war, und daß die derzeitigen missionarischen Aktivitäten höchstens zu einer »Christianisierung« der Leute führten. Er suchte verwandelte Menschen, die in brennender Liebe zu Jesus willens waren, zu dem großen Entscheidungsschlag gegen die Mächte der Finsternis auszuholen. Damals schrieb er an Willie Bradshaw: »Gott arbeitet mit ganz unbedeutenden Minderheiten wie Gideons dreihundert Mann. Laßt uns diese von Gott auserlesenen Leute sein, solche, die dem Worte Gottes absolute Zuverlässigkeit zutrauen!«

Hätte er versucht, mit der CMS zusammenzuarbeiten, hätte er einem quadratischen Stöpsel für ein rundes Spundloch geglichen, oder einem Revolutionär, der in einer Sonntagsschule so laut er kann

singt: »Vorwärts, Christi Streiter«, während alle anderen singen: »Liebster Jesus, sanft und mild.«

Bei allem hatte er ein mitleidiges Herz. Als er sah, wie schwer die Esel an den Lasten zu schleppen hatten, taten sie ihm leid. Er schrieb nach Hause: »Von vier bis sieben Uhr nachmittags versorgte ich die Wunden zahlloser Esel und verarztete nebenbei auch mehrere Männer.« Zeit seines Lebens mied C.T. die Ärzte und behandelte sich selbst und jeden, der es sich gefallen ließ. Bevor die Reisegesellschaft wieder zurück war, hatte die Tse-Tse-Fliege neunundzwanzig ihrer dreißig Esel auf diesem Treck von zwei und einem halben Monat Dauer getötet.

Froh, wieder in Khartum zu sein, wurde er leider wieder aufgehalten. Diesmal warf ihn ein schwerer Malariaanfall nieder. Schwerkrank lag er da und wußte wohl kaum, was er interessierten Kreisen daheim sagen konnte. Eine auf zwei Monate festgelegte Reise hatte ein halbes Jahr gebraucht. Zurück in England erholte er sich im Sommer 1911. Dann überdachte er seine Reise noch einmal. Wie konnte man die große Aufgabe durchführen?

KAPITEL 19

GEGEN ALLE WAHRSCHEINLICHKEIT

Ganz erfüllt von der Leidenschaft, die Heiden zu erreichen, war C.T. wieder unterwegs und predigte, unterrichtete, beschwor und bedrängte die Leute auf seine unnachahmliche Weise. Seine zu Herzen gehende Botschaft war mit Humor gewürzt, endete aber stets mit der Aufforderung, endlich verbindlich zu werden. »Draußen gibt es eine nichtevangelisierte Welt. Tut etwas dagegen und tut es jetzt!« Leider fiel sein Ruf nur zu oft auf unfruchtbaren Boden.

Immer noch konnte Studd große Zuhörerschaften an den Universitäten fesseln. Man hatte seine Leistungen im Cricket noch nicht vergessen und seine abenteuerlichen Unternehmungen für Christus gefielen den jungen Leuten. Wenn dann eine unübersehbare Menge die große Guildhall von Cambridge füllte, kann ich mir vorstellen, daß die Professoren in der vordersten Reihe schon längst vor dem Ende wünschten, sie wären irgendwo sonst, nur nicht hier. Die scharfe Botschaft erregte vielfach Widerspruch und Mißbilligung.

C.T. Studds ungeschminkte Redeweise hielt aber die Studenten nicht ab, ihn wieder einzuladen. Ihnen hatte es seine Kühnheit angetan. Das war einer, der in die Höhle des Löwen ging! Wer würde mit ihm zu den Kannibalen gehen? Das Abenteuerelement gefiel den jungen Leuten, und sie bestürmten ihn mit ihren Fragen. Er wartete ja auf ein Echo. Wer würde nach Afrika gehen und dabei Gott zutrauen, für alle Nöte aufzukommen? Seine Tochter Edith sagte: »Wenn sie nicht gleich antworteten, setzte er sofort scharf nach: ›Ihr braucht mir nicht zu sagen, was ihr denkt.‹ Ihr sagt: ›Hier bin ich, Herr, aber schicke meine Schwester.«

Einer der jungen Männer, die ihm begeistert zuhörten, war Alfred Buxton, der zweite Sohn Barclay Buxtons, eines Freundes der

Familie Studd. Alfred war Medizinstudent. Schon 1910, vor Studds Sudanexpedition, predigte Dr. Kumm in Cambridge und Alfred hatte ihm mit großem Interesse zugehört. Gern hätte er sein Universitätsstudium für einen sofortigen freiwilligen Einsatz in der Mission aufgegeben. In einem Brief des Neunzehnjährigen heißt es: »Mr. Studd geht und ich wünschte, meine Prüfungen gemacht zu haben, um auch gehen zu können.« So schrieb er in seinem jungenhaften Enthusiasmus.

Als Studd selbst die gleiche Not der unzähligen Stämme in den Weiten Afrikas beschrieb, war sein Verantwortungsgefühl aufs höchste erregt. Er war ein frommer junger Mann, der einfach nur dem Herrn folgen wollte.

Als er seinen Eltern eröffnete, er wolle C.T. Studd auf seiner nächsten Reise nach Afrika begleiten, war die Reaktion der Familie, gelinde gesagt, kühl. Niemand konnte seinen Plänen zustimmen. Jeder, den er fragte, sagte: »Mach deine Ausbildung zu Ende und lege deine Examen ab. Dann sieh, was Gott von dir will.« Allerdings war man weise genug, ihn nach reiflicher Prüfung selbst die Entscheidung fällen zu lassen. Alfred kam zu dem Schluß, Gott wolle es, daß er Studd begleite. Er hatte noch einen anderen Grund für seine Anhänglichkeit an Studd. Seit zwei Jahren schrieben sich Alfred und Edith, Charles' Tochter. Wir wissen, daß er Edith von Herzen gern mochte. Sicher hat das seine Entscheidung auch beeinflußt.

Studd hatte eine unglaubliche Fähigkeit, junge Männer anzusprechen. Er war ein Mann für Männer und war in den Universitäten immer gern gesehen. Er konnte sein Anliegen in einer Sprache vorbringen, die bei den jungen Männern williges Gehör fand. Vierundzwanzig meldeten sich anfangs auf seinen Ruf hin. Am Ende gingen dann aber doch nur weniger als die Hälfte.

Eine Gruppe tatendurstiger junger Menschen um sich zu sammeln, die bereit waren, Afrika für Gott einzunehmen, war einfach im Verhältnis zu der Aufgabe, eine solide Grundlage zu schaffen, von der sie ausgesandt, durch Gebete unterstützt und bedarfsgerecht finanziert werden konnten. C.T. Studd sammelte niemals Spen-

den und erwähnte seine diesbezüglichen Nöte nur selten in der Öffentlichkeit, außer daß er erklärte, er vertraue auf Gott, der für alle seine Bedürfnisse aufkommen werde.

Während er weiter seinen Predigtdienst ausübte, wurde ihm immer deutlicher, wie sich langsam Verhältnisse herausbildeten, aus denen er eine Sendungsplattform für die von ihm erträumte Missionsgesellschaft bilden konnte. Auch der von ihm gewünschte Missionstyp nahm immer klarere Konturen an, daneben auch die Art der Missionare, mit denen er zusammenarbeiten wollte. Die Enttäuschung über die Arbeit der CMS im Sudan machte es unumgänglich, die grundsätzlichen Prinzipien seiner zukünftigen Arbeit deutlich zu formulieren.

Dem neuen Komitee, das sich jetzt Eastern Sudan Evangelical Mission Committee nannte, schrieb er: »Es ist nötig für uns, daß wir die grundlegenden Prinzipien unserer Mission festlegen.« Er hatte sie in fünf Punkten zusammengefaßt, die er später einmal die »fünf glatten Steine« (1. Samuel 17) nannte:

1. Der absolute Glaube an die Göttlichkeit jeder Person der Dreieinigkeit.
2. Das absolutes Vertrauen in die Inspiration der Schriften des Alten und des Neuen Testaments.
3. Das Gelübde, nichts zu wissen und zu predigen, als nur Christus und Ihn als gekreuzigt.
4. Der Gehorsam gegen Christi Gebot, Besonders die zu lieben, die den Herrn Jesus aufrichtig lieben, ohne Ansehen der Person, aber auch alle Menschen zu lieben.
5. Der absolute Glaube an den Willen, die Macht und die Vorsehung Gottes, allen Nöten zu begegnen, die in Seinem Dienst entstehen mögen.

Kurz darauf kam es zur Auflösung des Komitees und Studd mußte sich nach neuen Bundesgenossen umsehen. Sein Verständnis von den missionarischen Notwendigkeiten im Sudan traf sich mit den Ansichten der AIM, der African Inland Mission. Aber wie gewöhn-

lich ließ Studd bis zum letzten Augenblick alles offen. Möglicherweise wartete er, ob sich ihm nicht eine noch verheißungsvollere Tür auftat, bevor er sich zu eng an die AIM anschloß.

So viel Ungewißheit trug kaum dazu bei, daß Alfred Buxtons Familie dem Unternehmen ihres Sohnes zustimmte. Acht Monate rang er um eine Entscheidung. Alle denkbaren Gegenargumente wurden vorgebracht; aber der Ruf in die Mission kam nicht zum Schweigen. Schließlich, an seinem einundzwanzigsten Geburtstag, bat er Gott, ihm »nur noch ein einziges Mal eine Offenbarung seines Willens« zu geben. Zwei Texte aus der Morgenpredigt redeten zu ihm.

Der erste war: »Befleißige dich, bald zu mir zu kommen!« (2. Timotheus 4,9), und der zweite lautete: »Ich aber habe für dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht aufhöre« (Lukas 22,32).

Am Abend ging er und hörte eine Predigt seines Vaters. Dessen Text war das großartige Wort an den zögerlichen Gideon: »Gehe hin in dieser deiner Kraft ...« (Richter 6,14). Wie ein Schwert traf es Alfreds Herz: Gott hatte gesprochen! Sein eigener Vater sagte ihm Gottes abschließenden Willen. An jenem Abend noch sprach Alfred mit seinem Vater, der ihm mit gesenktem Haupt zuhörte. Auch er beugte sich unter das Wort Gottes.

Diese Ereignisse waren auch für Priscilla und ihre verbliebenen drei Töchter höchst verwirrend. Priscilla war es vollkommen klar, daß auch die größten Überredungskünste keinerlei Einfluß auf Charles hatten. Sie erkannte nur zu deutlich, daß der Ruf Gottes über seinem Leben stand. Niemand konnte ihn beeinflussen, weder sie selbst, noch Komitees oder die Meinung der Menschen, noch direkte Angriffe des Feindes. Er würde nach Afrika gehen. Jede Opposition stachelte ihn nur zu mehr Kampfbereitschaft und Entschlossenheit an.

Die ganze Familie ging wahrlich durch eine Zeit großer Angst, und Priscilla erlebte eine Periode tiefer Selbstprüfung. Edith sagte:

»Mir war Vaters Vorgehensweise völlig unbegreiflich. Als Familie hatten wir schon Widerwärtigkeiten genug. Herumzulaufen

und noch welche hinzu zu suchen, war reiner Wahnsinn. Aber sein Leben und seine Botschaft müssen in mein Unterbewußtsein gedrungen sein; denn als ich wegen eines weit geringfügigeren Grundes nach Afrika gehen wollte, merkte ich, daß ich es konnte.«

Wieder setzte sich Priscilla für ein eigenes Heim ein. Charles entdeckte auch bald ein Haus, das ihm wie gerufen schien, noch dazu zu einem vernünftigen Preis. Er sagte:

»Ich hatte das Gefühl, dieses Haus müsse meins werden, und die Sache verfolgte mich so, daß meine Frau sagte: ›Ach laß bloß das Haus! Du schläfst keine Nacht mehr, überlegst und betest immer nur wegen dieses alten Kastens. Du bist doch nicht da (wegen seiner Afrikapläne), und wir werden schon irgendwie durchkommen.«

Gott sah ihre Not, und mit einer Anleihe von ihrer Mutter, die später in eine Schenkung umgewandelt wurde, kauften sie das Haus Highland Road 17 in Norwood bei London. Das Haus wurde dann wie durch ein kleines Wunder aus dem Altmöbelladen ausgestattet, was so gut wie nichts kostete. Eines Tages ging Studd durch die offene Hintertür eines Geschäftes und fand sich in einer Möbelauktion. Er sagte: »Ich sah, wie die Dinge zu lächerlichen Preisen verschleudert wurden und bot bei einem Schreibtischsessel aus Walnußholz mit, der aus Marokko stammte. Ich bezahlte den unglaublichen Preis von fünfzehn Schillingen.« Auf ähnliche Weise gelang es ihnen, das Haus von unten bis oben mit Teppichen auszustatten und alle Möbel zu bekommen, die sie brauchten. Gott war gut.

Zweifellos brachte diese rechtzeitige Gebetserhörung Priscilla in eine bessere Gemütsverfassung, obwohl sie sich immer noch nicht ganz mit C.T.s Verhalten abfinden konnte. Ihre Not war groß. Nur eine ganz deutliche Offenbarung des Willens Gottes für ihrer beider Leben konnte sie durch die vor ihr liegenden Tage, Wochen und Monate tragen – nie hätte sie gedacht, es würden Jahre werden ...

Die Zeit drängte. Studd wollte unbedingt losfahren. Die Leute in Cambridge brauchten klare Anweisungen. Unter welcher Oberaufsicht würden sie reisen? Die Pläne drehten sich immer noch um den Sudan; aber Studds Vorstellungen waren nicht an dieses Land gebunden. Er hatte gesehen, wie gut alles jenseits der Grenzen aussah. Und als ihre Reisepläne Gestalt anzunehmen begannen, zeigte sich, daß der Kongo das geeignete Missionsfeld für sie war.

Die Diskussionen mit der AIM kamen plötzlich zu einem Punkt, wo gehandelt werden mußte. Von den in Aussicht gestellten Cambridge-Missionaren waren nur noch Buxton, Rampley, Morris und Batstone übriggeblieben. Am 12. November schlug Studd vor, sich mit den jungen Männern der AIM anzuschließen. Die Beitrittserklärung Studds war ein wenig mit Ironie gewürzt; denn sein Gesundheitszeugnis verriet nichts von seinem tatsächlichen Zustand. Er füllte es selbst aus und nahm es nicht allzu genau. Bei der Frage nach dem Namen seines Pastors und der Kirchenzugehörigkeit blieb er genauso vage und schrieb: »Der Herr Jesus Christus und Seine Kirche«.

Studd beeinflusste kräftig die Bildung des AIM-Komitees, und einige seiner engsten Vertrauten – sogar Mr. Barclay Buxton – wurden mit aufgenommen. Studd wußte genau, wie seine Mission beschaffen sein sollte. Er hatte schon sorgfältig ausgearbeitet, was für ihn annehmbare Lehre und Praxis hieß und hatte nicht die Absicht, Kompromisse einzugehen. Schon bald hatte er Schwierigkeiten mit der AIM und diese mit ihm. Der amerikanische Zweig der AIM hatte in geldlicher und konstitutioneller Hinsicht seine eigenen Vorstellungen, die Studd zunächst anerkannte, nach späterer Prüfung aber ablehnte. Er wollte, daß der englische Zweig von dem amerikanischen unabhängig sein sollte. Man kämpfte um die Form des Aufbaus, und Studd suchte weitreichende Veränderungen zu erreichen. Eigentlich lief es auf die Gründung einer neuen Mission hinaus, und so wurde man sich vor der Abfahrt der Gruppe nicht einig.

Aus Furcht, bei neuen Grundsatzdiskussionen seinen Standpunkt nicht durchsetzen zu können, schrieb Studd ein Rücktrittsgesuch und verließ die Mission mit seinen Gefolgsleuten. Es sollte verlesen

werden, falls die Mission ihre Statuten und die Finanzpolitik wieder ändern würde, so daß sie Studds Vorstellungen nicht mehr entsprachen.

Studd, als Mitglied des ersten englischen Rates der AIM, war als Missionar anerkannt, als Leiter der Mission vor Ort ausersehen und segelte als Leiter einer AIM-Missionarsgruppe am 13. Januar 1913 nach Ostafrika, um im Belgischen Kongo zu arbeiten.

Sein kurzes Wirken in der AIM endete am 13. März 1913 – aber bevor wir näher darauf eingehen, wollen wir sehen, wie es Priscilla während dieser letzten hektischen Tage ging.

KAPITEL 20

EINE NEUE PRISCILLA

Am Tag vor seiner Abfahrt saß C.T. Studd in seinem eigenen Haus an seinem eigenen Schreibtisch und verfaßte einen Brief an seine liebe Frau:

»Ich hoffe, Du ruhst Dich aus und fühlst Dich ein wenig wohler (es ging ihr wieder gar nicht gut). Gott erweist uns eine unglaubliche Ehre. Selten nur erlaubt er jemanden, alles ein zweitesmal hinzugeben. Wunder der Liebe und der Kraft werden die Folge sein. Unser Gott wird Dich, mein Schätzchen, segnen; möge Er durch uns in diesen Tagen zu den Leuten reden! Die Hingabe Seiner wirklichen Kinder ist das Megaphon, das die tauben Ohren der schlafenden Menschen aufweckt. Möge Er reden, möge Er überlaut durch uns zu Seinem Volk in der Kirche und zu denen da draußen reden!«

Am folgenden Tag schrieb er wieder. Diesmal aus einem Hotel in Dover, kurz bevor er abfuhr: »Liebes Schätzchen Cilla! Du warst immer und Du wirst immer mein Schatz bleiben, und das um so mehr, weil Du so viel für Jesus drangegeben hast. Ich muß laut lachen, wenn ich an den riesengroßen Lohn denke, den Du dafür bekommen wirst.«

Trotz monatelanger Ungewißheit, als Priscilla nichts als eine gefährliche Zukunft vor sich sah, kämpfte sie sich zu einem wunderbaren geistlichen Sieg durch, wo sie Gott wieder begegnete. In einem Alter, in dem die meisten Frauen gemütliche Omas sind, entdeckte Priscilla, daß die Frontlinie des geistlichen Kampfes mitten durch ihre Seele verlief. Würde Gott für sie sorgen? Wie konnte sie allein mit dem Haus zurechtkommen? Konnte sie mit der Einsamkeit fertig werden, wo sie wußte, wie abgeschnitten sie sich fühlte,

wenn die Post mindestens sechs Wochen brauchte? Konnte sie sich auf Gott in ihrer körperlichen Schwäche verlassen? Was würde sein, wenn sie den Haushalt nicht führen konnte? Auch Charles war nicht gesund – was wollte der machen, wenn er krank würde? In großen Schmerzen brachte sie all ihre Zweifel und schreienden Nöte zu Gott. Bewußt warf sie alle Ängste auf Jesus und fand Ihn vertrauenswürdig.

Im tiefsten Innern ihres Seins wurde sie stille vor Gott – sie selbst konnte nichts ändern als nur ihre Einstellung. So tat sie es und der Friede zog bei ihr ein.

Priscilla konnte ihre Zweifel über C.T.s letzte Reise nicht verbergen. Sie hatte festgestellt, daß sie immer wieder anderer Meinung war, besonders als sie merkte, daß ihre eigene Sicherheit untergraben wurde. Konnte sie einem Ehemann vertrauen, der Rat und Hilfe ablehnte und statt dessen mit aller Gewalt entschlossen seinen eigenen unabhängigen Weg ging? Sie verwarf all diese Zweifel und ließ den Geist Gottes in ihrem Herzen regieren.

Am 7. Februar schrieb Charles aus Suez:

»Herzlich liebe ich Dich, mein Schätzchen. Es ist überaus herrlich, Dir so grenzenlos vertrauen zu können. Was ich täte, wenn Du nicht zu Hause wärest, weiß ich nicht. Diese Freude und diesen Trost kann ich nicht beschreiben. Immer werde ich Dir mein ganzes Herz ausschütten.«

Der radikale Wandel ihres Verhaltens brachte ihm große Erleichterung und Freude. Niemals hatte er seinen Entschluß zu gehen in Frage gestellt. Er wäre ohne Rücksicht auf ihre Meinung, ja höchst wahrscheinlich selbst wenn sie krank gewesen wäre, gegangen; aber gewiß wurde ihm sein Abschied durch das Vertrauen sehr erleichtert, daß sie auf seiner Seite stand.

Mit einem solchen Ehemann gab es kein bequemes Leben. Durch seine Art geriet er immer wieder auf Kollisionskurs. So kam es denn auch schon wenige Wochen später zum nächsten Zusammenstoß. Er war noch unterwegs, da steckte er in Suez einen Brief ein, in dem

es hieß: »Je mehr ich bete und nachdenke, um so deutlicher wird mir, daß nur Jesus der Anführer unserer Expedition sein darf, sonst niemand.« Er hatte starke Zweifel, ob er mit der AIM weiter zusammenarbeiten konnte und so fuhr er fort: »Ich bin mir von jetzt an völlig sicher, daß unser Arbeitsgebiet von der Mündung des Kongo beginnend bis Stanleyville reichen soll. Das erfordert unsere Unabhängigkeit von Amerika mehr denn je.« Das bezog er auf den amerikanischen Zweig der AIM. Dann fuhr er fort:

»Macht Euch um mich keine Sorge. Ich bin Jesus untertan und gebe keinen Pfifferling für meinen guten Ruf. Ich werde pfeilgerade vorangehen, einerlei, was es kostet. Ich habe den Preis schon bezahlt und lasse mich durch nichts aufhalten. Ich bin sicher, daß jedes Kreuz nur größere Kraft und die Ausbreitung der Herrlichkeit und der Sache Christi bringen wird. Jesus allein sehe ich und Ihm vertraue ich. Gott wird uns in ein reiches Land bringen, wenn wir nur treu bis zum Tod sind. Das habe ich fest vor, fürchtet Euch nicht.«

Aber ich bin sicher, daß sich Priscilla trotzdem fürchtete, wenn sie solche Briefe erhielt. Sie konnte nur zu gut seine Neigung, plötzliche Entscheidungen zu fällen. Er konnte sehr überstürzt handeln.

Wie nicht anders zu erwarten war, hielt der Rat der AIM in London an seinen Statuten und an seinem Umgang mit den Geldmitteln fest. Von der betreffenden Sitzung wird berichtet: »Aus den Erklärungen der Freunde Studds wurde deutlich, daß er höchstwahrscheinlich nur zufrieden sein wird, wenn er nach seinen eigenen Vorstellungen und frei von jeglicher Kontrolle arbeiten kann.« Studds Rücktrittserklärung wurde präsentiert und er und jeder aus seiner Gruppe erhielt ein Telegramm nach Mombasa. Leider geht es bei solchen Umbrüchen nicht ohne Bitterkeit ab. Aber zur Ehre beider, der AIM und der neu gegründeten Heart of Africa Mission, wie Studd sein Unternehmen nannte, kann gesagt werden, daß niemand die Differenzen in die Öffentlichkeit trug. Man versuchte alles, die Wellen dieser stürmischen Episode zu glätten.

Jeder aus Studds Reisegruppe hatte persönlich über seine Zukunft zu entscheiden. Morris, Batstone und Rampley blieben bei der AIM. Alfred Buxton, dem diese Angelegenheit äußerst unangenehm war, schrieb einen »wunderbaren Brief«, in dem er Studd seine Loyalität versicherte. Dieser berichtete seiner Frau: »Er sagte, er wolle bei mir bleiben, solange mein Herz Gottes Willen tut, und er weiß, daß dies bis jetzt der Fall ist.« Alfred schrieb den anderen, er sei mit Gott verbunden, weder mit einer Mission, noch mit Menschen, noch mit Studd. Alfreds Anhänglichkeit bewegte C.T. Studd zutiefst.

Die Trennung der Gruppe brachte viele Schwierigkeiten. Da war zunächst ihr Gepäck, das zusammen in großen Kisten transportiert wurde. Dann wollten alle in die gleiche Richtung ziehen. Und das Schlimmste war für Studd, daß die meisten der von ihnen eingeplanten Versorgungsstationen auf ihrem Wege der AIM gehörten.

Mitten in diesem Durcheinander schrieb Studd endlos lange Briefe an seine Frau, in denen er sich über die Situation beklagte und sich unentwegt selbst rechtfertigte. In typisch maskuliner Weise konnte er in einem Absatz seinen erregtesten Gefühlen Ausdruck geben und im nächsten von ganz etwas anderem reden. Abgesehen von dem, was sonst so in den Briefen stand, enthielten sie stets viele Beweise seiner tiefen Zuneigung zu seiner Frau. Sie beklagte sich zwar einmal, er sei ihr gegenüber so reserviert und kühl, doch seine Briefe offenbarten ein warmes und liebendes Herz. Höchstwahrscheinlich war er immer so stark mit den Plänen zur Ausbreitung des Evangeliums beschäftigt, daß er sich kaum die Zeit gestattete, auszuruhen und sich an seiner Frau zu erfreuen. Das nächste Zitat macht es deutlich, wie die Liebe zu seiner Frau und die Liebe zu dem Herrn ineinander verwoben waren:

»Auf Wiedersehen, mein Herz. Ich liebe Dich mehr denn je, weil Du mich Gott überlassen hast und ganz gewiß werden wir dafür noch gemeinsam die allerschönste Zeit auf Erden genießen dürfen. Daß wir uns wieder an Jesus ausgeliefert haben, wird ganz, ganz laut zu den Christen daheim reden. Die Leute zu Hause

sind krank von Worten. Sie wollen Taten sehen. So geht es allen. Taten sind Wirklichkeit. Worte sind wie Seifenblasen. Weg mit all dem religiösen Schnickschnack unserer Tage!«

Dann unterzeichnete er mit: »Alles Liebe von Deinem Ehemann, den Du gern hast!«

In seinem Charakter gab es keine Pastelltöne. Jedes Merkmal war dominant. Er liebte Gott von ganzem Herzen und wollte Ihn mit jeder Faser seines Seins dienen. Solange er atmete, wollte er alles in seiner Macht stehende tun, um Christen dahin zu bringen, Gottes Willen zu tun. Er bekämpfte den Teufel stets an allen Fronten und schonte das Fleisch nicht. So könnte man fortfahren, über ihn als einen zu reden, der Gott glühend liebte, mit dem es sich aber nicht bequem zusammen leben ließ.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Priscilla kaum dem Bild einer Frau jener Tage entsprach. Ihr Lebenslauf war alles andere als normal. Sie liebte Gott auch von ganzem Herzen und hatte sich entschieden, Ihn mit allen ihren Kräften zu dienen. Wie ihr Mann hatte sie alles drangegeben, um Christus zu folgen, und mit ebenso mutigem Entschluß hatte sie ihr Leben der Nachfolge des Herrn geweiht. Priscillas Opfer waren andersartig, aber gleich kostbar, wenn man es auch manchmal nicht so leicht erkennen konnte, weil ihm der Hauch des Exotischen und des Abenteuers fehlte.

Nur eine Ehefrau, die wie Priscilla in persönlichem Umgang mit Gott ihre Erfahrungen gesammelt hatte, konnte so viele Trübsale, die gnadenlos auf sie einschlugen, ertragen. Charles Studd stand bei seiner zweiten Möglichkeit, alles für Gott zu opfern, nicht allein. Dort am Altar wußte er sich mit Priscilla vereint. Es war eine Sache, Charles freudig für das Werk des Herrn freizugeben, und es war ein ganz andere, bewußt alle Gefühle, Empfindungen und Hoffnungen bei Gott abzugeben. Sie mußte das mit der Aufgabe ihrer persönlichen, normalen weiblichen Hoffnung auf Unterstützung und Sicherheit bezahlen. Wie eine Witwe verlor sie die »andere Hälfte ihres Seins«, und mußte allein und ohne die innigen ehelichen Beziehungen auskommen, die so sehr ein Teil ihrer selbst waren.

Priscilla wußte auch, wie man auf sich selbst keine Rücksicht nahm. Ihr unbeugsamer Geist drang tiefer in Gott hinein. Die lebendige Quelle ihres reifen Gebetslebens bewässerte ihre durstige Seele. Sie würde Siegerin bleiben.

Wir lesen in Römer 4,19, daß Abraham sich der Tatsache stellte, daß sein Leib fast erstorben war. Priscilla trat in die Fußstapfen dieses Glaubenshelden. Sie ließ nicht zu, daß ihr schwaches Herz ihren Lebensstil bestimmte. Im Namen Jesu überwand sie ihren schwachen Körper und stellte sich mit Herz, Seele und Leib in das Werk Gottes, um ihren Mann in seiner großen Sendung zu unterstützen.

Die Worte, die Sir Herbert Edwards an seinen Freund John Nicholson schon vor Jahrhunderten schrieb, könnten von Studd stammen: »Ich kann nicht sagen, wie gut es für unsere besten Absichten ist, wenn uns eine edle Frau dabei hilft, die uns mehr liebt als alle Männer und Frauen; aber Gott noch mehr als uns.«

KAPITEL 21

ES KOSTET VIEL, DAS LAND ZU BETRETEN

Welch ein eigenartiges Paar müssen Studd und Buxton abgegeben haben: der eine war zweiundfünfzig und hatte viel Lebenserfahrung und einen kampferprobten Körper. Sein Genosse war erst einundzwanzig, ernst, eifrig und aufrichtig, aber noch mit dem Hauch jugendlicher Naivität umgeben. »Einer zu alt, der andere zu jung.«

Bevor sie zu ihrer langen Reise aufbrachen, predigte Studd in Nairobi und wie immer in Geist und Kraft. Er war als Gottesdienstteilnehmer gekommen und ohne Vorwarnung zum Predigen eingeladen worden. Danach stand in dem Kirchenblatt: »Einige Leute waren voll deutlicher Vorurteile gegen Mr. Studd. Aber das Wort Gottes hatte sie schnell entwaffnet. Wir empfanden seine Ansprache an die Gemeinde wunderbar treffend und ansprechend, eine der schönsten, die ich jemals von irgendeinem gehört habe.«

Wohin C. T. Studd kam, verlangte man ihn als Redner. Er konnte prächtig alte Wahrheiten auf lebendigste Weise präsentierten und die Forderungen der Schrift den Hörern überaus kraftvoll nahebringen. Er gab sich keine Mühe, schmerzliche Wahrheiten in angenehme Worte zu hüllen. Das Wort Gottes kam und traf und brannte von überall her und keiner war, der sich nicht überführt oder herausgefordert fühlte. Wenn er predigte, fügte er nicht neues Wissen zu bisher schon Bekanntem hinzu, sondern forderte auf, den Befehlen Gottes durch die Kraft des Heiligen Geistes zu gehorchen. Das war kein Redner, den man einlud, wenn man es sich wohlsein lassen wollte. Da war es kein Wunder, wenn er nicht nur Freunde hatte.

Am nächsten Tag nahmen die beiden den Zug, der westwärts zum Victoriasee fuhr. Dann ging es auf den Dampfer, danach wie-

der in den Zug und wieder auf den Dampfer – fünf insgesamt –. Von da ging es im Auto nach Masindi, einer kleinen CMS-Station in Uganda, wo sie am 11. April ankamen. In Masindi hörte die Straße auf und für ihre voraussehbare Zukunft auch die Zivilisation. Das nächste Ziel war der Albertsee, drei Tagereisen entfernt; aber das sollte nur eine vergleichbar kleine Mühe für sie werden.

Ein Telegramm von Alfreds Vater war angekommen. Hungrig auf Neuigkeiten riß es der junge Mann auf. Sein Inhalt wurde zu einem gewaltigen Angriff auf Alfred Buxtons Berufung nach Afrika. Immer wieder las er: »Kann nicht zustimmen, daß ihr zwei allein ins Innere geht.« Die Belastung schien unerträglich. Wieder stand seine Entscheidung auf dem Prüfstand. Seine Familie war natürlich durch die Geschichten von den möglichen Gefahren alarmiert und fühlte sich durch Briefe von anderen Missionaren in ihren Argumenten bestätigt, die sagten, es sei höchst unratsam für Alfred, diese »Wahnsinnstour« fortzusetzen. Er sei völlig unerfahren und C.T. Studd zu alt und von unzureichender Gesundheit.

Vier Monate waren vergangen seit er die Heimat verlassen hatte, Zeit genug, daß der Spaß am Abenteuer vor den nackten Tatsachen – Trübsale, Mühen, Trennungen, Zweifel und Unsicherheiten – längst zerstoßen sein mußte.

Alfred hatte wahrlich Gründe genug, um ganz nüchtern an die Umkehr zu denken. Außerdem hatte er sich mit Edith Studd am Abend seines Abschieds verlobt. Er konnte so viele Menschen mit seiner Rückkehr froh machen. Alfred Buxton erwies sich als ein wahres Gotteskind und nicht nur als einer, der Menschen nachläuft. Er erneuerte seine Entscheidung und damit war diese schwere Versuchung überwunden. Ein Mann Gottes und ein wagemutiger Pionier wurde noch fester in den Stoßkeil eingeschweißt, den Gott ins Innere Afrikas trieb. Seine Antwort war: »Muß weitermachen. Fürchtet euch nicht! Psalm 105,12-15.« Dort lesen wir:

»Als sie ein zählbares Häuflein waren, gar wenige und Fremdlinge darin; und sie wanderten von Nation zu Nation, von einem Reiche zu einem anderen Volke. Er ließ keinem Menschen zu,

sie zu bedrücken, und ihretwegen strafte er Könige: ›Tastet meine Gesalbten nicht an, und meinen Propheten tut nichts Übles.«

Als das Telegramm abgeschickt war, tauchte auch Studd dankbar aus großem Kummer auf. Er hatte alles im Gebet abgemacht, um eine so ernste Entscheidung nicht zu beeinflussen. Nun konnte er um so zufriedener sein. Er hatte den richtigen Mann als Begleiter. Alfreds Vater antwortete im nächsten Brief: »Ich freue mich, daß Du weitermachst, und ich bin sicher, Du tust das Rechte. Ich freue mich, einen Sohn zu haben, der bereit ist, um des Herrn Willen etwas zu wagen.«

Norman Grubb kommentiert in seiner Alfred-Buxton-Biographie:

»So richtig in der Stunde Null wurde diesem jungen Abenteurer des Glaubens der Gideontest vorgelegt: ›Wer furchtsam und verzagt ist, der kehre um«, und das von solchen, die die Pflicht hatten, ihm zur Besonnenheit zu raten. Aber: ›Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!« Auf solche Weise prüft, offenbart und kräftigt Gott Seine wahren Kämpfer. Alfred wurde so aus einem Kind zu einem Mann Gottes.«

Am nächsten Tag hatten sie es eilig, vorwärts zu kommen, allerdings nicht ohne ein Zelt zu verlieren, das bei dem vergeblichen Versuch, Ameisen mit Feuer zu vertreiben, abbrannte.

Ich weiß nicht, mit welch gemischten Gefühlen C.T. Studd über den Albertsee schaute. Dort an dem fernen Ufer vor ihm konnte er zum erstenmal den Kongo sehen. Trotz vieler unvorhersehbarer Behinderungen waren sie bis hierher gekommen. Gott hatte sie gesund und kräftig erhalten und sie mit allem Notwendigen versorgt, wenn auch mitunter auf eine Weise, die sie sich anders ausgesucht hätten.

Gemeinsam senkten sie den Kopf und beteten. Buxton sagte: »Wenn man die in Nebel gehüllten Hügel jenseits des Sees sah, schienen sie mir wie die Mauern, die unser Jericho umgaben.« Unzählig

waren die Probleme, die sie Gott vorlegten: »Vater, gib uns Gunst bei den Regierungsbeamten, hilf uns, ins Land zu kommen, zeige uns, wohin wir gehen sollen – lenke Du unsere Wege!«

Die AIM hatte gerade sechs Monate zuvor Missionare in diese Gegend gesandt, die an dem Landeplatz des Sees auf der kongolesischen Seite eine Station gegründet hatten. Würden sie die zwei einsamen Männer fördern oder behindern, die ihre eigene Mission aufbauen wollten?

Während sich Studd in Nairobi aufhielt, waren die Telegramme zwischen ihm und London immerzu hin- und hergegangen. Man hatte sich geeinigt, daß Studd und die AIM in gutem Einvernehmen die Arbeit unter den Azansi teilen sollten. Studd fragte sich nun, wie das in der Praxis durchführbar sei. Die Beziehungen hatten sich durch endlose Mißverständnisse und Anklagen sehr verschlechtert.

Nachdem sie sehr früh aufgewacht waren, stellten sie ihr Vertrauen ganz auf den Herrn und gingen an Bord zu ihrer letzten Dampferfahrt über den weiten See von der Größe eines richtigen Binnenmeeres. Obwohl sie nicht mehr zu ihnen gehörten, wurden sie von den AIM-Missionaren aufgenommen und genossen für einige Tage deren Gastfreundschaft in Mahagi.

Für afrikanische Augen muß Studd ein alter Mann gewesen sein, obwohl sein Verhalten alles andere als altersschwach war. Nur wenige Europäer überlebten die außergewöhnlichen Belastungen des Lebens in den Tropen unter den Bedingungen der Eingeborenen. Er hatte auch hier schnell einen umfassenden Überblick und ein Gespür für solche Gegenden, die ihm gute Arbeitsmöglichkeiten versprachen. Als es sich abzeichnete, daß sie auf ihre Koffer und Bücher noch einige Zeit warten mußten, packten sie ihre Zelte zusammen und zogen am See entlang südwärts.

Als sie ihre Ausrüstung beieinander und auch Träger dafür gefunden hatten, begann der Zug nach Kilo. Die ganze nächste Woche konnten die beiden auf ihren Rädern fahren. Sie waren in Begleitung von Mr. Gribble von der AIM.

Danach kamen sie in Gegenden, in denen noch nie ein Protestant gewesen war. Die Finsternis des Heidentums war nie gestört

worden. Die diese Gebiete beherrschenden Geister hielten ihre Opfer in grausamer Tyrannei.

Es gab Geschichten genug, die einen von einer Reise durch diese Gebiete abschrecken konnten. Kürzlich erst war ein weißer Händler durch einen vergifteten Pfeil getötet worden. Der weiße Mann war häufig kein gerngesehener Besucher. Leider hatte sich die Grausamkeit einiger früherer Glücksritter unvergeßlich in das Bewußtsein der Afrikaner geprägt, daß man sich nun an den Europäern durch brutale Morde rächte.

Ein unerschrockener Student aus Cambridge, Ewart S. Grogan, war einige Jahre zuvor durch diese Gegend gereist, um sie zu erforschen und die Lebensbedingungen ihrer Bewohner zu studieren. Er schrieb in sein Tagebuch:

»Ich fragte ihn, warum alle so ängstlich sind und wohin sie alle gegangen seien. Daraufhin begann (er) die gleiche Geschichte von Elend und Unterdrückung zu erzählen, die ich tags zuvor schon gehört hatte und aus der ich entnahm, daß ein Beamter des Kongofreistaates, der sich des Namens Billy Gee erfreute, im vorigen Jahre plötzlich über das Land hergefallen war. Nachdem er eine Anzahl (Leute) erschossen hatte, wandte er sich nach Westen und nahm fünfzehn junge Frauen, zahllose Kinder und alle Rinder und Ziegen mit. Aus dem übrigen Besitz der Menschen veranstaltete er ein riesiges Feuerwerk. Zuvor fesselte er die alten Frauen und warf sie in die Hütten, die er dann über ihnen ansteckte. Mehrere absolut unabhängige Zeugen haben mir bestätigt, daß dies in Gegenwart des Billy Gee und eines Herrn geschehen ist, der ihn begleitet hatte.«

Solche Horrorgeschichten über Untaten dieser Art waren keine Seltenheit. Ganz offenbar behandelten manche Kolonisatoren und Händler die Ureinwohner auf die barbarischste Weise.

Missionare berichteten andererseits gern von Kannibalen. Das weckte sehr schön die Aufmerksamkeit und beschrieb höchst anschaulich die verzweifelte Not der Afrikaner. Allmählich drang Studd

in den Nordwesten des Kongo ein, wo der öffentliche Kannibalismus von den belgischen Beamten unter Kontrolle gebracht war, wenigstens da, wo sie anwesend waren. Denn Gesetze und Verordnungen verwandeln die Herzen nicht, so daß, was öffentlich nicht stattfinden durfte, im Verborgenen geschah. Besonders die Baleka waren wegen ihrer Grausamkeit bekannt.

Viele moderne Kommentare über die Erfahrungen der ersten Missionare mit dem Kannibalismus wischen diese Berichte als Übertreibungen vom Tisch. Es wird sogar behauptet, daß es so etwas überhaupt nicht gab und alles einer blühenden Phantasie entsprang, um möglichst neue Geldquellen zu eröffnen. Der folgende Reisebericht redet von dem grausigen Überfall eines wüsten Kannibalenstammes über seine friedlichen ackerbauenden Nachbarn. Diese Ereignisse spielten sich im Nordwesten des Kongo, westlich vom Albertsee, etwa um die Jahrhundertwende, ab. Der Bericht wird mit all seinen Schrecken wiedergegeben, um denen entgegenzutreten, die solche entsetzlichen Vorkommnisse nicht glauben wollen:

»Auf unserer Reise trafen wir mit zahlreichen Afrikanern zusammen, die große Mengen Nahrungsmittel transportierten. Auf unsere Frage hin erfuhren wir, sie seien Flüchtlinge und von den Baleka oder Bareka, einem Kannibalenstamm vom Kongo, vertrieben worden, als dieser ihr Land überfallen hatte. Leichen säumten unseren Weg und zeigten uns, daß die Aussagen unserer Wegbegleiter nur allzu wahr waren. Alle Pfade zu den Hügeln hinauf waren gesäumt von Knochen und zerrissenen Leichenteilen, den Resten der Unglücklichen, die erwischt worden waren. Und getrocknete Blutlachen, kahle Skelette, grinsende Schädel und zertrampeltes Gras erzählten uns eine leider zutiefst afrikanische Geschichte. Als wir den Gebirgskamm erreicht hatten, öffnete sich vor uns ein wunderschönes Hügelland mit den Farbtupfern aus kleinen Gruppen grasgedeckter Hütten und stattlicher Bäume. Rostrote Flecken der reifen Mtamas wechselten mit dem Smaragdgrün der wilden Bananen ab. Reihe um Reihe rötlicher Hügel verschmolzen in der Ferne des tropischen Hori-

zonts. Lange konnten wir uns dieses Anblicks nicht erfreuen; wir waren entdeckt worden. Das teuflische Geschrei der heranziehenden Stammesleute ließ mich den Ernst der Lage erkennen. Ich fragte meinen Führer, wurde aber durch seine naive Antwort kaum getröstet: ›Sie kommen, um uns zu fressen.‹ Ich eröffnete mit meinem leichten Gewehr das Feuer. Wir eilten auf die Hütten zu, von woher diese Leute gekommen waren, und sie flohen. Eine Wolke von Geiern, die über uns schwebte, ließ mich erahnen, was ich gleich sehen würde; aber die Wirklichkeit spottete jeder Beschreibung – sie verfolgt mich in meinen Träumen. Ein abscheulicher, empörender und schrecklicher Alptraum des Grauens.

Alle Dörfer waren bis auf den Boden niedergebrannt und ich floh von dort. Ich sah Skelette – Skelette überall und in allen Zuständen der Verwesung. Was auch immer an Schreckensmeldungen berichtet wird ... Ich kann abschließend nur sagen, ich habe dies und noch Schlimmeres gesehen und nichts übertrieben, des ist Gott mein Zeuge ... Ich meine, es sei ratsam, daß alle, die dieses selbst in Augenschein zu nehmen keine Gelegenheit haben, auch wissen sollten, was in diesem Land täglich passiert.«

Bei solchen Geschichten nimmt es nicht wunder, daß alle, die Studd und Buxton gernhatten, sie zurückhalten wollten.

Aber diese höllische Finsternis, in der die Afrikaner gefangen lagen, spornte Studd nur um so mehr an. Furchtlos und ohne die Kosten zu bedenken, zog er in den Kampf und ließ es alle wissen, daß er weitermache, notfalls ganz allein. Eines war sicher: Der Teufel mußte aus seiner angemaßten Stellung vertrieben und der Sieg Jesu in den Herzen der Menschen festgemacht werden!

Sie verließen Mahagi, ohne auf ihr persönliches Gepäck zu warten, das zusammen mit dem Gepäck der neuen AIM-Mitarbeiter ankommen sollte. Länger dort zu verweilen wäre sicher etwas schwierig geworden, weil sie nicht mehr zur African Inland Mission gehörten. Es scheint, daß Studd sich mit ihnen über sein Arbeitsfeld einig-

te. Die AIM entschied sich für den nördlichen Teil. So zogen Buxton und Studd südwärts.

Als sie in Kilo ankamen, durften sie ihre Zelte im Lager eines dort ansässigen Händlers aufstellen. Noch wußten sie nicht, daß sie drei Monate lang unter diesen unerfreulichen Bedingungen zubringen sollten. So lange mußten sie auf ihr Gepäck und auf Träger für ihre Weiterreise warten.

Verzögerungen gehören zu den wichtigsten Erfahrungen im Leben eines Christen. Während solcher quälender Perioden werden die Motive geprüft, die Wünsche geläutert und Visionen zur Klärung gebracht. Es kann sein, daß solche ruhigen Zeiten in Wirklichkeit zu feurigen Öfen werden können, in denen alles, aber auch alles, auf den Prüfstand kommt. Äußerlich scheint das Warten verlorene Zeit zu sein; aber geistlich findet ein wesentlicher Prozeß statt. Menschen, Pläne, Projekte und Absichten, die solches Feuer überstehen, zeigen, daß sie die Durchhaltekraft zum Erfolg in sich haben. Fast immer, wenn etwas Neues beginnt, kommt eine solche Zeit, und alle fruchtbringenden Diener Gottes werden bezeugen, wie wichtig solche Prüfungen für sie persönlich waren.

Der Grundsatz des Lebens aus dem Tode funktioniert unerbittlich. Die Pläne für diesen Tod werden im Himmel maßgeschneidert. Wir haben keinerlei Mitspracherecht. Sie sind ausnahmslos unwillkommen, verursachen Probleme und Selbsterforschung. Gott hat dabei seine eigenen Wege und Weisen, wie einmal jemand sagte: »Du gehörst nicht zu Seinem Komitee.« Wenn das Ziel erreicht ist, hören die Trübsale auf, oftmals genauso schnell, wie sie begonnen hatten. Der Herr schafft auf eine wunderbare Weise Leben aus den Toten, und dieses Leben hält so lange an, wie der Tod gegenwärtig ist.

Der alte Kämpfer Studd war diesen Weg schon vielfach gegangen – aber Alfred Buxton? Er war jetzt dabei, etwas von »der Gemeinschaft Seiner Leiden« zu lernen. Dies war die Einführung zu einer neuen Tiefe der Erkenntnis des Herrn. Dabei möchte ich nicht den Eindruck erwecken, C.T. sei nur ein interessierter Zuschauer dieser Szene gewesen – keinesfalls. Wo der Geist des Herrn wirkt,

kann jeder etwas lernen. Und Gottes Eingriff in ein Menschenleben ist nie zufällig, sondern immer mit einer bestimmten Zielsetzung. Die Zukunft der letzten Pioniertat C.T. Studds wurde im Himmel ausgefochten – und in dem Zelt hinter dem auffälligen Laden am Rande der riesigen Regenwälder Zentralafrikas.

KAPITEL 22

DUNKLE TAGE IN KILO

Ein Tag folgte dem anderen. Nichts schien weiterzugehen. Die Hauptstraße von Kilo wurde ihnen nur zu bekannt. Studd, der nie etwas vom Stillsitzen hielt, begann ungeduldig zu werden.

Das »große Goldminenzentrum« Kilo bestand aus einer Hauptstraße mit afrikanischen Hütten aus Ästen, die ein Grasdach trugen. Die relative Bedeutung dieser Stadt war durch die Anwesenheit eines belgischen Regierungsbeamten begründet. Als Studd und Buxton ihre Zelte zum erstenmal im Hof des griechischen Händlers aufschlugen, wäre ihnen nicht im Traum der Gedanke gekommen, es würden Wochen, und dann sogar Monate vergehen, bis sie wieder weiterziehen konnten. Zweifellos hatten die Mächte der Finsternis bemerkt, daß diese zwei Unbezwinglichen in ihren angestammten Machtbereich gelangt waren. Ganz sicher wollten sie ihnen nicht erlauben, unangefochten weiter einzudringen.

In seinem Bericht über diese »dunklen« Tage in Kilo hat Alfred Buxton dies ausdrücklich so beschrieben. Dermaßen viele Schwierigkeiten und hoffnungslose Situationen konnten sie nur begreifen, wenn sie sich als Gefangene des Herrn betrachteten, die allenthalben bedrängt und keinen Ausweg sehend, niedergeworfen waren, aber nicht umkamen.

Schon nach wenigen Tagen wurde C.T. wieder vom Fieber gepackt. Der junge Buxton wurde sein Arzt und Pfleger. Wie eine Mutter sorgte er für Studd, während dieser mehr tot als lebendig war. Wer kann ermessen, welche furchtsamen Gedanken dem jungen Mann durch den Kopf gingen! Sein einziger gläubiger Begleiter war nicht ansprechbar, sondern lag im Nebel des Fieberdeliriums. So gut wie allein in einem feindlichen Land, ohne Sprachkenntnisse muß es ihm vorgekommen sein, als sollten sich die ängstlichen Voraussagen so mancher Leute erfüllen.

Studds unbezähmbarer Geist wollte nicht liegen bleiben und einfach so sterben. Er richtete sich auf und das Fieber ging vorüber – wenigstens für eine Zeit. Schwach, aber wieder kampfbereit begann er sich mit Briefen und Plänen für die Zukunft zu beschäftigen. Wenn sich nur der Weg für sie nach Dungu öffnen wollte! Wieder und wieder schöpften sie Hoffnung, wenn ihnen Träger versprochen wurden, aber genauso oft verschwand sie wieder wie ein Nebel.

Bevor Studd allzuviel darüber nachdenken und ungeduldig werden konnte (er fand das Warten stets unerträglich), warf ihn das Fieber ein zweitesmal zu Boden. Schon vorher geschwächt, kämpfte der gebrechliche Mensch um sein Leben. Wie alles verloren schien, erholte er sich erstaunlicherweise wieder, aber nur um alsbald wieder zusammenzubrechen. Später schrieb er:

»Dieser Malariaanfall war eine ganz schlimme Sache: Das Fieber stieg höher und höher, die Schwäche wurde immer größer, alle Medikamente hatten versagt und die Zeit meines Abscheidens schien gekommen zu sein. In dieser dunkelsten Stunde kam mir ein wunderbarer Gedankenblitz: ›Ist jemand krank unter euch? Er rufe die Ältesten der Versammlung zu sich, und sie mögen über ihn beten und ihn mit Öl salben ... Und das Gebet des Glaubens wird den Kranken heilen.‹ Ich danke Gott für meinen rettenden Humor: da war nur ein ›Ältester‹, und der war zweiundzwanzig. Einerlei, ein Tag ist wie tausend Jahre. Aber woher sollten wir Öl bekommen? Wir hatten weder Salat-, noch Oliven- noch Leinöl. Was ist mit Lampenöl? Der ›Älteste‹ brachte das Lampenöl, stipte den Finger hinein, salbte meine Stirn und kniete nieder und betete. Wie Gott es gemacht hat, weiß ich nicht, interessiert mich auch wenig, nur dies weiß ich: so sterbenskrank ich noch am Abend war, so gesund war ich am nächsten Morgen.«

Er schrieb heim an Priscilla: »Beim letzten Fieberanfall stand es auf Messersschneide; aber Gott hat mir ganz eindeutig versprochen,

daß Er mich hindurchtragen und uns noch viele Jahre schenken wird, in denen wir gemeinsam Ihm dienen werden. So brauchte ich auch in der tiefsten Not nicht aufzugeben.« Er hatte dem Tod ins Angesicht geblickt und freute sich nun des Sieges Christi. Durch all das nicht entmutigt, stand er bereit, weiter zu machen.

Alfred Buxton konnte wahrhaftig ihre Situation als »von allen Seiten eingeengt« bezeichnen. Während Studd um sein Leben kämpfte, kam von Priscilla die Nachricht, sie habe einen Herzkollaps erlitten und müsse jetzt ihr Leben als Halbinvalide führen.

In ihrer Not schrieb sie an ihrem neunundvierzigsten Geburtstag, höchstwahrscheinlich ohne sich der dauernd wiederkehrenden Fieberattacken ihres Mannes bewußt zu sein:

»Ich bin froh, sagen zu können, daß es mir ein klein wenig besser geht, obwohl mein Herz keinen Grund gibt, darauf stolz zu sein. Mein einziger Schatz, wie oft habe ich mich danach gesehnt und wie sehne ich mich noch nach Deiner Heimkehr. Wie oft hätte ich so sehr gern bei Dir sein mögen; aber ich darf es nicht und wage nicht an all die Leiden und Schwierigkeiten zu denken, die Du aushalten mußt. Ich bin jetzt einfach nicht stark genug, meine Gefühle unter Kontrolle zu halten; aber ich halte mich immer noch an Psalm 34 und Daniel 3; Gott wird uns sogar hier auf Erden noch wieder zusammenbringen.«

Lange Wochen dauerte es, bis die Briefe ihr Ziel erreichten. Als Priscilla den Brief ihres Mannes erhielt, war sie schon wieder auf dem Weg der Besserung. Er schrieb: »Mir geht's jetzt besser. Bald werde ich wieder richtig marschieren können. Ich erwarte, daß Gott bis dahin für Träger gesorgt hat.«

Weder Studd noch Buxton kannten das dortige tropische Klima. Photos und Bücher mögen bei uns den falschen Eindruck erwecken, als folge in jenen Regionen ein sonnenklarer Tag dem anderen, immer gleich warm und idyllisch. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Fürchterliche tropische Regenstürme, mit Windböen, die stark genug waren, ihre Zelte mitsamt allem Inhalt bis in die Baumwipfel zu

werfen, fegten über sie dahin. Ein Zelt wurde zerfetzt, und an manchen Tagen waren sie bis auf die Haut durchnäßt.

Um ihr Gefühl der Verlassenheit noch zu verstärken, kamen aus der Heimat unangenehme Briefe. Das neue Komitee war überhaupt nicht zufrieden. Die Trennung von der AIM hatte heftige Wellen geschlagen, die nun England erreicht hatten. Die Situation war durch Studds schonungslose Darstellung der Angelegenheit, wie er sie sah, nur schlimmer geworden. Man sprach von Rücktritt. Es war, als wollte niemand mehr die Stimme für ihn erheben.

Situationen dieser Art machten Studd nur noch rigoroser. Niemals würde er nachgeben. Je festgefahrener die Lage war, um so heftiger kämpfte er. Er nahm die Feder auf und teilte aus: »Sagt dem Komitee, ich sei nicht der Mann, der nur mal hergekommen ist, um zu gucken und um Plätze für neue Stationen zu erkunden. Ich bin hergekommen, um wirklich zu arbeiten und für Gott gegen den Teufel zu kämpfen!« So antwortete er auf ihre »Verräterei« in seiner üblichen, schneidenden Weise, indem er aus allen Rohren schoß. Er verstand in solchen Fällen überhaupt nicht, konziliant zu reden.

Wiederholt verglich er seine Lage mit der General Gordons in Khartum. Zuweilen waren diese bissigen Anmerkungen nur das Echo seiner Einsamkeit, die er brüsk mit kämpferischen Worten beiseite wischte:

»Mag das Komitee wie Hasen und Ratten auseinanderlaufen, wenn sie wollen, ich werde hier bleiben und für Christus und die Evangelisation der unerreichten Teile der Welt kämpfen. Ich fürchte nichts. Ich bleibe bei Jesus, und Jesus bleibt bei mir. Das reicht!«

Er schrieb einen ausführlichen Brief an seinen Schwiegersohn, Martin Sutton, der zu dem Komitee gehörte. Aber, in rechter Studdmanier ließ er sich zu einer solch heftigen Sprache hinreißen, daß er den Brief an seine Tochter schickte und sie bat, dessen Inhalt zu interpretieren. »Sanft, ganz sanft, sonst fühlt er sich durch meine

deutlichen Worte vor den Kopf gestoßen, und ich will ihn ja nicht verletzen!«

Alles was Studd während dieser niederdrückenden Zeit schrieb, gleicht einer Kriegserklärung. Er war kein Mann, der seinen Gegnern diplomatisch begegnete. Seine, meist als Reflex herausgeschossene Antwort war entweder Verteidigung oder Angriff. Seltsamerweise verbarg sein unbeugsames draufgängerisches Äußere einen sensiblen, leicht zu verletzenden Menschen. Handlungen, die er für treulos hielt, konnten ihn tief schmerzen. Dabei erlaubte er sich kein Selbstmitleid, sondern riß sich lieber noch mehr zusammen und sagte, um das zu erreichen: »Wenn sie alle Hasenfüße sind, gehe ich eben alleine!«

Das dauernde Schwanken des Komitees bereitete Studd viel Kummer und Enttäuschung. Er konnte ihre Befürchtungen und ihr Gehabe absolut nicht begreifen. Er sagte:

»Es steht uns gut an, den Dingen ins Auge zu blicken; denn Gott will uns prüfen wie Gideon. Wenn Er uns bis zum Letzten geprüft hat, werden wir wie Gold daraus hervorgehen. Ich bin ganz sicher, daß Gott uns zieht, weil Er durch uns die Absicht der Weltevangelisation verwirklichen will. Durch Gottes Gnade habe ich die Absicht, dabei mit allem, was ich bin, mitzumachen, sei es durch Leben oder durch Sterben, mit und ohne Komitee, mit und ohne Helfer.«

Im Gegensatz zu dieser abweisenden Seite seines Charakters nahm er sich inmitten all dieser Beschwerden und Krankheiten Zeit, für Alfred als Geschenk ein spezielles Neues Testament mit Anmerkungen und Kreuzverweisen zu bestellen. Ein anderesmal bestellte er ihm eine Entwicklungsvorrichtung für dessen Photographien. Hinter der eigensinnigen, rauhen Fassade steckte ein einfühlsamer, liebender Mensch. Ständig fragte er nach allen Familienangehörigen und sandte stets herzliche Grüße an seine Mutter, die ihm auch regelmäßig schrieb. Während dieser schweren Zeit in Kilo sollte er Großvater werden. Dorothys erstes Kind war geboren.

Priscilla war seit der Abreise ihres Mannes nicht untätig gewesen. Trotz ihrer schwachen Gesundheit war sie doch bemerkenswert munter und unterstützte die Unternehmungen ihres Mannes. Dabei überhörte sie die Ablehnung und die Zweifel auch aus ihrer eigenen Familie, von guten Freunden und aus dem Komitee. Sie stellte eine Zeitschrift her, in der sie die neue »Innerafrika-Mission« bekannt machte. Studd lobte ihr Unternehmen, hatte aber einen Vorbehalt: »Du bringst zu viele Photos von mir. So schäme ich mich, das Blatt an irgendeinen weiterzugeben, und ich habe große Angst, andere könnten bald von der ›Studd-Mission‹ reden.«

Ein anderesmal drückte er sein Mißfallen darüber aus, daß er als »der Leiter« der Mission bezeichnet wurde. Dies war wohl eine Reaktion auf die Strukturen anderer Missionsgesellschaften. Die IAM sollte nicht nach deren Muster aufgebaut werden. Er sagte: »Jesus ist unser Leiter und jeder hat Ihm zu gehorchen.« Trotz dieser Haltung war seine eigene Führerschaft unbestritten. Und jeder Freiwillige, der sich ihm anschloß, erkannte ihn an oder ging. Leute, die er suchte, mußten den gleichen Pioniergeist haben wie er selbst, und von jedem erwartete er, daß er einen eigenen Ruf hatte und im Glauben und in der Perspektive mit ihm übereinstimmte.

Als sich C.T.s Gesundheit gebessert hatte, nahm das Leben wieder seinen gewohnten Gang. Am 9. August schrieb er:

»Unsere Tage verbringen wir folgendermaßen: Aufstehen, sobald es hell wird, gleich nach 5 Uhr. – Trinke eine Tasse Tee. – Jeder liest für sich die Bibel bis 8 Uhr. – Arbeit von 9 – 13 Uhr. – Nach dem Mittagessen lesen und beten wir zusammen. – Dann liest Alf mir manchmal etwas vor. Das Fieber hat mich doch geschwächt. – Dann Arbeit bis um 17 Uhr. Danach gehen wir spazieren. – Dann Rückkehr, wir essen Abendbrot und um 9 Uhr geht's zu Bett.«

Studd war für seine unglaubliche Arbeitslust bekannt. Solange es hell war, wurde keine Zeit durch Schlafen vertan. Ungeachtet der negativen Berichte von zu Hause, der Gebietsansprüche der ver-

schiedenen Missionsgesellschaften und seines scheinbar sinnlosen Wartens in Kilo beschäftigte er sich mit Briefeschreiben und der Herstellung einer Anzahl kleiner Bücher. Eines, »Christi Etceteras« war eine Erklärung der »Fünf Grundsätze«, oder der »Fünf glatten Steine«, wie er sie nannte, die er vor achtzehn Monaten aufgestellt hatte. Dies ungewöhnliche kleine Dokument wurde die Grundlage für die Ausarbeitung der Ziele und Grundsätze der Mission. Unablässig beschäftigte ihn der Gedanke an die Evangelisierung der ganzen Welt. Er redet dann auch in diesem Büchlein von nur sechzehn Seiten achtunddreißigmal davon. Einsam, in einem Zelt in Kilo, von allem meilenweit entfernt, schrieb er: »Die Aufgabe der neuen Mission ist die schnellstmögliche Ausführung des Befehls Christi, der ganzen Welt das Evangelium zu predigen. Wir werden daher den entschlossenen Versuch machen, die noch übriggebliebenen Teile der Welt zu evangelisieren.« Er schrieb sogar an seinen alten Freund in China, Stanley P. Smith, und schlug ihm vor, er solle für Asien neue Missionare anwerben und ausbilden.

Charles verstand es gut, aus dem Wort Gottes Kraft zu schöpfen. So wurde er während jener Tage wunderbar durch das Johannes-evangelium gesegnet. Es schien ihm laut zuzurufen: »Glaubst du das?« Er sagte:

»Christi Regeln für wahre Jüngerschaft sind so überaus einfach und zwingend. Man kann der Tatsache nicht ausweichen, daß Er fordert, sich durch nichts aufhalten zu lassen, sondern Opfer zu bringen, wie Er es getan hat. Doch wo findet man das? Mehr als die Hälfte aller Christen würden einen solchen zum Fanatiker oder zum Wahnsinnigen erklären.«

Alfred Buxton nutzte die Tage, um sich die Grundbegriffe des Bangala, der dort verwendeten Handelssprache, anzueignen. Gleichzeitig wurde seine friedliebende Seele in Studds Schule des geistlichen Kampfes erzogen. Äußerlich betrachtet war ihre Lage bedauerenswert; aber Studd wußte, daß er an dem Krieg in den »himmlischen Örtern« beteiligt war. Der Kampf wogte um sie her, während

sie eingesperrt dasaßen, als Gefangene des Herrn. Der Sieg würde ihnen gehören – eine Tür in die nichtevangelisierten Gebiete Zentralafrikas.

Gott hatte den richtigen Mann ausgewählt, einen der darauf vorbereitet war, als Verrückter und als Tor bezeichnet zu werden. Er war aber in guter Gesellschaft. Lord Wolseley hatte gesagt: »Ein Soldat muß, wie auch ein Missionar, ein Fanatiker sein, wenn er zu irgend etwas taugen soll.« Studd kommentierte das mit: »Absolut wahr! Ich hasse dies schwächliche Larifarichrentum von heute – möge Gott es ausrotten und uns seine wirklich echten Grundsätze lehren!«

Die Bibel sagt: »Die ganze Welt liegt im Argen« (1. Johannes 5,19). Bevor Studd den Kongo betrat, übte Satan hier ungestört seine Herrschaft aus. Kaum jemals war er herausgefordert worden – der Starke bewahrte sein Haus. Kein christlicher Arbeiter sollte sich einbilden, er könne ein solches Gebiet betreten und sofort Bekehrungen erleben. Die Bibel erklärt, wie man zum Erfolg kommt: »... wie kann jemand in das Haus des Starken eindringen und seinen Hausrat rauben, wenn er nicht zuvor den Starken bindet? Und alsdann wird er sein Haus berauben« (Matthäus 12,29). In Offenbarung 12,11 steht, wie Satan überwunden wurde: »Sie haben ihr Leben nicht geliebt bis zum Tode.«

Schon vorher hatte Studd gesagt, sein Gang nach Afrika würde ihn sein Leben kosten. In anderen Worten: Er würde alles drangeben müssen. In gewisser Weise war er ein Märtyrer, der für die Leute im Kongo sein Leben opferte.

Sein fester Entschluß, Gott auch um den Preis seines Lebens zu dienen, war in jenen dunklen Tagen in Kilo schon beinahe Wirklichkeit geworden. Es schien, als hätte Satan die Erlaubnis gehabt, Studd mit seinen Versuchungen bis an den Rand des Todes zu bringen. Aber bei dem allen hatte sein Gehorsam nicht einen Augenblick geschwankt. Keinesfalls wollte er sich von seiner himmlischen Berufung abbringen lassen. »Wenn es den Tod bedeutet – ich will lieber sterben, als zurückkehren.« Dieser unbezwingbaren Haltung voll Glauben und Gehorsam hatte Satan nichts mehr entgegen zu set-

zen. Wenn ein Mensch tot ist, bleibt dem Satan nichts, als das Feld zu räumen – er muß die Gefangenen freigeben.

Die unerträglichen Schwierigkeiten, die Krankheit, die schlechten Nachrichten von zu Hause, das Verlassensein von Freunden und Bundesgenossen, die gestörten Beziehungen zu anderen Missionen, die Einsamkeit, die Furcht, im Stich gelassen zu sein, das Hindernis, nicht als offizieller Vertreter einer Gesellschaft auftreten zu können, das Bewußtsein der Aussichtslosigkeit und der eigenen Fehler, die schrecklichen Tropenstürme und der Mangel an primitivstem Komfort – all das zusammen bildete die Glut unter dem Schmelztiegel, in dem Studd und Buxton lagen.

Die Grenze zwischen dem Reich Gottes und dem der Finsternis ist durch das Kreuz gekennzeichnet. Studd nahm es auf und proklamierte dessen Sieg, indem er sich hingab und starb. Sein Glaube rief den Sieg aus und die Dämonen mußten fliehen. Die Macht des Starken war gebrochen – zwei schwache Männer, einer davon fast tot, standen im Begriff, ihm den Hausrat zu rauben.

Ein unglaublicher geistlicher Kampf war in jenem Zelt ausgefochten; aber nun entsprach auch der errungene Sieg dem ewig gültigen Grundsatz: Wenn ein Weizenkorn in die Erde fällt, stirbt es und bringt viel Frucht.

Juni und Juli waren vorüber, fast auch schon der August. Drei Monate lang hatten diese beiden an vorderster Front gekämpft und nun mußte sich der Teufel zurückziehen und sie passieren lassen. Am 28. August 1913 waren dreiundsiebzig Träger beieinander. Dankbar klappten Alfred Buxton und Charles Studd ihre Zelte zusammen und begannen die letzte Etappe ihrer Reise. Wiederholt hatte C. T. gesagt, er wolle Dungu zu seiner Ausgangsstation machen. Aber als er dort ankam, erwarteten ihn schon wieder neue Enttäuschungen.

KAPITEL 23

IM HERZEN AFRIKAS

Das Geschrei, der Lärm und die Streitereien hörten erst auf, als die letzte Traglast aufgenommen war und die Kette der Träger sich beim ersten Morgenlicht aus dem Dorf schlängelte. Sie waren endlich auf dem Weg nach Dungu! Alle Träger hatten nur einen Gedanken: »Wo war die kleinste und leichteste Traglast?!« Jeden Morgen wiederholten sich die gleichen unerfreulichen Szenen, wenn sie vor dem Aufbruch wortgewaltig miteinander stritten.

Ihr Weg führte sie durch endlose Wälder, die über hunderte von Meilen das hügelige Land bedeckten. Es gab weder Straßen noch Motorfahrzeuge. Nicht einmal Tragtiere standen ihnen bei dieser Reise zur Verfügung. Sie mußten zu Fuß gehen, oder, wenn möglich, mit dem Rad fahren.

Das sanft wellige Gelände lag in etwa 1000 Meter Höhe. Immer wieder freute sich Studd über die Schönheit der Gegend und die Vielfalt der Bäume, Pflanzen, Insekten und Wildtiere. Er hatte sich glücklicherweise soweit erholt, daß er gehen konnte und mit den vor ihnen liegenden unvorstellbaren Widerständen fertig wurde. Manche Tage goß es unentwegt in Strömen. Dann wurden die Wege schlammig und die Flüsse schwollen an. Elf Tage lang führte sie ihre Route durch den Ituri-Urwald, den die Sonne fast nicht durchdringen konnte. Sümpfe, umgestürzte Bäume, riesige, hervorstehende Baumwurzeln und verfilztes Unterholz hinderten sie am Gebrauch ihrer Räder.

Mit Hilfe eines stabilen Stockes kletterten sie die Hügel hinauf und hinab. Die rote Erde war dann oft so glitschig wie Schmierseife. Es war schon eine große Leistung, auf den Beinen zu bleiben. Sie schoben ihre Räder über steinige Pfade die Berge hinauf und hinab. Dabei stießen sie oft gegen große Gesteinsbrocken. Das war nicht gut für die Räder, aber Studd sagte: »Gut für die Durchblutung!«

Als es gar nicht mehr ging, wurden die Räder von Trägern auf dem Kopf getragen, und sie mußten laufen.

Die ganze Route glich einem riesigen Hindernisrennen von höchstem Schwierigkeitsgrad; aber Charles Studd achtete kaum auf die Reisebedingungen. Er war nur froh, endlich unterwegs zu sein. Luxus und Bequemlichkeiten bedeuteten ihm nur sehr wenig. Man hätte ihn einen Asketen nennen können. Wenn nachts die Ratten um sein Bett rannten, machte er sich höchstens einen Spaß daraus. Wenn er bis auf die Haut durchnäßt war, freute er sich wohl über trockene Kleidung; aber er murrte nie. Auch wenn er nichts als dreimal am Tag Haferbrei hatte, sagte er noch: »Das Essen ist köstlich!« und dankte Gott dafür. Alle Mühen nahm er leicht und konnte immer die Sonnenseite der Situation entdecken. Sein Asketentum war das eines Menschen, der dem Bedürfnis nach Bequemlichkeit und Luxus gestorben war – um Christi willen.

Beim Aufbruch von Kilo schien ihnen das endliche Ziel greifbar nahe zu sein. Bald waren sie in Dungu! Der Gedanke daran machte ihre Herzen froh; aber bald wurde es wieder düster um sie. Nach vier Tagen schon saßen sie fest. Die Träger wollten nicht weiter gehen. Fünfzehn Tage lang wartete Studd ungeduldig, bis neue Träger angeworben und zum Dienst überredet waren. Er sagte: »Aufenthalte sind für mich die schlimmste Prüfung.« Die Leute dort waren nicht allzu erpicht auf Arbeit, weil sie auf ihren Feldern und im Urwald genügend Nahrung fanden und nicht auf zusätzliche Einkünfte angewiesen waren.

Am 17. September zogen sie mit einer neuen Trägerkolonne von Semmé Poste los. Ihr Ziel war Arebi, eine Militärstation. Unterwegs übernachteten sie in den Dörfern. Die Belgier kontrollierten den Kongo, indem sie überall Beamte stationierten, die in den sogenannten »Poste« residierten.

C.T. war immer sehr verbindlich und versuchte überall, wohin er kam, mit den örtlichen Behörden ins Gespräch zu kommen. Dort erfuhr er etwas über die Einheimischen und dort verhalf man ihm zu Trägern und zu den nötigen Versorgungsgütern. Er liebte das Abenteuer, neue Gegenden zu erforschen, und zeitweise muß er wie

ein seltsamer, mit Kameras behängter Tourist erschienen sein. Er fotografierte gern und hat so mache überraschende und schöne Szene festgehalten.

Als Begleittext zu einigen Photos, die er nach Hause schickte, schrieb er:

»Alimasie ist wunderbar, reizend, ein wahres Paradies. Felsgekrönte Berge umgeben uns, und Riesenbäume und Palmen vervollständigen das Bild. Darunter kuscheln sich die kleinen grasgedeckten Hütten. Wenn ich nachts auf der Veranda schlafe, habe ich den Revolver bei mir – es gibt hier haufenweise Leoparden.«

Wild gab es massenhaft und man freute sich daran, solange es in vernünftigen Abstand blieb! Die herrlich grünschimmernde Mamba, eine äußerst gefährliche Schlange, fand ihren Weg auch in die Zelte; aber Gott bewahrte Seine Leute.

Während Studd seine dritte Panne an diesem Tage reparierte, konnte er es nicht lassen, einige Photos von den Dorfschönheiten zu machen. Die Frauen waren aufgeputzt a la Kongo mit komplizierten Streifenmustern und schwarzen Punkten am ganzen Körper. Ihre Frisuren waren besonders bezaubernd. Der dicke krause Haarschopf war in Dutzende kleiner Zöpfe geflochten, die zu den verschiedensten Mustern zusammengefügt waren. Manche trugen sie auch wie senkrecht aus dem Kopf herausragende Nägel.

Der Weg nach Dungu war stellenweise eben. Dann konnten sie ihre Fahrräder gut gebrauchen; aber viel häufiger war es, als führe man quer über Eisenbahngleise. So holperten sie über die rauhen Steine und das Geflecht der Baumwurzeln. Wenn sie so dahinfuhren und aus voller Kehle sangen, schauten sie gewöhnlich nach einer passenden Bereicherung ihrer Speisekarte aus. Sowohl der Truthahn, wie auch der afrikanische Fasan mit seinem phantastischen Gefieder gaben ein leckeres Mahl.

Aber auch sonst brauchte man nicht zu hungern. Studd schrieb: »Dies ist ein Land des Überflusses: Reis, Hirse, Erdnüsse, Bananen, Süßkartoffeln und Ananas, alles wächst in Hülle und Fülle in den

wohlkultivierten Waldlichtungen.« In den Tropen schien alles wie von selbst zu wachsen, dazu noch so schnell, daß man zuschauen konnte.

Als Studd und Buxton in den Kongo kamen, war mit der AIM vereinbart worden, daß sie in Dungu eine Station eröffnen und Faradje im Norden der AIM überlassen sollten. Studd hielt das für abgemacht und richtete sich in all seinen Plänen danach. Dungu sollte ihre erste Station sein. Er hatte den Namen Dungu sogar in ein kleines Verschen hineingewoben, das er oft sang, um damit seinen Glauben zu proklamieren. Er hielt diesen Ort für äußerst passend, zumal keine Mission in der Nachbarschaft tätig war.

Es war wie eine Erlösung, den tropfenden Ituri-Urwald zu verlassen. Sie hatten wirklich genug von dessen endlosen, bedrückenden Halbdunkel. Draußen, im strahlenden Sonnenschein radelten sie frohen Herzens durch die grünen Savannen der Wellé-Provinz. Das Elefantengras war stellenweise so hoch, daß der Pfad einem engen Korridor mit bis zu vier Meter hohen Wänden glich, der sich aber immer wieder öffnete und den Blick in ein fruchtbares, friedliches Land freigab. Sie erreichten Dungu am 8. Oktober 1913, sechs Wochen, nachdem sie Kilo verlassen hatten.

Sofort gingen sie zur Poststelle – und erhielten dort eine ganz verheerende Nachricht. Der anwesende Beamte begrüßte sie, übergab ihnen die Post und sagte beiläufig: »Sie werden nicht allein hier sein. Vier andere Missionare wohnen hier schon.« Er nannte ihre Namen: »Morris, Batstone, Miller und Clark.« Tief enttäuscht und ärgerlich nahm Studd die Post und ging. So waren also Morris und Batstone von der AIM aus vor ihnen hergereist und hatten sich hier niedergelassen, nachdem sie mit Studd einig geworden waren, ihm den Ort zu überlassen! Der griechische Kaufmann erzählte ihnen, die Missionare seien erst seit zehn Tagen hier und hätten sich schon um ein Stück Land bemüht, um eine Station zu gründen.

Ein gewisser Mr. Moffatt verhalf dem verärgerten Studd und dem verwirrten Buxton zu einem guten Essen und einem Bad; aber Studd ließ es keine Ruhe. Sobald wie möglich ging er, um Morris und Batstone zu besuchen. Miller und Clark waren ihm unbekannt.

Er wollte die Geschichte aus erster Hand wissen und ihnen dann sagen, was er von ihrem Betragen hielt!

Er erfuhr, daß sie absprachegemäß nach Faradje gehen wollten, dann aber ihre Meinung änderten, als sie hörten, dort habe sich eine andere Mission etabliert. Studd hielt ihre Argumente für sehr fadenscheinig, weil die andere Mission katholisch war, und jedermann von ihrer Existenz wußte. In seiner ungeschminkten, aggressiven Weise erzählte er ihnen, was er dachte: »Ich habe aus meinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Kurz und knapp habe ich's ihnen gegeben.« Daß ihm für sein neues Unternehmen der Grund unter den Füßen weggezogen war, machte ihn so böse, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Dies war nach den monatelangen Planungen und Kämpfen gegen schier endlose Widerstände eine unsägliche Enttäuschung. Studd war es, als sollten die Mächte der Finsternis tatsächlich die Öffnung des Landes verhindern.

Alfred Buxton, ein freundlicher, konzilianter Charakter, versuchte ein wenig die Situation zu retten, und auch Batstone tat, was er konnte, um den Schaden zu reparieren; aber Studd wollte nichts davon wissen. Für einen Engländer, einen Cambridgeabsolventen, einen Gentleman und Christen war es in Studds Augen höchst unehrenhaft, so hinterhältig zu handeln. Seine Haltung in dieser Situation war so sehr durch seinen extremen Ehrbegriff geprägt, daß er von allem, was sie vorbrachten, nichts wahrnahm. Alfred versuchte ihn vorsichtig wegen seiner unchristlichen Redeweise zu tadeln. Das forderte aber nur eine noch schärfere Reaktion heraus. C.T. dachte:

»Alf ist erbärmlich schwach bei solchen Angelegenheiten und steckt voll Menschenfurcht. Er ist eine eigenartige Mischung: Einerseits mag man ihn herzlich gern, und er ist liebevoll und großzügig und verleugnet sich selbst bis zum letzten; andererseits ist er im Kampf jämmerlich schwach. Alf versucht stets, mit allen Menschen gut Freund zu sein. Ich möchte ihn gern feuriger sehen, statt dessen leidet er an Menschenfurcht. Ich sage ihm oft: Es lohnt sich nicht, immer umherzuschielen, was die

Leute meinen oder was bei unseren Reden herauskommt. Das einzige, worauf es ankommt, ist, die Sache anzusehen, das Richtige zu wissen und das dann zu tun und zu sagen, einerlei, was daraus wird, oder was es kostet.«

Alfred wurde durch diese Erfahrungen gestählt; aber wir sehen, wie durch Studds kriegerischen Charakter die Angelegenheit erst recht schwierig wurde.

Immer, wenn Studd in solch eine Schlacht geriet, war er überzeugt, die Sache der Wahrheit und der Ehre zu vertreten. Jedes nicht gehaltene Versprechen und jede spitzfindige und seiner Meinung nach irreführende Rede mußte öffentlich bloßgestellt werden. Er hielt es für seine Christenpflicht, Sünden aufzudecken und so seiner Verantwortung für seine Brüder in Christo zu genügen.

Mitten in dieser scharfen Auseinandersetzung erfuhr Studd, daß Clarke mit einem heftigen Fieberanfall daniederlag. So ging er in dessen Haus, um nach ihm zu sehen. Obwohl seine Worte scharf und verletzend waren, wenn er meinte, die Sache Christi stehe auf dem Spiel, konnte er sofort vergeben und großzügig helfen, auch denen, die ihm Unrecht getan hatten.

Als ihm klar war, daß die AIM sich in Dungu fest etabliert hatte, sagte er demütig: »Ich werde nun weiter westwärts ziehen und eine Station in Niangara eröffnen, wenn Gott will. Eigentlich ist ja nach den Worten des großen Forschers und Wissenschaftlers, Dr. Schweinfurth, Niangara erst richtig das Herz Afrikas.« So etwas gefiel Studd.

In dieser ganzen Aufregung hatte C.T. kaum Zeit gehabt, sich um die Nachrichten von daheim zu kümmern. Priscilla fühlte sich immer noch nicht wohl. Ihm blieb nichts, als für sie zu beten und auf Besserung zu hoffen. Er schrieb ihr einen einfühlsamen Brief, obwohl er gnädigerweise nicht wußte, wie schlimm es um sie stand. Er fügte noch an: »Ich bin wohlauf. Ich habe nur ein wenig Durchfall gehabt und meiner Lunge geht es gut.« Das Asthma war aber noch ständig da.

Am Ende eines seelisch sehr anstrengenden Tages zogen sie sich in ihr Haus zum Gebet zurück. Der Himmel war voll schwarzer

Wolken, und plötzlich brach ein Regenschauer los. Heftige Donner unterbrachen ihre Gebete. Ein ohrenbetäubender Schlag dröhnte gerade über ihnen. Das Licht ging aus und Lehm rieselte auf sie herab. Im Stockdunkeln hockend begriffen sie, daß der Blitz eingeschlagen hatte. Als sie draußen im strömenden Regen standen, hörten sie aufgeregte Schreie, die das Tosen des Sturmes übertönen wollten. Eine dünne Rauchfahne kam aus ihrem Grasdach; aber in ihrer Unwissenheit meinten sie, der fürchterliche Regen werde das Feuer sicher auslöschen.

Durchnäßt bis auf die Haut gingen sie wieder hinein; aber eine laut schreiende Menge kam herbei und rief, sie sollten ihre Habseligkeiten schnell ins Freie und sich selbst in Sicherheit bringen. Plötzlich war keine Zeit mehr zu verlieren. In panischer Hast brachten sie ihre Sachen hinaus in den strömenden Regen, immer wieder und wieder, bis alles in Sicherheit war. Das Feuer hielt sich in dem dicken Grasdach und im Nu stand alles in Flammen. Sie waren stärker als der Regen. Als krönender Abschluß des Schauspiels explodierte noch eine vergessene Kiste mit Munition und veranstaltete ein Feuerwerk!

Ein hoher belgischer Beamter, Count de Grunne, hatte schon vorher Alfred Buxton und Charles Studd herzliche Gastfreundschaft gewährt. Als er von dem Feuer hörte, rannte er, nur mit einem Laken umhüllt, um zu sehen, wie er helfen konnte. Er erfaßte sofort die Situation und befahl einem Mann, für die Besucher ein neues Haus zu bauen. Das tat er in einem Ton, als bestellte er in einem Restaurant ein Menü. »Seine Freundlichkeit gegen uns war so groß, daß er uns wie ein Engel erschien.«

Ein paar Tage später waren neue Träger angeworben und die beiden arg gebeutelten Freunde zogen weiter. Die in Dungu verbrachte Zeit war sehr wertvoll gewesen, schon allein wegen der Freundschaft, die sich zwischen C.T. Studd und Count de Grunne angebahnt hatte. Er versorgte sie mit überaus nützlichen Informationen, und war ihnen bei dem Erwerb von Grund und Boden eine unschätzbare Hilfe. Sie erfuhren, daß Dungu von der Regierung aufgegeben werden und Niangara an seine Stelle treten sollte. Als

Folge davon würde Dungu kleiner und Niangara bedeutender werden.

Es war auch eine Ermutigung für sie zu erfahren, daß Bangala, die Sprache, die Alfred nun schon einigermaßen beherrschte, in den Dörfern an den Hauptstraßen gesprochen wurde, neben Französisch, das auf den Regierungsstützpunkten verstanden wurde.

Einige schöne Tage sollten folgen, als man sie in Kanus den Wellé-Fluß hinabruderte. Dabei standen die Männer in den Booten. Hinter mancher Flußbiegung wurde das Tempo beängstigend schnell. Dann schossen sie über Stromschnellen. Dabei dachte niemand daran, was geschehen würde, wenn sie ins Wasser fielen – wo es doch von Krokodilen und Nilpferden wimmelte.

Mächtige, von Lianen überwucherte Urwaldriesen verhinderten den Blick hinter die Ufersäume, die von dichtem Unterholz bedeckt waren. Überall war ein beständiges Vogelgezwitscher zu hören, obwohl die kleinen Tierchen auch den geübten Beobachtern meist verborgen blieben. Von Zeit zu Zeit tauchte ein kleines Dorf in einer Lichtung auf. Dann sah man dicht über der Wasserfläche und am Ufer Schwärme wunderschöner Schmetterlinge. Die Szene wirkte idyllisch, doch verflogen solche Illusionen bald, wenn die stechenden Flußfliegen auf sich aufmerksam machten. Ihre Stiche waren nicht nur schmerzhaft; so ist einige Jahre später ein junger Missionar an Fieber und Hautentzündungen durch solch einen giftigen Stich gestorben.

Wenn C. T. Zeit zum Nachdenken hatte, überlegte er, ob Niangara vielleicht auch schon »weggeschnappt« sei. Was würde er bei seiner Ankunft vorfinden? Er rechnete damit, daß die Katholiken alle wichtigen Plätze besetzt hatten. Sie hatten von der belgischen Regierung ausgedehnte Geländekonzessionen erhalten. Und man war ihnen in jeder Weise behilflich gewesen. Die protestantischen Missionen hatten solche Freunde nicht, sie wurden sogar durch die Regierung diskriminiert.

Die Bewohner der Flußdörfer waren nicht hilfsbereit und zogen es vor, den weißen Mann samt seinen Forderungen nach Nahrungsmitteln, Unterkunft und Trägern zu ignorieren. Wütend über den

Mangel an Respekt und Willigkeit eines Dorfhäuptlings nahm Studd die Sache in die eigene Hand. Wie jeder andere Kolonialbeamte bedrohte er die Leute mit seinem Revolver, und sofort bekam er, was er haben wollte! Aus der hereinbrechenden Dunkelheit kamen die Menschen gelaufen und brachten ihm alles Nötige. Die übliche Methode, die Gastfreundschaft eines Dorfes in den Kolonien zu erzwingen, war, den Häuptling in eine Hütte zu sperren und von einem bewaffneten Mann bewachen zu lassen, bis alle Forderungen erfüllt waren!

Am 16. Oktober 1913 wurden die Kanus auf den Strand von Niangara gezogen. Mit unvorstellbarer Erleichterung sahen sie all ihre Ladungen am Landeplatz aufgestapelt. Sie streckten die Beine aus und taten den ersten Blick in die Runde.

KAPITEL 24

EIN BRÜCKENKOPF

Kaum waren ihre Kanus in Niangara gelandet, als Studd, gespannt auf die Möglichkeiten dort, auch schon eine Besichtigungsreise plante. Er sagte: »Wir sind der vorderste Außenposten der Missionsarbeit; niemand ist im Westen oder im Norden oder im Süden von uns, bis hin zum Kongostrom.« Das stimmte in der Tat. Südlich des Kongo hatten die Baptisten eine schöne, blühende Arbeit; aber nördlich des Stromes befand sich über hunderte von Meilen kein protestantischer Missionar.

Zwei Monate lang genossen die beiden Reisenden den Luxus, in dem Hause eines freundlichen Beamten wohnen zu dürfen. Das dicke Grasdach hielt es kühl – welch ein Unterschied zu ihrem Zelt! Alles war, wie sie es nur wünschten. Der Herr hatte ihren Weg wunderbar gelenkt. Sie priesen und lobten Gott. Er hatte sie über alle satanischen Versuche, sie aus dem Lande zu halten, triumphieren lassen.

Ein paar Tage brauchten sie, um sich einzugewöhnen, dann kam auch schon die Post – aus dem Durcheinander von Briefen entstand so langsam ein besorgniserregendes Mosaik dessen, was seither in England geschehen war. Voll Schreck las Studd von Priscillas Krankheit – sie wäre fast gestorben – und dann dankbar von ihrer allmählichen Genesung. Es war wieder ihr schwaches Herz, und nun lag sie und mußte ständig das Bett hüten. Charles las weiter und erfuhr, daß Lord Radstock, ein treuer Freund, Priscilla besucht und mit ihr gebetet hatte. Augenblicklich hatte sie eine bemerkenswerte Besserung verspürt. Wegen der absonderlichen Beförderung der Post hatte Charles diese gute Nachricht gelesen, bevor er das schreckliche Ausmaß ihres gefährlichen Zustands erfuhr. Der Arzt schickte ihm ein detailliertes Attest, mit dem er Charles die unbedingte Notwendigkeit seiner Heimreise deutlich machen wollte. Wie dankte er Gott

für die Reihenfolge, in der er die Post gelesen hatte! »Der Herr ist nicht nur ein wunderbarer Ratgeber, sondern auch ein wunderbarer Postmeister!«

Voll Dankbarkeit schrieb er an alle, die Priscilla während ihrer Krankheit so liebevoll gepflegt und besucht hatten. Er kämpfte mit sich, als er so schrieb und es quälte ihn, sie alleingelassen zu haben. Dann aber riß er sich entschlossen von solchen Gedanken los und sagte: »Das einzig Richtige ist, jetzt nicht zurückzukehren; denn zuallererst muß ich Christus gehorchen, und dich ich will in Seine Hände befehlen.«

Kaum hatte sich C.T. von seinem Schmerz über Priscillas Krankheit erholt, da erfuhr er aus einer erneuten Postsendung im Dezember 1913 von dem Tode Lord Radstocks und Martin Suttons, seines Schwiegersohnes, des Mannes seiner ältesten Tochter Grace. Beide waren in der gleichen Woche gestorben. Der Verlust dieser beiden großzügigen Gönner – Lord Radstock, ein alter Familienfreund, war Referent und Martin war Vorsitzender des Heimkomitees – versetzte der »Heimatfront« der Arbeit beinahe den Todesstoß. Priscilla mußte nun trotz ihres schwachen Gesundheitszustands alles alleine tragen.

Studds erste Eindrücke von Niangara waren sehr vielversprechend. Die Leute waren freundlich und die Örtlichkeit sagte ihm zu. Und schon bald konnte er mit Hilfe von Count de Grunne ein ansehnliches Stück Land erwerben. Sie entdeckten, daß sie im Zentrum einer ganzen Reihe von Stämmen lagen: wie den Basande, Manbetu, Medsche, Nepoko, Pygmäen und anderen. Welche Möglichkeiten! Das übertraf ihre kühnsten Träume.

Die zwei Männer jubelten – die Anstrengungen der letzten neun Monate waren mit einer denkbar passenden Stelle für ein Missionshauptquartier belohnt worden. Ganz gewiß, das war Gottes Siegel auf ihren Glauben. Im April zogen sie in ihr eigenes festes Haus.

Schon bald machten sie eine Reise nach Nala – einen Fünf-Tage-Marsch – wo sie zu ihrer Freude einen Ort vorfanden, der ihnen noch mehr zusagte. Nala, eine aufgegebene Regierungsniederlassung, besaß einige Steinhäuser, einen weiten Exerzierplatz und eine

wunderschöne Palmenallee. Auch die Lebensbedingungen würden keine Probleme bringen. Überall war genügend Nahrung und Wasser – und Moskitos gab es wenige. Die beiden waren in Hochstimmung. Ihr Traum, den ganzen Distrikt evangelisieren zu können, rückte allmählich in den Rahmen des Möglichen. Studd schrieb an das Komitee: »Wir brauchen einen Arzt und einen Lehrer für Nala. Schickt uns gute Leute, wir brauchen *Männer!* Woher wird das Geld kommen? Es wird von Gott kommen. Nala ist eine großartige Station, eine goldene Gelegenheit.« Man muß Studd liebhaben. Er war ein unglaublicher Enthusiast. Er sprudelte über vor Vorfreude. Durch die Augen des Glaubens sah er Nala als eine geschäftige, gut funktionierende Missionsstation mit Schule und Krankenhaus.

Weitere Reisen in verschiedene Richtungen brachten reiche Hoffnungsernte für die Zukunft. Sie entdeckten Menschen – viele Menschen – und alle nahmen sie freundlich auf. Die Zusage für weiteren Landerwerb bestätigte sie, im Willen Gottes zu handeln.

Gegen Ende 1914 hatte sich Studd Landkonzessionen an vier Stellen gesichert: in Niangara, Nala, Poko und Bambili. Die Möglichkeit für den Erwerb weiterer baumelte stets vor seiner Nase wie die sprichwörtliche Mohrrübe. Wenn er so umherreiste, trieb ihn die Vision von Dutzenden neuer Arbeiten an, manchmal Briefe zu schreiben, die bei den Lesern Verwirrung, ja sogar Verletzungen hervorriefen. Könnte er doch nur Arbeiter für diese Aufgaben finden! Wenn er die belgischen Beamten um Konzessionen bat, fand er zu seiner Überraschung offene Türen. »O, natürlich, was möchten Sie denn gern haben?« Und dann folgte gewöhnlich die Frage: »Aber wie viele Leute haben Sie, um die Stationen zu besetzen?«

Während die Türen im Kongo weit aufgingen, und Studd auf der ganzen Linie ermutigt wurde, wurde der alte Kämpfer ganz unversehens von einem furchtbaren Angriff an der Heimatfront überrannt. Die Folgen seiner Trennung von der AIM begannen sich auszuwirken. In England waren viele nicht mehr an ihm interessiert. Nur wenige konnten zu einem Missionseinsatz überredet werden. Priscilla schrieb, sein Name sei ein öffentliches Ärgernis geworden.

Der Feind sammelte seine Kräfte und Studd erkannte seine Taktik nicht. Es scheint, als ob Charles Studd mit Unstimmigkeiten nie anders umzugehen wußte, als daß er sich gegen alles und jeden verteidigte und, als Folge davon, das Problem nur verschlimmerte. Sein »kein Blatt vor den Mund nehmen« und seine verletzenden Beschuldigungen isolierten ihn und die Arbeit der HAM. Priscilla tadelte ihn, weil er so harte und verurteilende Briefe schrieb und alle, die ihm lieb und wert waren, damit gegen sich aufbrachte. Aber er war in einer Stimmung, die nicht einmal auf ihre freundliche Zurechtweisung hören wollte, und, um sich zu rechtfertigen, redete er auch mit ihr sehr unfreundlich: »Ich muß ehrlich reden, das verlangt Gott von mir. Wenn ich ihn nicht warne, käme sein Blut auf mein Haupt!«

Der friedfertige Alfred hatte wenig Einfluß auf Studd, wenn der so in Kampfesstimmung war. C.T. sagte: »Ich werde noch einen Kämpfer aus Alf machen!« Welch eine Schule machte der durch! Was sollte er schon sagen, wenn Studd als Selbstrechtfertigung sagte: »Gib niemand einen Löffel Sirup, wenn er in Wirklichkeit eine ordentliche Tracht Prügel verdient hat, damit er Buße tut und mit Gott wieder ins Reine kommt!«

Priscilla verhielt sich auch in dieser schwierigen Phase ihrem Mann gegenüber unglaublich loyal, obwohl sie die Torheit mancher seiner Reaktionen deutlich sah. Sie war zwar den größten Teil des Tages ans Bett gefesselt; aber das hinderte sie nicht, die Arbeit sehr aktiv zu unterstützen. Sie organisierte Gebetstreffen, gab weiterhin die Zeitschrift heraus und wies eindringlich und auf vielerlei Weise auf die Nöte der nichtevangelisierten Welt hin.

Im Kongo entstanden ungeahnte Möglichkeiten; aber zu Hause schien es nichts als Schwierigkeiten zu geben. Priscilla, der es nach Überwindung des akuten Herzanfalls nun etwas besser ging, blieb chronisch leidend, und konnte nur die Hälfte des Tages auf den Beinen sein. Die finanzielle Lage war hoffnungslos, und bei schwindender Unterstützung wurde wegen des Geldes oft gestritten. Ja, es gab im Heimatkomitee noch solche, die auf Gott vertrauten und ihre Sorgen nicht veröffentlichten. Andere allerdings fühlten sich durch die prekäre Situation gezwungen, ihre Haltung zu ändern.

Studd, ein Mann mit bedingungslosem, kindlichen Glauben, konnte dieses Schwanken nicht dulden. Er hatte sich entschieden, auf Gott zu vertrauen und nichts konnte ihn daran irremachen. Er schrieb: »Wir vertrauen auf Gott, nicht auf Menschen, auch nicht auf vernünftige Vorstellungen. Müller wurde erprobt, können wir etwas anderes erwarten?« Seine breiten Schultern trugen eher das Komitee, als dieses ihn. Er schrieb ihnen einen liebevollen Brief, um ihren Glauben zu ermutigen.

Doch wurde er, versteckt im Innern Afrikas, ganz am Ende einer ziemlich unsicheren »Verbindungsleitung« mit der Heimat, sehr entmutigt. Er sehnte sich nach Männern und Frauen, die sich nur schlicht auf Gott verließen; und er wollte so gerne ein Komitee, das mit seinen Herzenswünschen übereinstimmte.

Der Auftrag, diesen christusfernen Gegenden die frohe Botschaft zu sagen, lastete so schwer auf Studds Herzen, daß er jeden wachen Augenblick damit beschäftigt war, Strategien zu entwickeln, um dies Ziel zu erreichen. Der Mangel an Helfern enttäuschte ihn bitter. Die Pläne waren fertig, Möglichkeiten gab es in Hülle und Fülle; aber wo waren die Menschen? Er sah sich nach einer seltenen Spezies um, nach Menschen mit einem Herzen wie seins, die bereit waren, alles oder nichts zu gewinnen und, was ihre Bedürfnisse anging, Gott und nicht einer Missionsgesellschaft zu vertrauen. Frauen meldeten sich freiwillig; aber er konnte sie nicht kommen lassen, bevor ein verheiratetes Paar als erstes eingestellt war.

Schon machte er Pläne, selbst nach Hause zu fahren und neue Missionare anzuwerben. Zeitweise schwankte er auch, ob er Alfred nach Hause schicken sollte, damit er Edith heiraten konnte. Aber schließlich überzeugte ihn Alfred, es sei besser, dort zu bleiben.

Alfreds Entscheidung zu bleiben, hatte ihn viel gekostet. Edith schrieb oft und sie drängte ihren Vater, ihnen doch zu einer baldigen Heirat zu verhelfen. Mit großer Weisheit und viel Takt und Liebe beriet er seine Tochter, machte ihr Mut, auf Gott zu vertrauen und sich durch geeignetes Training auf die Zukunft vorzubereiten. Freundlich versuchte er ihr die Notwendigkeit zur Opferbereitschaft und wegen der Heirat auf Gottes Stunde warten zu können, klar zu

machen. Er schrieb ihr: »Ich mag nicht soviel geküßt und gestreichelt haben wie andere ... aber ich hab' dich lieb.« So half er ihr sanft, Alfreds Entscheidung zu akzeptieren.

Die politische Szene verdunkelte sich, und bald kam die schreckliche Nachricht, der Krieg zwischen England und Deutschland sei ausgebrochen. Große Ungewißheit kam über die Kirche. Würden Männer ihr Land verlassen und in der Mission arbeiten, wenn ihre Vaterlandsliebe sie trieb, sich freiwillig zum Kampf für König und Heimat zu melden? Charles Studd hegte keinen Zweifel, wem des Christen vornehmste Loyalität zu gelten habe; aber hatte er so lange gekämpft, um nun die Festung allein halten zu müssen?

Während jetzt laufend solche unangenehmen Nachrichten von zu Hause eintrafen, erforschten die beiden Männer mit großem Vergnügen die Gegend mit ihren Rädern, oder, wenn es nicht anders ging, zu Fuß. Manchmal kosteten diese Reisen Studd seine letzten Kraftreserven. So kam er wieder einmal krank, erhitzt, staubig, hungrig und außer Atem in einem Dorf an, wo ihn allerdings das laute Willkommensgeschrei wieder belebte. Die Kinder rannten voller Vergnügen neben den Rädern her, schrien und kreischten. Die Frauen stimmten ein – nie hatte er so etwas früher erlebt. Der Tag ging dann damit zu Ende, daß Alfred den Häuptling auf seinem Rad fahren ließ.

Studd kam nicht als Tourist dorthin. Er machte sich über jeden besichtigten Ort genaue Notizen über seine Brauchbarkeit als Station, woher man Lebensmittel bekommen konnte und vor allem über die Bevölkerungsdichte.

Die Notwendigkeit für Studd nach Hause zu kommen, wurde immer offensichtlicher. Ein neues Komitee war gegründet worden. Priscilla hatte Wunderbares geleistet, um Freiwillige, wirkliche Menschen des Glaubens, ausfindig zu machen. Aber Studds Anwesenheit war notwendig. Er blieb der Leiter des Werkes und war in jenen Anfangstagen auch ihr Architekt, selbst bis ins Kleinste.

Priscilla feierte ihren fünfzigsten Geburtstag. Charles schrieb ihr einen lieben Brief, in dem er ihr für alles, was sie seit seiner Abreise geleistet hatte, die höchste Anerkennung aussprach. Er erwähnte

ihre erstaunlichen Leistungen angesichts solcher gewaltiger Widerstände. Er wußte sich ohne Zweifel, mit ihr in dem Ziel und in der Entschlossenheit einig, das Werk voranzutreiben und Jesus zu verherrlichen.

Er sagte: »Der Herr hat uns in die Arena gestellt, um mit dem Teufel bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Er hat unsere Familie hoch geehrt.« Er verglich Priscilla und sich mit zwei Feldspielern beim Cricket. Sie war es, die daheim dafür sorgte, daß sie am Ball blieben.

Ein Telegramm mit der frohen Nachricht, neue »Rekruten« seien auf dem Wege, traf ein. C.T. meinte, nun sei die Zeit gekommen, nach Hause zu fahren. Alfred würde nicht allein bleiben und das Werk würde voranschreiten. Alfred hatte ein zweites Bangala-Wörterbuch fertiggestellt und war gut gerüstet, den Neuankömmlingen bei der Eingewöhnung und bei der Sprache zu helfen.

Leider starb einer aus der Gruppe, Mr. Bowers, noch bevor er seinen Fuß auf kongolesischen Boden gesetzt hatte, an Typhus. Dies unterstreicht wieder ganz klar, daß sie sich in einem geistlichen Krieg befanden. Noch ehe sich Studd von diesem Schrecken erholt hatte, erreichte ihn die Nachricht von einem anderen Tod: Count de Grunne, einer der wertvollsten Freunde und Helfer des Werkes, war an der Malaria gestorben.

Charles Studd fuhr nach Hause, um zu verkünden: »Unsere Möglichkeiten erweitern sich täglich. Je besser wir die Situation durchschauen, um so mehr gibt es zu tun. Das Land liegt offen vor uns! Wo aber sind die Arbeiter? Wir brauchen geistliche Männer, dann auch Frauen, die kommen und diese Gelegenheiten ergreifen!« Ihn interessierte weder, ob sie ordiniert waren oder hochgebildet. Er sagte: »Was sollen wir mit Akademikern, wenn das, was wir brauchen, ein Maurer ist, der von Christus reden will – der braucht keine Theologie!«

Die Heart of Africa Mission war zu einem brauchbaren Werkzeug in Gottes Hand geworden.

KAPITEL 25

EINE HAND VOLL SEGEN UND ZWEI VOLL MÜHSAL

Die Trennung von Alfred wurde C.T. schwer. In einem Abschiedsbrief schrieb er: »Er hat Dich mir gegeben, mein wunderbarer Alf, was sollte ich anderes tun, als Ihn dafür preisen?« Dies so ungleiche Paar war durch ihre gemeinsame Trübsals- und Leidenstaufe zusammengewachsen. Ihre Liebe entsprang der tiefen Quelle ihrer beider Leidenschaft für die Verlorenen. »Wir staunten, was Gott trotz uns erreicht hat. Der eine war zu alt, der andere war zu jung. Er braucht, wen immer Er will, und Er hat eine Vorliebe für die Toren, die Schwachen und die ›Nobodys‹.«

Auf der Reise an die Westküste sammelte er alles Wissenswerte, sogar die Dampferfahrpläne als Hilfe für zukünftige Helfer in der Mission. Seine Gedanken waren immer schon zwei Schritte im voraus, und so plante er für alle denkbaren Eventualitäten.

Studd reiste 1915 ins kriegsmüde England heim. Ein unrealistischer Optimismus beflügelte ihn, als er annahm, es werde bald alles vorbei sein. Er sagte: »Der Krieg ist nur eine weitere Glaubensprobe; aber wir lachen über den Gedanken, er könne uns aufhalten.« Leider muß man im Nachhinein sagen, daß der erste Weltkrieg für die weltweite Missionsarbeit ein gravierendes Hemmnis wurde.

Das Haus Highland Street 17 schien stets von Menschen überzuquellen. Es waren vor allem Frauen, darunter auch einige zukünftige Missionarinnen. Charles fühlte sich irgendwie irritiert. Dauernd stand er mit anderen im Wettbewerb, um ein wenig Zeit bei seiner Frau zu finden. Sobald er konnte, machte er sich wieder auf die Reise durchs ganze Land, um zu predigen und die lethargischen Kirchen aus ihrem Schlaf zu wecken. Das Heimatkomitee wurde wachgerüttelt und ein frischer Wind wehte durch das Missionsblatt.

Dem Komitee muß Studd wie ein hoffnungsloser Träumer vorgekommen sein, bestand er doch darauf, das Ziel ihrer Mission sei kein geringeres als die Missionierung der ganzen Welt, und die He-art of Africa Mission sei nur der Anfang. Sein Auge umschloß schon alle in Frage kommenden Felder. Er erwartete, daß andere dort ihre Verantwortung erkennen und auf sich nehmen würden. Geduldig entwickelten die Mitglieder des Komitees ihre Gegenargumente. Sie kannten die Fakten. Es war ja kaum Geld genug vorhanden, um die augenblicklichen Aufgaben zu finanzieren, wie konnte man da Größeres planen? Studd weigerte sich, das anzuerkennen. Er hatte Gott vernommen. In einem Brief an Alfred schrieb er: »Es geht um die ganze Welt! Gott sei Dank, weiß ich nicht, wie man zurückweicht.« Am Ende sicherte Studds Besuch die Glaubensgrundlagen der Mission. Er hatte eine Schar um sich gesammelt, die bereit war, mit ihm zusammen das Unmögliche zu glauben.

Charles versprach Edith, sie so bald wie möglich mit in den Kongo zu nehmen; aber eine Verzögerung folgte der anderen. Neue Missionare waren zur Ausreise bereit; aber es gab keinen Fundus für das Reise-geld. Finanzielle Engpässe würgten das Werk beinahe ab und prägten so unbeabsichtigt ihren spartanischen Lebensstil.

Trotz der strengen Maßstäbe, die Studd anlegte, trug die Arbeit in den Kongodörfern weiterhin Frucht. Die ersten drei Taufen wurden 1915 in Nala vollzogen. Dann kam Nachricht von Alfred, daß immer mehr Leute sich zu Christus wandten. Der Geldmangel bedrückte Studd. Er schimpfte: »Weg mit allen phantastischen Plänen und Extravaganzen – wir nehmen uns kein Beispiel an anderen Missionen, nur an Gott und aus der Schrift!« Er sah jedes für Nebensächlichkeiten ausgegebene Pfund als eines an, was zur Eröffnung einer neuen Station fehlte. Er wurde ganz unvernünftig darüber, so daß er sich sogar beschwerte, einige Missionare würden zu viel essen!

In der Zwischenzeit trug Alfred – obwohl erst dreiundzwanzig-jährig – die Verantwortung für die ganze Arbeit. Studd drängte ihn, das Ziel im Auge zu behalten – zu evangelisieren. Alfred bedurfte dieser Ermahnung kaum. Er bereiste die Stationen, ermutigte die

neuen Missionare und half ihnen bei der Sprache und bei der Eingewöhnung. Genauso sorgte er für die jungen Gemeinden. Daneben arbeitete er weiter an der Übersetzung des Markusevangeliums ins Bangala und bereitete ein Wörterbuch und eine Grammatik zum Druck vor. Vor allem aber gewann er die Herzen aller durch sein freundliches und liebevolles Wesen.

Das Kriegsgeschehen bedrückte Studd. Er hielt es für ein sicheres Zeichen des Weltendes. In seinen Artikeln und Predigten tauchte dauernd das Thema »Krieg« auf. »Wo sind die Soldaten Christi? Wo findet man solche, die bereit sind, gegen den Teufel zu kämpfen?« Immer wieder fragten sich viele seiner Hörer, ob das wohl die Sprache eines Christen sei. Man beschuldigte ihn der Frivolität – so, als wolle er eher amüsieren denn geistlich reden. Dann wieder konnte er schneidend scharf werden, wenn er den halbherzigen Christen seine Meinung um die Ohren schlug. Er hatte schon seine besondere Art, sein Anliegen deutlich zu machen: »Das Licht der Selbstaufgabe macht jeden Ort zu einer Schreckenskammer für den Teufel und jagt ihn mit versengten Augen in die Hölle!« Andere mußten sich folgende gepfefferte Pointe anhören:

»Ein begabter Mann sagte: ›Gott hat mir so deutlich befohlen, nach Zentralafrika zu gehen, daß ich überhaupt nichts mehr aus der Bibel glauben kann, wenn ich nicht gehe.‹ Er gehorchte trotzdem nicht. Ein alter Prophet nahm ihn beiseite. Seine Ausrede? Krampfadern! (Lautes Gelächter – in der Hölle.)«

Artikel von dieser Art erschienen auch im Heart of Africa Magazin. Einige haßten ihn und sagten das auch. Andere lobten seine Offenheit.

Bei Charles Studd tauchte niemals die Frage auf, ob er in den Kongo zurückkehren sollte. Er konnte sich gar nichts anderes vorstellen. Der Beschluß war vor seiner Heimatreise gefaßt worden und nichts hätte ihn davon abbringen können. Seine Gesundheit war in dieser Periode nicht sehr gut – er litt oftmals an der Malaria – aber er bekam alles unter die Füße. Jedenfalls dachte er nie daran,

die Ärzte nach ihrer Meinung zu fragen, sondern zog es wie immer vor, sich selbst zu kurieren.

Schließlich war eine Gruppe von acht Leuten beieinander, zu denen auch Edith gehörte. Pauline zögerte noch. Sie sollte später auch folgen. Bei der Verabschiedung lastete beinahe ein wenig Tragik über der ganzen Familie. Edith war voll Furcht und Ungewißheit. Sie sollte einen Mann heiraten, den sie fast vier Jahre lang nicht gesehen hatte. Sie war sozusagen eine Missionarin mit starken Vorbehalten. Dann ihr Vater, er war sechsundfünfzig Jahre alt und kehrte mit eisenharter Entschlossenheit ins Land seiner Berufung zurück. Nie wieder würde er englischen Boden betreten. Und Priscilla? Äußerlich war sie tapfer; aber innerlich schrie es in ihr. Äußerlich sandte sie sie aus; aber innerlich hing sie an ihnen fest. Gnädigerweise wußte sie nicht, was alles noch über sie kommen sollte.

Während der Überfahrt rief C.T. täglich seine »Truppen« zusammen und benutzte jeden wachen Augenblick, um sie für die auf sie zukommenden Schwierigkeiten vorzubereiten. Stundenlang studierten sie die Sprachen oder hörten von den Helden der Missionsgeschichte. Zu dieser Zeit waren die meisten Missionare noch äußerst schlecht vorbereitet auf den geistlichen Kampf und die primitiven Lebensbedingungen, die sie erwarteten.

Am 27. September 1916 legte ihr Schiff in der Kongomündung an. Dankbar schleppte sich Studd an Deck – er war seit vierzehn Tagen krank. Alfred kam, um die Reisegesellschaft abzuholen. Und nachdem Edith ganz hinten auf dem Deck des Flußdampfers, mitten zwischen Ziegen und Hühnern, mit ihrem zukünftigen Mann gesprochen hatte, wußte sie, daß alles gut werden würde. Als sie den Fluß verlassen hatten, lag noch ein Treck von einem ganzen Monat vor ihnen, bevor sie Nala erreichten.

Welch ein Empfang! Bevor sie das Dorf erreichten, kam ihnen zur Begrüßung eine Vorausabteilung entgegen. Unsäglich Jubel brach los. Studd war wieder da! Begleitet von Instrumenten und Trommeln und unter Rufen und Singen zog der ganze Haufen ins Dorf ein. Und dann gab es ein unentwegtes Händeschütteln und Rückenklöpfen. Die neuen Gläubigen mußten sich vorstellen und

Studd freute sich von Herzen über die Echtheit dieser Bekehrungen. Nala konnte sich jetzt rühmen, sechzig Getaufte vorweisen zu können, aber an diesem Tage kamen auch viele Neugierige, um zuzuschauen.

Alfreds sorgfältig erarbeiteten Pläne funktionierten perfekt, und Studd mußte zugeben, wie beeindruckt er von dem offensichtlichen Erfolg war. Der Dschungel war gerodet und man hatte schöne Häuser für die Neuankömmlinge gebaut. Sogar einen Diener hatte man für jeden angelernt, um den Neuen den Übergang zum Leben im Kongo zu erleichtern. Das Dorfleben war noch schockierend genug, ohne Privatsphäre, ohne Möbel, ohne Sanitäreinrichtungen, ohne fließendes Wasser und ohne viele in Europa für unerlässlich gehaltenen Nahrungsmittel.

Drei Wochen später fand die erste Hochzeit von Weißen in Zentralafrika statt. Studd hatte das Vorrecht, Edith und Alfred in Niangara zu trauen. Danach folgte noch die Zivildraufung auf Französisch durch den örtlichen belgischen Beamten. Alle sahen so adrett in ihrer wieder aufgeputzten Kleidung aus, daß sie sich fast nicht wiedererkannten!

Ein gemischtes Bild entfaltete sich vor Studd, als er die Sache wieder in die Hand nahm. In einigen neuen Gebieten gab es reichlich Neubekehrte und zahlreiche Taufen. Die Häuptlinge baten jetzt die Missionare, zu ihnen zu kommen. An Dutzenden von Orten hatte man ihnen Grundstücke und Häuser angeboten, um Schulen zu eröffnen und ihnen von Gott zu sagen. Die Tür stand weit vor ihnen offen. Gott bestätigte sein Werk. Er sagte: »Wartet auf den Mann, der euch sagen kann, wie ihr den Flammen entkommen könnt.«

Die Neubekehrten wurden angewiesen, das Evangelium zu verkünden. Sie wurden die erfolgreichsten Evangelisten. Bald sandten die Gemeinden sie zwei und zwei aus, andere wieder wurden zu Predigern ausgebildet. Eine reiche Ernte wurde eingebracht. Wie priesen die Missionare Gott, wenn sie in die glücklichen Gesichter dieser jungen Christen schauten! Alle hatten erfahren, welchen Sieg das Blut Jesu in ihrem Leben davongetragen hatte.

In den etablierten Stationen sah die Sache anders aus. Hier trat ihnen Widerstand entgegen. Der Enthusiasmus war verschwunden und die Gläubigen fanden es schwer, im Geiste zu wandeln, was allerdings bei der großen Finsternis ringsumher verständlich ist. Das normale Leben der Afrikaner können wir uns kaum vorstellen. Die Häuptlinge regierten ihre Stämme nach einem strikten Feudalsystem, das mit Angst und Grausamkeit aufrecht erhalten wurde. Viel-ehe war die Norm. Ein bekannter Häuptling hatte 2000 Frauen! Diese armen Geschöpfe waren nichts als brutal mißhandelte Sklaven. Die Frauen machten alle Arbeit, beackerten die Felder, pflanzten und sammelten die Nahrung, kochten, schleppten das Wasser herbei und hatten ihre Mühe mit den Kindern.

Sünde war der einzige Zeitvertreib der Männer. Die öffentliche Meinung unterstützte die Unmoral, indem sie sündige Beziehungen empfahl oder zumindest duldete. Die gesamte Gesellschaftsordnung spottete jeder Beschreibung mit unvorstellbarer Grausamkeit, Verworfenheit und Ausschweifung, wozu sie durch ihre Zauberer angetrieben wurden. Das Leben in den Dörfern wurden von Geistern aus der Hölle regiert. Die unschuldigen Gesichter der Kinder verdüsterten sich bald durch dem unreinen Ausdruck der Grausamkeit, des Mordes und anderer Teufeleien, die ihre Spuren in die Gesichter der Älteren gegraben hatten.

Jesus bewies diesen hoffnungslos Verlorenen, daß Er aus dem äußersten Verderben zu erretten vermag. Die strahlenden Gesichter der Neubekehrten bezeugten aufs klarste die Wahrheit Seiner Verheißungen.

Studd wohnte jetzt in Nala und sah ein ständiges Wachstum der Gemeinde. Nach einigen Jahren gab es Hunderte von Gläubigen. Dann kamen leider Geschichten über Rückfälle und Sünden ans Licht. Viele Getaufte kehrten zu ihrer Unmoral und zur Zauberei zurück, sogar Führer in den Gemeinden. C.T. war zutiefst erschüttert. Er predigte und rief zur Buße, aber die Herzen blieben hart. Dann betete er um Furcht des Herrn und um den Geist, der von Sünden überführt. Studd, dessen Urteil immer nur schwarz oder weiß hieß und der keine Zwischentöne gelten ließ, konnte diese

Rückfälligen nicht länger als Gläubige ansehen. Er berief sich auf 1. Johannes 3,8: »Wer Sünde tut, ist aus dem Teufel.« Entschlossen, die Gemeinde zu reinigen, rief er die Sünder zusammen, befragte und verurteilte sie und warf sie aus der Gemeinde. Offenbar hatte das neue Leben in Christus den Granitblock des Heidentums so vieler nur oberflächlich angekratzt.

Man untersuchte, ob es richtig war, sie so früh zu taufen. Wurde da ein Fehler gemacht? Konnten wahrhaft Wiedergeborene verloren gehen? Solche Fragen stocherten wie in einem Wespennest die lehrmäßigen Unterschiede unter den Missionaren auf. Bevor sie auch nur begriffen, was geschehen war, gab es überall Schwierigkeiten und unter den neuen Missionaren breitete sich Unzufriedenheit aus. Einige fuhren heim, oder traten anderen Missionsgesellschaften bei. Satan versuchte mit einem wohlgezielten Schlag das Werk zu verderben.

Einige der neuen Missionare fanden auch, die HAM sei eine zu harte Schule, denn nicht alle waren Kämpfer von so heiliger Einseitigkeit wie Charles Studd. Den Verheirateten unter ihnen wurde kaum Zeit füreinander gegeben. »Ein Soldat sollte immer arbeiten; nur wenn er ganz hundemüde ist und nicht mehr weiterkann – dann soll er schlafen«, sagte Studd. Zu all diesen Schwierigkeiten kam noch, daß während jener ganzen Zeit die Geldzuwendungen äußerst niedrig waren. Das veranlaßte Studd, wie ein Geschäftsmann zu rechnen und den Wert der Missionare nach ihrer geleisteten Arbeit und nach der Zahl der von ihnen bekehrten Seelen zu beurteilen. Später hat er das bedauert und gesagt: »Wir dürfen uns nicht wie ein Geschäftsunternehmen organisieren – wir sind eine Familie!«

Meinungsverschiedenheiten unter den Missionaren blieben ein Dauerproblem. Lehrdifferenzen, Gemeindestrukturen, die Ordination, Freiheiten im Gottesdienst, alles stand zur Debatte und wurde, zu jedermanns Schaden, heftig umkämpft. Das Heimatkomitee beteiligte sich ebenfalls daran. Die HAM bestand aus einer Ansammlung von Leuten mit sehr ausgeprägten Standpunkten – allen voran C.T. Von den neuen Missionaren waren aber nur die wenigsten er-

fahrene Leute, die auch über die Kirchengeschichte oder deren Lehrentwicklung informiert waren.

Ein junger Mann kam mit der Absicht, auf dem Felde der HAM das »volle Evangelium« zu predigen, zu dem dann auch die Gabe des Zungenredens als Zeichen der Erfüllung mit dem Heiligen Geist gehörte. C.T. Studd knöpfte sich ihn vor und sagte: »Wir brauchen hier keine ›denominationalen Wahrheiten‹. Predige allein Jesus Christus, und Ihn als gekreuzigt!«

Einem anderen wurde geraten, sein »geistliches Spielzeug« woanders hinzubringen. Beide gingen. Die völlige Heiligung wurde das allerdornigste Problem. Studd, ein großer Prediger persönlicher Heiligung, zog Missionare aus den Methodisten und von Heiligungsgruppen an. Diese waren dann entsetzt, wenn sie in den Kongo kamen und erlebten, daß er den Alkohol nicht verboten hatte. Trunkenheit und selbstgekelterte Weine gehörten zum täglichen Leben. Jetzt gingen die Briefe zwischen Afrika und dem Heimatkomitee hin und her, sind doch die Temperezler seit jeher äußerst wortgewaltig.

Zu seiner Verteidigung sagte Studd, er habe dem Evangelium nicht etwas hinzufügen wollen. Die Bibel verurteile nur die Trunkenheit und den Mißbrauch und er wolle sich davon nicht abbewegen lassen. Später, als die Gemeinden wuchsen, nahmen sie eine andere Haltung ein und vertraten strenge Enthaltensamkeit.

Die Eingeborenentänze waren der nächste Stein des Anstoßes. Gnadenlos wühlte der Teufel immer neue Streitpunkte auf, einen nach dem anderen. Da gab es Kämpfe nach innen und nach außen, alle mit dem Ziel, die Streiter der HAM von ihrem eigentlichen Ziel abzubringen. Die Liste ihrer Leiden sollte uns heute Warnung genug sein, denn Satans Strategie hat sich nicht verändert.

Der Krieg in Europa übte seinerseits Druck auf die kleine Schar von Feinden umgebener Kämpfer aus. Ihre Zahl wurde immer kleiner und in achtzehn Monaten kamen keine Neuen. Die wenigen auf dem Missionsfeld übriggebliebenen kämpften mit Krankheiten wie Schwarzwasserfieber und Malaria. Der Würgegriff knappster Finanzen schien Dauerzustand zu werden. Entmutigung tat ihr eigenes

tödliches Werk und belastete die Beziehungen. Als diese Pfeile des Feindes sie trafen, sagte Studd: »Angriff ist stets die beste Verteidigung!« Und so stellte er sich mit neuer Entschlossenheit den Problemen.

Leider verlor Studd dabei den wirklichen Feind aus den Augen und verwickelte sich in Angriffe gegen Menschen. Es schien, als ob ihn die Situation so gefangen genommen hatte, daß er weder die Handlungsweise der anderen, noch seine Reaktionen darauf nüchtern betrachten konnte. Er wurde oft kleinlich und was noch schlimmer war, er riß dauernd alte Wunden und Verletzungen wieder auf. Die Einfalt des Geistes aus jüngeren Jahren, besonders während seines Amerikaaufenthaltes, schien durch schwärende Wunden und Enttäuschungen verschüttet worden zu sein. Erfahrungen hatten ihn unbelehrbarer gemacht. Die scheußlichsten Anklagen waren gegen ihn erhoben worden und das von solchen, die ihn damit nur verletzen wollten. Und, was am schlimmsten war, einige seiner nächsten Verwandten und Freunde hatten sich gegen ihn gestellt.

Priscilla hielt zu ihm, fand aber seine langatmigen Briefe mit sich wiederholenden Anklagen unangebracht. Sie weigerte sich auch, im HAM-Magazin einen Artikel zu veröffentlichen, in dem die Mächenschaften eines Feindes des Werkes dargestellt wurden. Trotz ihrer deutlichen Ansichten schrieb Studd im November 1917 einen Brief und lobte sie für alles, was sie getan hatte.

Studd begann davon zu träumen, nach Hause zurückzukehren, dachte aber im Ernst nicht daran. Schließlich willigte er ein, daß Alfred mit Edith und der kleinen Susan heimkehrte. Alfred hatte mit ihm die Hauptlast des Kampfes getragen, um das Werk zu gründen. Er hatte sich als ein sehr tüchtiger, hingeebener, hart arbeitender Mann erwiesen – beispielhaft für alle. Er verdiente den Titel als Mitbegründer der Mission. Seine fünf afrikanischen Jahre hatten ihn von einem naiven Eiferer zu einem gereiften und bedeutenden Missionar gemacht. »Alf ist hier jetzt unersetzlich«, schrieb Charles an seine Frau.

Als es zum letzten Abschiednehmen kam, bat Alfred C.T., ihm die Hände aufzulegen und zu beten. Studd flüsterte ihm ins Ohr, er

würde es machen, wenn Alfred täte, was er sagt. Dann holte er einen Stuhl her und bat ihn, sich darauf zu stellen. Beim Beten legte er die Hände mehr auf Alfreds Füße als auf dessen Kopf. Diese zwei in ihren Charakteren so unterschiedlichen Männer waren unauflöslich verbunden in gegenseitiger Liebe und Wertschätzung.

Als Alfred nach Hause kam, fand er ein verzagtes Heimatkomitee vor. Der Krieg dauerte immer noch an, und die kleine Mission schien auszuhungern. Das Blättchen wollte kaum noch jemand; aber C.T. meinte lakonisch: »Wenn auch nur noch dreihundert verkauft werden, wir kämpfen weiter!« Gott sei Dank für Studds Kämpfergeist; denn der Teufel hatte schon beinahe gewonnen! Sogar Priscilla verzagte und hatte keine Hoffnung mehr.

Studd hatte die höchst bewundernswerte Fähigkeit, den Glauben aufrecht zu halten, wenn alles ringsum verloren schien. Wieder machte er dem Heimatkomitee Mut, wie schon einige Jahre zuvor. In der schwärzesten Stunde sandte er ein Telegramm: »Viele errettet – Deti-Wamba 50, Niangara-Nala 100, vorwärts Streiter, bekämpft den Teufel – erschießt die Verräter, nicht die Brüder!« Er beschrieb dann, wie angesichts unglaublicher Widerstände dieser Sieg errungen wurde. Einige Bekehrte hatten vorher Menschenfleisch gegessen! Wertvolle Seelen waren vom Rand des Verderbens gerettet worden. Die wunderwirkende Kraft des Evangeliums, die solche phantastischen Resultate hervorbrachte, erwies sich als ausreichend, um sie alle im Kampf erhalten zu können.

Eine neue Bewegung begann. Studd jubelte, als sich eine herzliche Freiheit in den Versammlungen in Nala auftat. Die Anbetung und das Lob brachen wie von selbst hervor. Die Hallelujas und das Siegesgeschrei reichte beinahe, um das Grasdach der Kirche anzuheben! Aber was würden Studds Kritiker jetzt erst sagen! Die Christen tanzten in der Kirche! Die Freude am Herrn hatte sie so sehr ergriffen, daß die Füße nicht stillhalten konnten. Wie vor alters David es tat, tanzten sie vor dem Herrn. Schön eingölt glitzerten die Körper im Schein der Öllampen, wenn sie ihre Hände hoben und vor Freude sprangen. Und singen konnten sie! Solche vollen Stimmen, solche natürlichen Harmonien kann man nur in Afrika hören.

C.T. wollte eine Reise machen, um die verschiedenen Stationen zu begutachten. Er sagte, allerdings wenig selbst davon überzeugt, er wolle heimkehren, wenn seine Aufgabe erfüllt sei. Niangara, Poko, Bambili und Nala bildeten ein Viereck von der halben Größe Englands. Darin lebten zehn Stämme. C.T. hatte sich in seinem Alter damit eine enorme Aufgabe gestellt; denn viele Meilen mußten zu Fuß oder per Rad zurückgelegt werden.

Er reiste nach Süden aus der Wellé-Provinz, die selbst schon siebenmal größer als Belgien ist, in den Ituri-Bezirk. Ein Ehepaar hatte dort eine Station eröffnet und eine sehr fruchtbare Arbeit begonnen. Er war voll Dank für das, was er in diesem Gebiet sah, wo eine ganz andere Sprache gesprochen wurde. Seit Alfred gegangen war, standen ihm nur noch sechs Missionare zur Seite. Trotz dieser Beschränkung des Werkes wurde er von Gott ermutigt. Der Herr hatte ihm die Gnade erwiesen, bei der Regierung anerkannt zu sein, die ihrerseits das Evangelium förderte, weil sie sah, wie er von den Eingeborenen geschätzt wurde. Die nannten ihn »Bwana Mukubura« – das heißt: Großer Weißer Häuptling. Das war der Ehrentitel für einen hochgeschätzten Mann. Weitere Landkonzessionen wurden ihm bewilligt, die allerdings damals noch nicht genutzt werden konnten, weil sie zu weit auseinander lagen. Zwei oder drei Plätze versuchte er allerdings, sich sofort zu sichern.

Unverdrossen bildete er einheimische Christen zu Evangelisten aus und sandte sie in den Dienst. Er sagte: »Nicht die Gestalt oder die Größe der Klinge zählt, sondern ihre Schärfe!« Sie kehrten dann immer wieder zu Gebet und Bibelstudium zurück und erlebten, daß der »gerade Schnitt des Wortes« sein Werk tat. Er erwartete reiche Ernte. Er erwartete Arbeiter. Gott würde Sein Versprechen einlösen.

KAPITEL 26

PRISCILLA, DIE HAUPTSTÜTZE

Die Sphäre des abschließenden Dienstes C.T. Studds war der Kongo, aber seine Vision galt der ganzen nichtevangelisierten Welt. Priscilla Livingstone Studd aber begann, sie in die Tat umzusetzen. Sie leistete die bahnbrechende Arbeit für eine weltweite Tätigkeit. Als C.T. 1917 wieder in den Kongo gereist war, wurde ihr auf wunderbare Weise das Leben noch einmal neu geschenkt. Am Tage nach seiner Abreise stand sie von ihrem Krankenlager auf, setzte sich über alle Vorstellungen der Ärzte hinweg und war fortan kein Invalide mehr. War dies Gottes Antwort auf Charles' Gebete? Oder fand sie plötzlich neuen Glaubensmut? Wir wissen es nicht.

Als Reverend Gilbert Barclay, ein anderer Schwiegersohn Studds, zum Vorsitzenden des Heimatkomitees eingesetzt war, fand Priscilla in ihm eine verwandte Seele. Er stellte sich als großartige Hilfe heraus, und verwirklichte so manche ihrer Hoffnungen und Pläne. Unter seiner Leitung nahm die Mission den Gedanken, weltweit zu arbeiten, auf und nannte sich seit 1919 Worldwide Evangelization Crusade (Weltweiter Evangeliumskreuzzug – WEC).

Ab 1921 machte Priscilla allein weiter und trug die Hauptlast an der »Heimatfront«. Stürmische Jahre sollten vergehen, bis sie ihren Mann wiedersah. Differenzen, Schwierigkeiten und viel Kummer brachen über sie herein; aber sie ließ sich durch nichts von ihrer Berufung abbringen. Mit ihrem Mann im Ziel und in der Hingebung eins, setzte sie sich mit ihrer ganzen Existenz für die weltweite Ausbreitung des Evangeliums ein.

1922 kam für Priscilla die Möglichkeit, ihren Mann während eines Auslandsurlaubs zu besuchen. Alfred konnte nicht einsehen, daß sie, so gesund, wie sie war, nicht reisen sollte. Er riet ihr zu und schrieb das an Studd. Jetzt brach ein Sturm los. C.T. schrieb in seiner unerbittlichen Haltung: »Sie darf nicht kommen.« Priscilla trieb

trotzdem ihre Pläne voran. Studd reagierte verärgert und schickte Alfred einen äußerst scharf gehaltenen Brief: »Wer soll denn die Stellung zu Hause halten? Und was will sie hier eigentlich? Will sie die Sprache lernen, um dann wieder abzureisen? Wenn Leute sagen, sie gehört dahin, wo ihr Mann ist, ... mir ist einerlei, was die Leute reden. Priscilla wird zu Hause gebraucht.« Er hatte wirklich Angst um ihr Leben, und das Bewußtsein, die Mission ruhe auf ihren Schultern, machte ihn unsicher.

Hätte Priscilla die Arbeit selbst in Augenschein genommen, hätte dies von großem Nutzen für das Werk sein können. Sie suchte Missionskandidaten aus und prüfte sie. Wieviel hätte ihr dabei die persönliche Kenntnis der Situation im Kongo helfen können! Aber ein anderer Grund wog schwerer: Priscilla brauchte ihren Mann. Nach außen hin eine tüchtige Organisatorin, sehnte sie sich doch nach Zuwendung und Trost. Wie oft hatte sie Charles gebeten, zurückzukehren; er hatte es aber immer wieder abgelehnt, wenn er auch dann und wann versprochen hatte, es zu tun. Er beklagte sich über ihre kurzen, seltenen und lieblosen Briefe; aber tat nichts gegen die Ursache ihres Kummers.

Nach einem Urlaub in Kairo, wo sie bis zuletzt gehofft hatte, ihn sehen zu können, gehorchte sie ihm und fuhr nach Hause. Er sagte: »Wir müssen Opfer bringen – müssen Beispiel sein.«

Während Priscilla mit bangem Herzen in Kairo saß, lag Charles von Malaria geschüttelt völlig hilflos darnieder. Seine geplante Reise an den Ituri mußte verschoben werden.

Priscilla machte sich von ihren Enttäuschungen frei und ordnete ihre Gefühle. In den folgenden Jahren entfernten sie sich zu beider großem Schmerz noch immer weiter voneinander. Allzu viele Verletzungen hatten ihre Liebe zerrüttet.

Diese kleine Episode säte auch Disharmonie zwischen Studd und Alfred Buxton. Alfred, jetzt kein unerfahrener Junge mehr, sagte seine Meinung und widerstand Studd, wenn auch auf sehr freundliche Art. Der begegnete dem, wie immer, mit Angriff. Nach Studds Meinung waren andere Ansichten gleichbedeutend mit mangelnder Loyalität.

Mit der fortschreitenden Verwirklichung der Studd'schen Ideen wurden auch mehr Räumlichkeiten benötigt. Zu unterschiedlichen Zeiten standen die Gebäude zu beiden Seiten von Nr. 17 zum Verkauf. Sollten sie es wagen? Der Kampf des Glaubens wogte hin und her. Schließlich taten sie den Schritt trotz der chronischen Finanzmisere. Jetzt hatten sie zu beiden Seiten von Studds Heim Büroräume und Unterbringungsmöglichkeiten für Missionskandidaten, alles Wagnisse des Glaubens.

1923 wurde die Vision für andere Missionsfelder Wirklichkeit. Der WEC eröffnete ein zweites Feld unter den Amazonasindianern. Die ersten drei Leute gingen hin, wie einst David gegen Goliath, schlecht ausgerüstet und sicher leicht vom Feind zu überwinden. Aber Gott trug sie durch die schlimmsten Widerstände hindurch und versorgte sie mit allem Nötigen.

In jedem Werk des Glaubens werden Dinge unternommen, die dem zufälligen Betrachter töricht erscheinen. Niemand, der die Bankauszüge des WEC im Jahre 1923 studiert hatte, würde eine Aufsplitterung des Werkes in verschiedene Arbeitsfelder für klug gehalten haben. Aber das ist nicht Gottes Weise. Jeder Fortschritt in Seinem Reich geschieht im Glauben – gegen alle Wahrscheinlichkeiten – und sieht zunächst wie ein überstürztes oder auch naives Unterfangen aus.

Diese Aussendung war solch ein Glaubensschritt, der jene geistlichen Energien freisetzt, die nötig sind, damit alles geschieht, was Gott getan haben will. Gehorsamsschritte wie der Häuserkauf oder auch die Aussendung an den Amazonas sind, bildlich gesprochen, wie ein Schalter, mit dem man eine riesige Wasserpumpe in Betrieb setzt. Solche Glaubenstaten sind wie die Kraft, die alles in Gang bringt und auch für die weiterführende Unterstützung sorgt. Erst kommt der Glaube, dann alles, was zum Werke nötig ist.

Handlungen des Glaubens öffnen die Vorratskammern Gottes, die reichlich alles enthalten, was die Fortführung des Glaubenswerkes erfordert. Gott reicht nichts dar für Pläne, die man im Kopf hat; aber der ganze Himmel ist daran interessiert, wenn der Glaube seine Hand auf die himmlischen Verheißungen legt.

Als die drei an den Amazonas zogen, ging das nicht auf Kosten der wachsenden Bedürfnisse am Kongo. Wenn Gott uns den Zugriff zu Seinem Portemonnaie erlaubt, entdecken wir, daß es elastische Seitenwände hat; und der Glaube ist die Kraft, die diese immer weiter auszudehnen vermag.

Später wurden noch zwei außergewöhnlich schwierige Regionen in Angriff genommen: die Länder der fanatischen Muslime in Zentralasien und in Arabien, wo die Arbeiter, allerdings zunächst ohne Erfolg, versuchten, mit den Beduinenstämmen umherzuziehen.

Vorbehaltloser, kindlicher Glaube an Gott, gegründet auf die Unfehlbarkeit des göttlichen Wortes kontrollierte und leitete Priscillas Entscheidungen. Sie hatte keinen »Second-Hand-Glauben«. Von Anfang an hatte sie sich völlig Gott überlassen. Wie sie damals, als junge Frau und mit einem ganzen, ereignisreichen Leben vor sich, nach China reiste, sagte sie: »Mir wurde der Paß mit den ernstesten Worten übergeben: »Dies ist keine Garantie für Ihre Sicherheit. Es kann Sie das Leben kosten.««

Danach hatte Priscilla die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß ihre Familie das begriff und kein Theater machte, falls sie sterben würde. Unter solchen Umständen brach sie damals auf. Der vor so vielen Jahren gepflanzte kräftige Schößling hatte jetzt starke, ausgewachsene Äste hervorgebracht. Ihr Glaube erstreckte sich auf alle Gebiete.

Priscilla hielt fest am Glauben und am Gehorsam, auch wo sie es nicht verstand. Sie arbeitete treu und vertraute auf Gott, daß Er alle Dinge zum Guten zusammenwirken lassen werde. Sie hätte auch die enttäuschte, einsame und verbitterte alte Lady spielen können; aber ganz im Gegenteil stand sie hundertprozentig hinter ihrem Mann. Sie sprach gut von ihm und arbeitete unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft zusammen mit ihm daran, daß seine Visionen Wirklichkeit wurden. Wo er unwissentlich Schwierigkeiten verursachte, sei es durch sein Alter, oder durch die Entfernung oder durch seine Charakterfehler, da glättete sie die Wogen und goß Öl ins Wasser. Unmögliches gab es für sie nicht. Bei allem verkündete sie mit nie

wankendem Glauben die ewige Treue und die Verheißungen Gottes – selbst angesichts der gewaltigsten Herausforderungen.

Lily Searle, eine begeisterte junge Missionarin erinnerte sich an Priscillas Liebe: Obwohl Priscilla stets sagte, was sie dachte und obwohl ihre Aufrichtigkeit bedrohlich wirken konnte, gewann doch ihre mütterliche und mitleidige Art die Herzen aller, die sie kannten. Lily sagte: »Sie überschüttete die Kandidaten mit Liebe und ›unnötiger‹ Güte. Sie tat alles, um das Leben angenehm zu machen. Mrs. C.T. wollte uns möglichst viel Schönes erleben lassen, damit wir uns daran erinnern konnten, wenn wir in den Kongo kamen.«

Priscilla ging es sehr um das Wohl jedes einzelnen Kandidaten. Sie unterhielt sich mit jedem persönlich, und ihre Briefe an die »hoffnungsvollen Fälle« waren voll Mut und Zuversicht. Wie ein Mensch mit gutem Gespür für lukrative Geschäfte ließ sie nie eine Gelegenheit ungenutzt verstreichen. Evelyn Crow, eine Studentin der Redcliffe Bibelschule war mit einem jungen Mann verlobt, der sich für den Dienst am Kongo entschieden hatte. Priscilla drängte auch sie, dorthin zu gehen und legte der nächsten Post gleich die Beitrittsformulare bei.

Priscilla führte ein intensives Gebetsleben. Spät abends oder früh am Morgen fand man sie im Gebet. Einmal las sie: »Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!« (Matthäus 9,38). Dabei wurde ihre Aufmerksamkeit auf die Worte: »Bittet« und »daß Er sende«, gelenkt. Sie fragte: »Ist das alles, Herr?« »Ja, kannst du das glauben?« »Ja.« Sie hatte Gottes Stimme vernommen, und nun war für sie die Sache klar. Sie würde beten und Gott würde handeln.

In der ganzen Missionsgesellschaft galt von da an das Gebet als das einzige Mittel, die richtigen Kandidaten zu finden und zu dem nötigen Geld zu kommen. Die Gebetsversammlungen sprühten vor Leben, wenn Priscilla am Harmonium sitzend ihre Siegeslieder anstimmte. Für die Missionsschüler waren diese Gebetsstunden die Höhepunkte der Woche. Mit großer Herzlichkeit leitete sie die Versammlungen. Während sie noch ihre Lorgnette zurechtrückte, öffnete sie ihre Bibel und ermahnte dann mit Inbrunst und Eifer, dem

Herrn zu vertrauen. Dabei berief sie sich auf Gottes Verheißungen und verkündete Seinen Sieg. So erzog sie die Zuhörer zu treuen Betern und Mitstreitern der Missionare im Kampf gegen die Mächte der Finsternis.

Priscilla war eine starke und mit vielen Gaben ausgerüstete Persönlichkeit. Bei all ihren Verpflichtungen fand sie auch noch Zeit, ihren Töchtern eine Mutter und später eine Großmutter zu sein. Allerdings entsprach Priscillas Mütterlichkeit nicht ganz den Bedürfnissen ihrer Töchter. Edith, eine etwas in sich gekehrte Persönlichkeit, hatte nie das Gefühl, ihre Mutter richtig zu verstehen. Es war eben zu wenig Zeit, um einmal nur der Familie zu leben.

Susan, Priscillas Enkelin, erinnerte sich ihres Aufenthalts im Haus Nr. 17. Durch die hohen Fenster betrachtete sie das Feuerwerk in der Nähe des Crystal Palace und sie genoß Omas abwechslungsreiches Essen. Priscillas irische Freigebigkeit kam in ihrer Gastfreundschaft so recht zur Geltung. Wie oft saß ein ganzes Heer von Gästen um ihren Tisch! Highland Road 17 war ein offenes Haus für die Diener Gottes aus aller Welt.

Edith und Pauline hatten beide ihr erstes Kind im Kongo bekommen. Priscilla muß mit ihnen gelitten haben, wenn sie an ihre Erfahrungen in China dachte. Wie jede Mutter, gab sie ihnen alle möglichen Ratschläge. Edith sagte: »Mutter dachte an alle Eventualitäten, sie gab mir sogar Ratschläge, wie ich mit einer Hasenscharte umzugehen hätte.« Weil die Familie auf den Kongo und England verteilt war, hatte Priscilla nie das Glück, Paulines erstes Kind auf den Arm genommen zu haben. Wie muß sie unter der Nachricht von dessen Tod gelitten haben. Nur im Gebet konnte sie Trost finden, wenn sie sich danach sehnte, Pauline in die Arme zu nehmen und ihr beizustehen.

Hochzeiten in der Familie waren immer durch die Abwesenheit eines Elternteils beeinträchtigt. Der Mangel an Familienzusammenhalt hätte für Priscilla ein Grund zur Unzufriedenheit sein können, aber sie fand in bemerkenswertem Maße Gnade, damit fertig zu werden und sagte: »Wir befinden uns im Krieg. Trennung gehört dazu. Gottes Krieg braucht Kämpfer.« Und wir wissen, welchen Preis

sie zahlte, wieviel sie darunter litt, aber sie lebte in den Leitlinien einer tapferen Entscheidung: Niemals sollten Verletzungen und Ungerechtigkeiten ihre Gemeinschaft mit Gott verdunkeln.

Der beständige Sieg in ihrem Leben war nur möglich, weil sie sich entschieden hatte, sich beständig in den Tod zu geben. Täglich bot ihr das Leben reichliche Gelegenheit zum Selbstmitleid oder zur Bitterkeit. Aber wie reagierte sie? Sie übergab sich ihrem Retter und konnte dann mit immer neuer Kraft Ihm und der Sache der Mission dienen.

Eine weltweite Mission bedarf weltweiter Unterstützung. Die amerikanische Sektion wurde durch Besuche von Alfred, Priscilla und der zweiten Sekretärin, Miss C. Brandon, gegründet. Nach anfänglichen Schwierigkeiten wurde der amerikanische Zweig höchst effektiv bei der weltweiten Aussendung von Missionaren.

Priscilla wollte so viele Sektionen wie nur möglich gründen, konzentrierte sich aber zunächst auf Australien, Neuseeland, Kanada und Südafrika. Miss Brandon ging nach Neuseeland und Australien und Priscilla folgte ihr. Fern der Heimat reiste sie monatelang von Stadt zu Stadt und forderte die Kirchen mit den Nöten einer verlorenen Welt heraus. In Australien reiste sie ungefähr 50000 Kilometer und in Neuseeland knappe 10000. Im ganzen hielt sie 272 Versammlungen. Am Ende jubelte sie – dreißig Leute waren der Mission beigetreten.

Alle ihre Reisen waren Glaubenswagnisse. Priscilla nahm nichts aus der Missionskasse und beanspruchte auch keine Reisevergütungen. Jede Etappe der Reise wurde im Glauben vollbracht. Sie sammelte bei den Versammlungen niemals Spenden ein, notierte aber sorgfältig alle empfangenen Summen und überwies sie vollständig an die Zentralen. Sie sagte: »Manche von euch mögen denken, ich würde mit Gold überschüttet – das ist aber durchaus nicht der Fall.« Alles Geld, selbst einige Pennies für eine Briefmarke oder der Preis für eine Fahrkarte, wurde an die Sektion in Melbourne gezahlt, um damit Kandidaten nach England zu schicken.

Sie predigte gewöhnlich zweimal täglich und schlief beinahe jede Nacht in einem anderen Haus. Die Tage verbrachte sie mit Bibelstu-

dium, Briefeschreiben, Vorbereitung und Gebet. Alle, die mit ihr zusammenkamen, erlebten sie als eine wunderbare Frau, voll Freundlichkeit und Einfühlungsvermögen. Niemals würden sie den WEC, oder seine so großartige Repräsentantin vergessen!

Nach Australien war Südafrika an der Reihe. Als sie aufgefordert wurde, dorthin zu gehen, hatte sie kein Geld für die Reise. Der Herr erinnerte sie dann an eine kleine Summe, die sie auf der Bank hatte. Sie sagte: »Ich mochte deshalb nicht mehr beten, Gott möge mir auf wunderbare Weise Geld geben.« Sie ging also und finanzierte die Reise selbst. Mit einem Schwung, als sei sie eine junge Frau, reiste sie fast 5000 Kilometer, besuchte acht Orte und hielt 59 Versammlungen. Die Sache lohnte sich, denn sie fand neunundzwanzig Bewerber.

Mit ganzer Kraft trieb sie die Mission an allen Fronten voran. C.T.s Briefe an sie waren voll Wehklagen über den Mangel an Arbeitern. So suchte sie unermüdlich neue Anwärter und wandte all ihr Talent daran, welche ausfindig zu machen, sie zu prüfen, einzuüben und sie dahin zu schicken, wo sie am besten einzusetzen waren.

Ohne jemals um Geld zu bitten, tat Priscilla mehr als alle anderen, um die Finanzlage zu verbessern. Durch Gottes Gnade hatte sie den Ruf, Geld machen zu können. Zeit ihres Lebens blieb das Geld äußerst knapp; aber das führte sie nur immer tiefer in den Glauben hinein. Sie redete im Glauben, sie betete im Glauben und sie erntete die Früchte des Glaubens.

In ihren jungen Jahren hatte sich Charles über ihre Versuche, alles für ihn zu organisieren, lustig gemacht. Jetzt wurde sie ihre eigene »first-class«-Organisatorin. Sie nahm die geschäftliche Seite der Mission in die Hand. Wie sie mit all der Korrespondenz, die über ihren Schreibtisch wogte, fertig wurde, ist ein Geheimnis, ganz abgesehen von den Briefbergen, die aus ihrer eigenen Familie kamen. Sie machte sich mit den kleinsten Details vertraut, sowohl bei der Korrespondenz wie auch in den Geldangelegenheiten. Ihre genaue Kenntnis aller mit der Mission Verbundenen, seien es Geldgeber, Helfer, Beter oder Anwärter, ist wahrhaft bewundernswürdig.

Am zehnten Jahrestag der Mission, 1923, zeigte Priscilla, wo ihre stärkste Begabung lag: Sie war eine erstklassige und machtvolle Predigerin. Alle Hörer in der Central Hall in London zog sie in ihren Bann, als sie über die »Lieder der Rettung« predigte. Das fing an mit Debora: »... dort sollen sie preisen die gerechten Taten des Herrn« (Richter 5,11). Dann erzählte sie »die wunderbare Geschichte einer wunderbaren Mission«. Sie fuhr fort mit dem Lied Moses: »... denn hoch erhaben ist er« (2. Mose 15,2). Dann kam das Lied Davids: »Denn mit dir werde ich gegen eine Schar anrennen, mit meinem Gott werde ich eine Mauer überspringen« (2. Samuel 22,30). Priscilla hätte den ganzen Nachmittag fortfahren können, von den Wundern Gottes zu berichten, die er als Antwort auf den Glauben gewirkt hatte. Sie illustrierte ihre Ausführungen mit wahren Begebenheiten und wie sie ihr Geld, ihre Häuser, Menschen und neue Missionsfelder erhalten hatten. Sie war gegen eine Schar angerannt. Sie war über Mauern gesprungen. Nichts konnte sie aufhalten. »Alles ist möglich, dem, der da glaubt« (Markus 9,23).

Priscilla drängte ihre Hörerschaft mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft:

»Spannt jeden Nerv, jeden Muskel in alle Richtungen! Laßt uns mit zehnfacher Anstrengung arbeiten, dann werden wir auch an Seele, Geist und Leib zehnfach belebt werden. Denn mein Gott wird uns zehnfachen Glauben schenken. Gott will, daß ihr zu einem Sprung ansetzt! Seid ihr bereit? Los, heute ist der Tag! ... Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und viel Frucht bringt. Die Welt braucht Menschen mit einer weltweiten Vision. Ich bitte euch, laßt sie euch heute schenken!«

Charles machte sehr deutlich, was er von dem Dienst seiner Frau hielt. Er sagte: »Ich wollte, meine Frau stünde hier neben mir auf der Kanzel, lieber als irgendein Mann, den ich kenne. Immer kann ich mich darauf verlassen, daß sie eine kraftvolle Botschaft Gottes verkündet. Nie habe ich eine Frau, und nur selten einen Mann so reden gehört wie sie.«

Priscilla hatte in diesem Wirbelwind kaum Zeit, an sich selbst zu denken. Wie ihr Mann hatte sie ihre eigenen Bedürfnisse ganz ans Ende ihrer Prioritätenliste gesetzt. Ihr Leben galt der Verherrlichung Gottes, und darum gab sie es mit Freuden hin. Ohne Zweifel trübten die Differenzen mit ihrem Mann ihre Freude, aber sie beeinträchtigten nie ihre Wirksamkeit. Sie diente ihrem Mann und der Mission indem sie mit allem, was sie war und hatte, Gott diente.

Im Jahre 1912 beschloß Priscilla, jetzt eine sehr resolute alte Dame von vierundsechzig Jahren, ihren Mann zu besuchen. Sie wollte ihn noch einmal sehen, bevor sie beide in die Herrlichkeit gingen, auch hoffte sie, ihn mit nach Hause zu bringen. Charles war weit entfernt davon, sich über ihren Besuch zu freuen, weil er – vielleicht unnötig – Angst um ihre Gesundheit hatte. Schließlich aber fand er sich mit der Angelegenheit ab. Zusammen mit Norman Grubb, dem Ehemann ihrer Tochter Pauline, kam Priscilla mit einigen weiteren Missionaren per Auto nach Ibambi.

Welch eine absonderliche Begegnung war das nach so vielen Jahren! Ein Ehemann und seine Frau, die in ganz verschiedenen Welten lebten, jedoch auf ein gemeinsames Ziel hin arbeiteten, standen sich gegenüber. Ihre verschiedenen Welten hatten sie zu verschiedenen Leuten gemacht. Priscilla, eine weltreisende, gebildete Missionsvorsitzende, traf einen Diener Gottes, der den Einheimischen völlig gleich geworden war. Er gehörte in den Kongo.

Priscilla war auf eine so gewaltige Veränderung bei Charles nicht vorbereitet. Sie sagte: »Er schien nur noch der Geist meines früheren Ehemannes zu sein – aber hinter seiner Gebrechlichkeit entdeckte ich einen seelischen und geistigen Riesen.« Sie blieb nur dreizehn Tage. Schnell wurden Sonderversammlungen anberaumt. Dann sprach sie auf ihre unnachahmliche Weise zu den Afrikanern, von denen ihr etliche dem Namen nach bekannt waren, weil sie viel für sie gebetet hatte. Gott segnete diese Zusammenkünfte außerordentlich, und Priscilla wurde zur bewunderten Attraktion. Von weit und breit kamen sie, um Bwanas Frau zu sehen.

Sie versuchte, C.T. mit nach Hause zu bringen, aber er weigerte sich beharrlich. Er wollte im Kongo sterben. Sie protestierte, sie

wollte nicht allein nach Hause zurückkehren. Aber Studd weigerte sich. Die Trennung war schrecklich – was konnten sie sich noch sagen? Schweigend gingen sie zu dem wartenden Auto. Sie stieg ein und blickte geradeaus nach vorne. Selbst als das Auto um eine Kurve fuhr, wandte sie sich nicht mehr um.

Am 5. Januar des folgenden Jahres ging diese tapfere Frau ein in die Ruhe ihres Herrn. Während eines Urlaubs bei engen Freunden in Spanien, wurde sie plötzlich krank. Am nächsten Tage schon ging sie in die Herrlichkeit. Der WEC verlor seinen Hauptarchitekten und Baumeister.

Es ist erstaunlich, was Gott durch solche erreichen kann, die Ihm ganz ergeben sind. Priscilla wußte, daß sie nichts ohne die Gnade Gottes tun konnte; aber wir sehen, was Gott durch sie tat. Ohne Priscilla hätte es keinen WEC gegeben. Der heilige Augustinus schrieb: »Ohne Gott können wir nichts tun. Ohne uns will Gott nichts tun.«

KAPITEL 27

»INCOMING FRIENDLY«

Im Vietnamkrieg wußten die amerikanischen Soldaten nie, wann oder woher der nächste Angriff kam. Bei Artilleriefeuer schrie der Ausguck durch die Lautsprecher: »Incoming!« Und jeder versuchte, sich so gut es ging, zu verbergen. Manchmal erscholl auch der Ruf: »Outgoing!« Dann war man erleichtert, wenn die eigenen Kanonen den Feind beschossen.

Ein alter Vietnamkämpfer erzählte, plötzlich habe einer gebrüllt: »Incoming friendly!« Was hatte das nun wieder zu bedeuten? In dem Wirrwarr des Kampfes beschoß die amerikanische Artillerie ihre eigenen Verbände. Das Furchtbare an der Geschichte ist, daß »incoming friendly« tödlich sein kann.

Die Anfangszeiten der jungen Mission waren bestimmt durch einen Dauermangel. Es fehlte an allem: an Geld, an Personal und an Vertrauen. So schienen alle möglichen Schwächen vorprogrammiert zu sein. Wer stark war, wurde noch stärker, wer aber schwach war, kapitulierte bald, weil ihm zuviel abverlangt wurde. Als der kalte Wind der Feindseligkeit und die Geschosse des »incoming friendly« die Heart of Africa Mission erreichten, fielen ihnen Dutzende von wohlmeinenden Missionaren zum Opfer. Kontroversen, Mängel, Krankheiten und Ernüchterung ließen sie straucheln, während sich eine Handvoll zu allem Entschlossener dagegen stemmte und weiterkämpfte. Was jetzt folgt, ist die verwirrende Geschichte von »incoming friendly«.

Damals, 1921, als Alfred nach Nala zurückgekehrt war, machte sich Studd auf die Reise nach Ibambi, um dort einen erstaunlichen geistlichen Hunger vorzufinden. Hunderte suchten den Herrn, und im nahegelegenen Imbai saßen 1500 Leute zwei Stunden in der Sonne, um das Evangelium zu hören und kamen auch immer wieder. Sie bauten ihre eigene Kirche mit 1250 Sitzplätzen. Studd hatte sein

Eldorado gefunden. Er machte Ibambi zu seinem neuen Hauptquartier und blieb bis zu seinem Tod dort.

Wieder versuchte Alfred, C.T. zu ermutigen, heimzukehren, traf aber auf taube Ohren. So ging es auch den Bitten des Heimatkomitees. »Wieso nach Hause gehen! Niemals! Gott hat mich geheißt, hierher zu kommen und nichts vom Weggehen gesagt!«

Studd meinte, seine Autorität werde in Frage gestellt, und wurde sehr mißtrauisch gegen Alfred. Dieser »ging die zweite Meile«, um Studds Befürchtungen zu zerstreuen. Er trat sogar als Mitbegründer zurück; aber Studds Vertrauen wiederzugewinnen, war beinahe unmöglich.

Isoliert und in der Meinung, weder vom Heimatkomitee noch von der eigenen Frau richtig verstanden zu werden, geriet er immer weiter in Verteidigungshaltung. Alfred versuchte alles mögliche, um ihm zu helfen, geriet aber nur selbst ins Kreuzfeuer. Anklagend schrieb Studd: »Immer sieht es so aus, als ob Alfred der Liebe ist und ich das Scheusal!« Obwohl er sehr mit diesem Problem rang, konnte Charles doch für geraume Zeit keinen anderen Stellvertreter als Alfred finden.

Während dieser nun mit Edith in England war, halfen Pauline und ihr Mann, Norman Grubb, ihrem Vater im Kongo. Nach Studds Tod leitete Norman das Heimatbüro der Mission und schrieb dann das Buch: »C.T. Studd, Cricketspieler und Pionier«. Er nahm dort eine ziemlich reservierte Haltung gegenüber C.T. ein. Pauline konnte das Verhalten ihres Vaters auch nicht begreifen, besonders, daß er sich während einer schweren Krankheit von einem anderen Missionar pflegen ließ und Norman und sie zu einer weit entfernten Station schickte.

Norman hatte auch seine Schwierigkeiten mit Studd und merkte schon bald, daß es unmöglich war, anderer Meinung zu sein und trotzdem mit ihm freundschaftlich verbunden zu bleiben.

Vielleicht hat der Schmerz über die zerrüttete Beziehung Charles veranlaßt, sich wieder Norman zuzuwenden. Die Dinge spitzten sich zu und C.T. brauchte einen, der ihn bei dem Komitee vertreten konnte. Er schrieb Briefe, organisierte und überredete, bis Norman

schließlich kapitulierte. Traurig begruben die jungen Eheleute ihr erstes Kind, Noel – Charles' Enkel – an seinem ersten Geburtstag, bevor sie den Kongo verließen.

Gewisse Orientierungspunkte sind während der letzten Lebensjahre Charles Studds deutlich auszumachen. Um sie aber richtig einzuordnen, muß man sie vor dem Hintergrund dieses Lebens eines leidenschaftlichen Eiferers für Gott sehen. Nie schreckte er davor zurück, sich und andere zum Kampf gegen die Mächte der Finsternis anzutreiben. Er lebte nur, um Seelen zu retten und das Evangelium in neue Missionsfelder zu tragen. Dies war sein einziger Lebensinhalt, dies fesselte seine Mitarbeiter und riß sie mit. Darin waren sich alle einig.

Als im Jahre 1924 eine Gruppe amerikanischer Missionare im Kongo eintraf, rührte ihr Erscheinen ein Wespennest lehrmäßiger Differenzen auf. Sie waren Calvinisten und die übrigen Arbeiter dort nahmen einen ganz entgegengesetzten Standpunkt ein. Studd hatte den calvinistischen Lehrsatz »Einmal errettet, immer errettet« nie akzeptiert. Er bestand darauf, die Heiligung des Lebens und der Haß gegen die Sünde müßten als Früchte der Buße beständig vorhanden sein, wenn man jemand abnehmen soll, er sei wiedergeboren. Es gab kein Mittel, um diese gegensätzlichen Ansichten zueinanderfinden zu lassen. Schon nach einigen Wochen gingen die Amerikaner, um anderswo zu arbeiten.

Wäre das das Ende der Angelegenheit gewesen, hätte sie kaum erwähnt zu werden brauchen; aber dadurch wurde das Heimatkomitee herausgefordert. Da hatte man das erste Kontingent amerikanischer Missionare entmutigt! Priscilla und Alfred hatten die USA besucht und viel Zeit und Mühe darauf verwandt, dort ein Büro zu errichten. Das Heimatkomitee neigte dazu, Studd deutlich die Schuld daran zu geben, die Sache falsch gemacht und verheißungsvolle Arbeiter und Spender abgeschreckt zu haben.

Es kam, wie man befürchtet hatte, und das gab dem Komitee gute Gründe, den Entscheidungen Studds zu mißtrauen. Er war ein Extremist. Sicherlich hätte ein Mann mit verbindlicherem Wesen hier eine ausgleichende Antwort geben können.

Priscilla hatte als Sekretärin des Komitees die schmerzliche Aufgabe, diese Gedanken ihrem Mann nahezubringen. Aus ihrer Sicht betrachtet kamen die Schwierigkeiten daher, daß Studd zu alt und zu krank sei und der Ruhe bedürfe.

Durch solche Vorstellungen erst recht in Rage gebracht, antwortete er Priscilla in so hitzigen Worten, daß sie sich innerlich immer weiter voneinander entfernten. Er lehnte es ab, zu solchen zurückzukehren, von denen er weder glauben mochte, daß sie ihn anerkannten, noch daß sie ihn liebten. Ganz und gar entmutigt konnte Priscilla kaum noch die Verantwortung tragen und wollte ihre Ämter niederlegen.

All das lastete schwer auf Studd. Müde, krank und viel zu alt, kämpfte er trotzdem weiter. Einmal, nach stundenlangem Predigen und Singen – er hatte eine wunderbare Tenorstimme – stand er auf, um den Segen zu sprechen. Da fiel er plötzlich wieder auf seinen Stuhl zurück. In einem Brief schrieb er davon: »Ich hatte eine Art Schlaganfall.« Er glaubte, damals, er habe nur noch kurze Zeit zu leben. Außerdem litt er unter periodischen Schmerzen und Schwellungen seiner Hände und Füße. Ein Jahr zuvor hatte ein Arzt eine vergrößerte Leber und teilweise Blutstauungen in der Lunge diagnostiziert. Aber Studd wollte auf sein Alter keine Rücksicht nehmen oder gar klein begeben. Seine Aufgabe war noch nicht erledigt.

Die nächste Hürde, die die zerbrechliche Missionsgesellschaft zu nehmen hatte, war die eigenartige Angelegenheit mit dem »DCD«.

Studd, immer ein wenig exzentrisch, liebte von jeher das Militärwesen. Er zitierte gern Rudyard Kipling und die kriegerischen Redensarten Shakespeares. Für ihn waren die großen Strategen der Weltgeschichte bewundernswerte Figuren, denen es nachzueifern galt. Die meisten seiner kleinen Schriften handelten vom Kämpfen und trugen auf den Umschlägen Bilder von Kriegerern, die mit gezogenen Schwertern auf den Feind losgingen. Studds ganzer Lebensinhalt war es, den Feind unter die Füße zu treten und der Herrlichkeit des Herrn Bahn zu brechen. Alles, was er schrieb, war wie Dornen für das Fleisch einer bequem dahinlebenden Christenheit.

«Komm endlich und reihe Dich ein unter die Frontsoldaten Christi, um zu ringen, zu kämpfen und zu beten, damit die Werke der Finsternis zertrümmert werden und wir in diesem guten Kampf den Sieg behalten. Ganz sicher ist es tausendmal besser, an der Front zu sterben, als in der Etappe zu überleben«, schrieb er.

Die abschließenden Worte in seinem bekannten Buch: »The Chocolate Soldier« sind wie Mörsergranaten, die in die schläfrige Kirche einschlagen:

»Komm, laß uns die verloren gegangene Seite des Christentums wieder aufrichten: den Heldenmut ... Christus selbst sagt: Willst du ein Drückeberger oder ein Kämpfer sein? Auf deine Knie, Kerl! Und an deine Bibel! Entscheide dich auf der Stelle! Die Zeit läuft dir davon! Hör' auf, Gott zu beleidigen! Was berätst du dich mit Fleisch und Blut! Laß dein lahmes Herumliegen und deine feigen Entschuldigungen! Melde dich als Freiwilliger! Lebe für Christus, sei ein Kämpfer, ein Mann Gottes, ein Hasardeur um Christi willen und ein Held!«

Er schrieb eine »Ordensregel« für solche Missionare und Bekehrte, die einen Eid oder Schwur folgenden Wortlauts unterzeichneten: »Hinfort kümmert mich alles andere einen Dreck (I Don't Care a Damn), außer der Verherrlichung Christi, dem Gehorsam gegen Gott und der Evangelisation der Welt.« So gründete er den DCD und verteidigte ihn hartnäckig, obwohl ihm von überall her das Mißfallen entgegenschlug. Es bereitete ihm ein sichtliches Vergnügen, die biedereren und kleinkarierten Leute zu schockieren. Die meisten Missionare unterschrieben, und auch die einheimischen Gläubigen gaben sich Gott mit neuem Ernst hin, wenn sie diesen Schwur »bis zum Tode« ablegten:

1. nicht die Ehe zu brechen,
2. nicht zu lügen,
3. niemanden zu hintergehen.

Furcht kam über sie, diesen Eid ja nicht zu brechen. Sünder kehrten von ihrer Weltförmigkeit um und gestandene Christen brachten ihr Leben in Ordnung. Leuchtende Augen, Gesang und frohe Herzen zeigten die Veränderung im Leben vieler Menschen an.

Ein Geist des Gebets ging durch die Versammlungen, und in Ibambi leitete C.T.s völlige Lebenshingabe die Missionare zu neuer und tiefer gegründeter Verbindlichkeit. Jeden Abend hielt er ab halb acht in seinem Haus eine Versammlung, die bis zehn Uhr dauern sollte; aber gewöhnlich wurde es sehr viel später. Dann lernten sie, was es bedeutet, ein »lebendiges Schlachtopfer« zu sein. So legte er ihnen Römer 12,1-2 aus und redete von den Glaubenshelden aus Hebräer 11. Er erklärte ihnen anhand von 1. Johannes 3 und 2. Korinther 5,17, wie absolut unmöglich ein Glaubender in der Sünde verharren kann. Dabei hatte er für theologische Probleme keine Zeit. Die Praxis allein zählte. Zu seinen Standardthemen gehörte Jesaja 35,8: »Und ein Weg wird dort sein, und er wird der heilige Weg genannt werden; kein Unreiner wird darüber hinziehen, sondern er wird für sie sein.«

Die Herausforderung des DCD schlug im Komitee wie eine Bombe ein. Studd verlangte nämlich, daß alle dort den DCD-Eid unterzeichnen sollten, weil nur »DCD-er« wahre Vertreter des »Kreuzzuges« sein konnten. Und je stärker die Opposition wurde, um so unachgiebiger wurde er. Norman Grubb reiste als Friedensunterhändler in den Kongo; aber weil er im Grunde mit Studd und dessen Ansichten eins war, nur dessen Art und Weise nicht für richtig hielt, unterzeichnete er schließlich selbst.

Studd schrieb ein Büchlein: »Das DCD«. In provozierender Sprache geschrieben und geschmückt mit einem gräßlichen Schädel und gekreuzten Knochen darunter, war es eine unpassende Darstellung dieses so wichtigen Themas. Man kann das Heimatkomitee verstehen, wenn es sich weigerte, dieses Büchlein zu veröffentlichen. Unbeeindruckt machte Studd weiter und druckte die Schrift privat.

Was eine etwas ungewöhnliche Episode hätte bleiben können, wurde zu einer Katastrophe. Verärgert wandten sich viele englische Christen von Studd und dem WEC ab. Das Komitee versuchte zu

retten, was in der Heimat noch zu retten war. Studd selbst hat nie begriffen, welche Verwüstung sein »incoming friendly« angerichtet hatte. Das Komitee war sich aber seiner immer zunehmend umfangreicheren Verantwortung bewußt und tat sein Bestes, um die durch das DCD angerichteten Schäden so gering wie möglich zu halten.

May Willson kam 1920 in Ibambi an und wurde C.T.s Sekretärin. Durch ihr Leben und Schaffen ganz in der Nähe dieses großartigen alten Mannes hatte sie beste Gelegenheit, seine Stärken und Schwächen in rechter Weise einordnen zu können. Er litt viel mehr unter Malaria als die meisten anderen, vielleicht, weil er ohne Moskitonetz schlief. Weil er oft an Atemnot litt, benutzte er nur eine Insektensalbe und schlief dann auf der Veranda, wo er »das Beste hoffte«.

May sagt: »Studd blieb bei all seiner Schwachheit uns allen ein großes Vorbild. Er gab sich völlig in seine Arbeit. Was immer der Herr von ihm verlangte, tat er.« Abends erlosch sein Licht als letztes, und morgens brannte es als erstes. Er verzehrte sich für seinen Herrn. Sein Beispiel beschämte alle. Trotz Alter und Gebrechen behielt er das frühe Morgengebet mit den Afrikanern bei und unternahm in einem Tragestuhl lange Nachtreisen, um in weit entfernten Dörfern zu predigen. So legte er weite Strecken zu Zeiten zurück, in denen sich kein Afrikaner auf den Weg gemacht hätte. Um aber ja keine Zeit zu verlieren, hatte er seine Bibel und sein Notizbuch auch dann stets bei sich.

Der letzte Streitpunkt, der dann auch zu offener Trennung führte, war Studds Morphinumabhängigkeit. Man muß sein Verhältnis zu dieser Droge im Kontext der Zeitumstände sehen, in denen er lebte. Die meisten Arzneikoffer enthielten damals Laudanum, ein Opiumderivat, und auch Morphinum und Chinin gehörte zur Standardausrüstung eines Afrikareisenden. Von früher Jugend an hatte sich Studd selbst »verarztet«, auch nahm er das Morphinum nicht heimlich, sondern spritzte es vor den Missionaren. Die Afrikaner nannten es »Bwanas Chinin«. Zur Rede gestellt antwortete er: »Ich habe sonst nichts gefunden, wodurch ich meiner Schmerzen und

meiner Schwachheit Herr werden kann, und was mir Kraft gibt, das Evangelium zu predigen.« Immer nur ging es ihm darum, auch die allerletzten Reserven für die vor ihm liegende Aufgabe zu mobilisieren. Weil Gefahr bestand, daß er den Arbeitern zur Last fallen konnte, die doch schon Arbeit genug hatten, so nahm er Morphium, ähnlich wie ein Diabetiker sein Insulin injiziert.

Er schrieb:

»Gott wirkt auf wunderbare Weise. Ich lag mit über 39 Grad Fieber im Bett. Draußen warteten viele auf mich. So gab ich mir eine Morphiumspritze. Ich ging hinaus und hielt die Versammlung, die fünf Stunden oder noch länger dauerte, kam fröhlich wieder und hatte überhaupt kein Fieber mehr ... Wenn Leute mit Gott in Ordnung kommen sollen, muß man schon zu erheblichen Opfern bereit sein.«

In eindeutigen medizinischen Situationen kann Morphium sehr hilfreich sein. Es ist ein kräftig wirkendes Schmerzmittel und wird C.T. geholfen haben, sein gewaltiges Arbeitspensum weiterhin leisten zu können. Morphiumabhängigkeit ist unter bestimmten medizinischen Indikationen auch nicht von vorn herein etwas Böses. Das Morphium befreite Studd meistens augenblicklich von seinen malariebedingten Kopf- und Herzschmerzen. Vielleicht glaubte er auch, damit ein Mittel gegen alle seine Leiden gefunden zu haben. Dazu gehörten auch schwere Gallenkoliken. Grubb jedenfalls vermutete das.

Ein wilder Entrüstungssturm brach los. Studd erklärte: »Ich habe niemals Morphium zum Vergnügen genommen.« Diese Aussage stimmt mit seinem Leben der Hingabe völlig überein. Seiner Tochter und seinem Schwiegersohn gegenüber sagte er immer wieder, daß er ohne dies Mittel nicht mehr in der Lage sei, sich aufrecht zu halten. Unbeirrt fuhr er ganz öffentlich fort, von dieser Droge Gebrauch zu machen und lehnte es ab, sich von den Verdammungsurteilen jener beeindrucken zu lassen, die weit entfernt im Wohlleben saßen und von seiner Not keine Vorstellung hatten. Offenbar waren

auch einige Missionare verunsichert. Sie liebten ihn wirklich und verlangten deshalb, er möge sich endlich zur Ruhe setzen. Gern hätten sie gesehen, wenn der alte Mann ginge, um dort bei entsprechender ärztlicher Pflege seine Gesundheit wieder herzustellen.

Studd schrieb an Pauline und Norman: »Ich habe die Dosen nicht erhöht. – Ich nehme nur soviel, wie ich benötige, um aktiv bleiben zu können.«

So ist es sehr wohl möglich, daß er seine Abhängigkeit unter Kontrolle hatte; allerdings ist der Patient selbst denkbar ungeeignet, in solcher Angelegenheit objektiv zu urteilen.

Betrachten wir seine Lebensführung, so weist nichts auf eine Drogensucht, wie wir sie heute verstehen, hin. Er vernachlässigte sein Äußeres nicht, und er hörte auch nicht auf zu arbeiten. Bis zum Schluß achtete er auf seine Kleidung, wenn sie auch noch so alt war, und nie ging er mit ungeputzten Schuhen. Alle, die viel mit ihm zu tun hatten, sagten, ihn habe stets das Flair eines Gentleman umgeben. Und arbeiten? Wenn überhaupt, war er eher ein »Workaholic« (dem die Arbeit eine Droge ist) in seinem unermüdlichen Dienst für Gott. C.T.s soldatischer Geist und seine Hingebung an Christus setzten einen so hohen Maßstab, daß Jim Grainger, ein neuer Missionar, sich fragte, wie er das jemals erreichen sollte. Die einheimischen Christen sagten: »Er arbeitet immerzu!« Sogar, wenn er zur Toilette ging, nahm er seine Bücher mit, und alle wußten, daß er dort auf dem stillen Örtchen Liederverse dichtete. Wenn er nachts aufwachte, war er sofort zur Arbeit bereit; denn alle Bücher lagen rings um ihn her. Dann langte er nach seiner Lampe, während ein handliches Brett quer vor seine Knie gelegt, den Schreibtisch bildete.

Während dieser Jahre vollendete er die Übersetzung des Neuen Testaments ins Kingwana. 1926 sagte er: »Ich bin fast mit dem Galaterbrief fertig. Gelobt sei Gott! Von Römer bis Offenbarung ist alles beieinander.«

Sein Ausstoß an Briefen war unglaublich. Er schrieb an alle Missionare auf den verschiedenen Stationen. Es waren Briefe, wie ein liebender Vater sie an seine Kinder schreibt. Jim Grainger sagte:

»Er begann seine Briefe mit: ›Mein lieber Junge!‹ und schloß mit: ›Dein Dich liebender alter Vater C.T.S.‹ Dazwischen waren Worte des Lobes für unseren Erretter und Ermutigungen, den Herrn mehr zu lieben und uns Ihm vollständiger auszuliefern. Sein Leben war ein leuchtendes Beispiel für diese Hingabe und beschämte uns durch seine Echtheit, wogegen unseres oft sehr oberflächlich wirkte. Er schrieb dann auch: ›Ich kann nicht mehr so viel schaffen wie die jungen Leute; aber doch noch mehr als solche, die überhaupt nicht hierher kommen! Gott weiß um meine Gesundheit, um mein Ruhebedürfnis und um all die anderen Dinge, die man für absolut notwendig hält, wenn man in dieser Gegend leben will. Ich bin aber sehr vergnügt, auch ohne sie und freue mich, ein Leben des Gestorbenseins führen zu können, das von dem unvorstellbaren Glück weiß, den Platz auszufüllen, den andere unbesetzt gelassen haben.«

Charles Studd verlangte von sich viel mehr, als ein Mensch normalerweise auszuhalten imstande ist. Er konnte nicht anders. Bis zum Tage seines Todes praktizierte er ein Leben völliger Selbstverleugnung. Er war, was er predigte – ein lebendiges Schlachtopfer.

Alfred kam nach Ibambi, um sich mit Studd wieder zu versöhnen. Ihre zerbrochene Beziehung verursachte dem WEC großen Schaden und ließ weiterhin Zweifel an Studds Führungsqualitäten aufkommen. Wie konnten diese beiden, die sich so herzlich geliebt hatten, so weit auseinander geraten?

Ein paar Tage lang bedachten sich die beiden mit höflichen Redensarten, dann aber kamen sie zur Sache. Studd wollte Alfred nicht im Heimatkomitee haben, weil er fürchtete, Alfred würde dort Grundsätze verraten, die ihm wert und teuer waren. Er wollte den dargebotenen Ölweig nicht annehmen. Aus seiner Sicht heraus hätte ihn Alfred um Vergebung bitten sollen. Aber dieser wußte überhaupt nicht mehr, womit er Studd gekränkt hatte.

Herbert Jenkinson, ein Missionar, den Studd wiederholt wegen seiner Treue und Loyalität erwähnt hatte, beobachtete, was hier vorging und wurde unbeabsichtigt mit hineingezogen. Tief betrübt

über das, was er gesehen hatte, ging er mit schweren Sorgen beladen nach Hause. Er hatte das Empfinden, einer aus Studds Familie müßte herkommen und für ihn die Verantwortung übernehmen, besonders auch, weil er wußte, daß C.T. Studd Morphium nahm. Er hatte selbst einmal gesehen, wie Studd sich spritzte.

Er schrieb an Norman Grubb. Der, von den vielen Problemen schier erdrückt, konnte ihm keine Antwort geben. Daheim kam immer weniger Geld zusammen, bis in jedem Telegramm nur noch stand: »Kein Geld eingetroffen!« Das DCD, die lehrmäßigen Streitereien und nun, wo alle Welt von Studds Drogenabhängigkeit wußte, ließen auch die letzten Unterstützungsquellen versiegen. Von der Familie blieben nur Norman und Pauline beim WEC.

Der Ernst der Lage zwang Norman an seinen Schwiegervater zu schreiben. Er erklärte ihm, das DCD und die Meldung, er nähme Morphium, brächten sie in endlose Erklärungs- und Rechtfertigungszwänge. Dann schlug er vor, C.T. solle auf eine schon früher gemachte Anregung eingehen und zugunsten von ihm und Pauline zurücktreten. Dadurch würde die Mission, von diesen Behinderungen befreit, fortbestehen können. Grubb schlug auch vor, DCD solle von jetzt an für: »Ich frage nichts danach, wenn ich für Christus sterbe«, stehen.

Einmal wurde auch eine Gesandtschaft zu ihm geschickt. Sie bestand aus zwei aufs Missionsfeld zurückkehrenden Missionaren, Buckley und Evening, und aus zwei Mitgliedern des Komitees, Roome und Thynne. Sie hatten vor, Studd zur Heimreise zu bewegen, und wenn sie keinen Erfolg hätten, sollte eine neue Missionsgesellschaft gegründet werden. Allerdings ist diese Gruppe nie bis zu Studd gelangt. Buckley und Evening reisten südwärts und blieben dann in der Provinz Stanleyville, wo sie mit Hilfe der Baptist Mission die Arbeit der Unevangelized Fields Mission begannen.

Das gesamte Komitee trat zurück und unterstützte sie. Diese Abspaltung zerriß den WEC. Später traten ihnen noch die Missionare in Brasilien und eine Gruppe aus dem Kongo bei.

Norman verhielt sich bewundernswert. Loyalität gilt viel vor dem himmlischen Richterstuhl. Obwohl er C.T. seine Einschätzung mit-

geteilt hatte, brachte er es nicht fertig, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen. Zusammen mit seinem Schwager, Colonel Munro, übernahm er als Studds Stellvertreter das Büro in Highland Road 17 und schaffte dort Ordnung. So konnte der WEC weitermachen.

Die spärlichen Überreste des WEC waren nun in Normans Händen. Der heutige WEC verdankt seine Existenz der unglaublichen Treue und der harten Arbeit Norman Grubbs.

Die Arbeit in Ibambi wurde durch das alles aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Herbert Jenkinson, Studds Stellvertreter im Kongo, trat mit seiner Frau, die Studd jahrelang liebevoll gepflegt hatte, zurück und schloß sich der UFM an. Studds derzeitige Krankenpflegerin Edith Paton ging auch mit ihnen fort. Es gab bei dieser Trennung keine Sieger – alle, sowohl die Gehenden wie auch die Bleibenden trugen schmerzliche Wunden davon.

Nur sechs Monate später ging Studd in die Herrlichkeit ein. Fleißig bis zum letzten Augenblick – er hatte kaum Zeit zum Sterben – ging der alte Kämpfer nach nur wenigen Krankheitstagen mit einem »Halleluja« auf den Lippen heim zu seinem Herrn.

Sturmwolken bedeckten den Himmel und äquatoriale Regengüsse durchnäßten die Träger, als sie seinen Leib zur Grabstätte trugen. Wie er es bestimmt hatte, war er in die DCD-Fahne gehüllt, als sein Sarg in die afrikanische Erde gesenkt wurde. Fast 2000 einheimische Christen sangen Loblieder.

Studd hatte kein feierliches Begräbnis gewollt. Diese Feier paßte zu dem alten Kämpfer, der nach vollendetem Werk in Frieden ruhen konnte.

Aus aller Welt wurde diesem Gottesstreiter Ehre und Anerkennung zuteil; aber keine Laudatio war höher zu schätzen als die von Alfred Buxton:

»C.T.s Leben steht vor uns wie der schroffe Felsen von Gibraltar – ein Zeichen für alle kommenden Geschlechter, daß es sich lohnt, alles, was diese Welt zu bieten hat, dranzugeben und alles in die zukünftige Welt zu investieren. Sein Leben wird für alle Zeit eine scharfe Zurechtweisung für alles seichte Christentum sein.

Er hat uns vorgemacht, was es heißt, Christus zu folgen, ohne die Kosten zu bedenken oder rückwärts zu schauen.

C.T. war in erster Linie ein geistlicher Kavaleriegeneral und hat in dieser Eigenschaft viele strahlende Siege errungen und die Ausbreitung des Evangeliums in einem Ausmaß vorangetrieben, das wir noch gar nicht ermessen können. Er war der Heldengeist und die apostolische Hingabe in Person, eben das, was dem Werke Christi nur allzu leicht verloren gehen kann.

Der Kavaleriegeneral kann nicht alle Fähigkeiten eines Verwaltungsbeamten haben; denn dann fehlten ihm die Eigenschaften, die nötig sind, um eine scharfe Attacke zu reiten. Diese schlichte Tatsache ist die Erklärung für jene Mängel, auf die einige hinweisen werden. Wenn es solche gegeben hat, so resultierten sie immer nur daraus, daß er seine einzigartigen Fähigkeiten zu weit getrieben hatte: seinen Mut in jeder Gefahr, seinen Entschluß, niemals zum Rückzug zu blasen, seine Überzeugung, daß er Gottes Willen tat, sein Glaube, daß Gott ihn durch und durch kannte, sein Mißtrauen gegen fleischliche Bemühungen und seine Bereitschaft, für Christus alles zu wagen. Von seinen Mängeln konnte man mit Froude sagen, der an Carlisle schrieb: »Das sind die Nebel, die um die Berge hängen.« Menschen, die keinen Nebel wollen, müssen sich mit der Ebene begnügen. Mich verlangt aber nach den Bergen. Es wird nicht lange mehr währen und alle Nebel werden verfliegen sein. Dann wird der Berg in seiner ganzen Großartigkeit in Erscheinung treten. Ich selbst verdanke ihm unendlich viel. Von ihm lernte ich, daß Gottes Ideal eines Heiligen nicht ein Mensch ist, der in erster Linie mit seiner eigenen Heiligung beschäftigt ist. Gottes Heilige sind zu fünfzig Prozent Kämpfer. Darum werden wir und Tausende mit uns niemals aufhören, Gott zu danken für das Kämpferleben, das er lebte und für den Heldentod, den er starb.«

Ein großer Mann hatte nun seinen Lohn empfangen. Er hatte ein Leben geführt, das Aufmerksamkeit erregte. Dabei wurden dann vielen sowohl seine Füße aus Lehm wie auch sein Herz aus Gold

offenbar. Aber an jenem Tage, als ihn der Himmel in sein ewiges Erbteil aufnahm, fiel das helle Licht auf sein Herz von Gold, wodurch er seinen Meister mit viel Frucht verherrlicht hatte.

KAPITEL 28

VIEL FRUCHT

Beide, sowohl Charles, wie auch Priscilla Studd, haben in der Geschichte der modernen Mission ihre Spuren hinterlassen. Beide besaßen sie die felsenfeste Entschlossenheit echter Pioniere. Niemals haben sie klein beigegeben. Was immer der Teufel ihnen in den Weg legte, oder welche »incoming friendlies« vor ihren Füßen explodierten, sie waren nicht zu erschüttern.

Studd war zunächst und vor allem ein Evangelist. Er beschäftigte sich nie mit der Gemeindebildung – das blieb der Gabe eines anderen Menschen vorbehalten. Sein Leben galt der größtmöglichen Ausbreitung des Evangeliums. Da erübrigt es sich zu sagen, was er hätte tun oder was er hätte lassen sollen. Er tat, wozu ihn seine Gaben befähigten.

Sein kriegerischer Charakter ließ ihn oft mit Leuten zusammenstoßen. Wie König David war er ein Mann des Krieges. Als David dem Herrn ein Haus bauen wollte, erlaubte ihm Gott nur, die Materialien bereitzustellen. Das eigentliche Bauen sollte er seinem Sohn Salomo überlassen. Charles Studd bereitete viel »Material« zum Bau des Hauses Gottes. Tausende von Schwarzafrikanern sind jetzt im Himmel, weil Studd und seine Helfer dem Herrn gehorsam waren. Als er sein himmlisches Erbe angetreten hatte, erlaubte Gott einem anderen, Seine Kirche zu bauen. Gerade so, wie der Herr Davids Herz angesehen hatte, tat Er es bei Charles Studd. Er sah ein Herz ganzer Hingabe und absoluten Gehorsams. Das war Gott viel wichtiger als Studds Charakterfehler. Der Herr belohnte ihn wegen seines Herzens.

Gott schreibt Geschichte, indem er sie an Personen festmacht. Das erste Buch Mose dreht sich um acht Personen. Die Bibel zeichnet Epochen und Zeitalter; aber immer steht jeweils eine Person im Mittelpunkt, die uns auch den Schlüssel zu ihrem Zeitabschnitt lie-

fert. Studd hat ganz gewiß Geschichte geschrieben unter Aufbietung all seiner Kraft und mit Strömen von Schweiß. Heute dient Innerafrika dem Herrn Jesus. Unzucht und schwarze Magie sind ganz und gar verschwunden.

C.T. hat sich niemals bequem einordnen lassen. Er war zum Gründermisionar bestimmt. Die Einzigartigkeit seines Herzens brachte ihn in eine Sonderstellung. Er eilte an Orte, die andere nicht zu betreten wagten und sagte: »Ich komme, um Deinen Willen, o Gott, zu tun!« Er stellte seinen Körper ganz zur Verfügung, dann konnte der Wille Gottes geschehen.

Unzählige sind die Schwierigkeiten der Weltevangelisation. Aber Schwierigkeiten weichen vor entschlossenen Männern, allerdings ist der Preis sehr hoch. Gott will nicht unser Partner sein, sondern Er will uns besitzen. Studd wußte, daß er mit dem Blut Jesu erkauft war. Nun hatte sein Besitzer die volle Verfügungsgewalt über ihn.

Charles Studd gab seinen irdischen Reichtum hin, erhielt ihn aber hundertfach erstattet zur Finanzierung seiner Mission. Solange er lebte, hat es ihm persönlich nie an Geld gefehlt. Gewöhnlich erhielt er Gaben zwischen 500 und 1000 Pfund, die er nach Bedarf verwenden konnte. Das meiste steckte er in seine Arbeit und zur Unterstützung anderer Missionare. Sein persönlicher Bedarf war minimal. Er kam bis zu seinem Sterbetag mit selbstgebauten Möbeln und Hausgeräten aus.

Studd hatte sich selbst schon zu Lebzeiten in den Tod gegeben, weil er von dem Grundsatz beherrscht wurde: Das Leben kommt nur aus dem Tode hervor. So scheint auch der Wunsch, im Innern Afrikas zu sterben, einem wohlbedachten Plan entsprungen zu sein. Studd sah sein Leben als ein Samenkorn, das, in die afrikanische Erde gelegt, hundertfache Frucht tragen würde. Seine eigenen Augen sahen noch die Treue Gottes. Der hundertfache Lohn begann zu fließen, als andere junge Männer und Frauen kamen, die freudig ihr Leben der Errettung der Verlorenen weihten und dadurch den Weg für neue Missionsfelder öffneten.

Seit C.T. und Priscilla zu ihrer Ruhe eingegangen waren, hat der WEC Missionare in mehr als vierzig Ländern in aller Welt geschickt.

Alles in allem arbeiten zur Zeit 1100 beim WEC. Aber damit nicht genug, wuchs aus dem WEC der Christian Literature Crusade mit 600 Mitarbeitern, die auch alle den Grundsätzen des Glaubens und der völligen Hingabe an Jesus folgen, wie es die Studds so beispielhaft taten. Außerdem muß noch die Unevangelized Fields Mission genannt werden, die aus der Spaltung hervorgegangen war. Sie leistete im Kongo bis zum Simbaaufstand Anfang 1960 eine vorzügliche Arbeit. Seither wirkt sie in fünf verschiedenen Ländern.

Heute sendet der WEC noch immer Männer und Frauen zu den bisher nichtevangelisierten Völkern der Erde. Und ihr Ziel ist weitere Ausbreitung, bis alle Stämme und Völker um den Thron Gottes stehen und das Lamm verherrlichen.

Wir tun gut daran, uns klarzumachen, daß Priscilla und Charles Studd Leute waren, die die gleichen Probleme wie wir hatten und genau wie wir handeln und empfinden konnten. Sie waren keine Superstars aus unerreichbaren Höhen. Ihr großes Werk sollte uns nicht bange machen. Wenn wir sie sehen, wie sie wirklich waren – gewöhnliche Menschen aus Fleisch und Blut, durch die aber Gottes Kraft wirken konnte – dann besteht kein Grund, warum Gott das selbe nicht noch einmal bewirken kann. Alles, was Er haben will, ist die Auslieferung unseres Lebens.

Denke nicht, du kämest nicht in Frage, weil dir die Gaben fehlen. Gott kann dich mit jeglicher Fähigkeit ausrüsten, um Seinen Willen zu tun. Erwinnere dich, C.T. war anfangs ein schlechter Redner. Seine Gabe entwickelte sich mit dem Gebrauch. Und obwohl er einen klugen Kopf hatte, war er doch kein besonders guter Organisator. Das war wieder Priscillas Gabe. C.T. blieb bis zuletzt sehr impulsiv. Das machte ihn oftmals unberechenbar; aber in Gottes Hand wurde er dadurch befähigt, alle Vorsicht in den Wind zu schlagen und mit Gott alles zu wagen.

Studds größter Aktivposten war seine leidenschaftliche, alles andere verschlingende Liebe zu Christus. Jesus kam immer an die erste Stelle. Er selbst und seine Interessen kamen stets vor aller Eigenliebe, aller Bequemlichkeit, allen weltlichen Gütern, ja auch vor allen menschlichen Bindungen.

In Gottes Hand war C.T. Studd ein Werkzeug des Herrn, das auf das Eigentliche reduziert – ohne Theater, Firlefanz und Träumereien – nur den einen Wunsch hatte, wirksam zu sein.

WICHTIGE DATEN IM LEBEN VON C.T. STUDD UND PRISCILLA:

Charles Thomas Studd, geboren am:	2. Dezember 1860
Bekehrt:	1876
Priscilla Livingstone Stewart, geboren am	28. August 1864
C.T. Trinity College, Cambridge:	1880
Kricket Karriere:	1880 – 1884
C.T. erhielt seinen Ruf nach China:	November 1884
Reise der Cambridge-Sieben nach China:	Februar 1885
Priscilla bekehrte sich in Irland:	1885
Mit 26 Jahren gab er sein Vermögen weg:	13. Januar 1887
C.T. heiratete Priscilla:	1888
Rückkehr von China:	1894
Dienste in den USA und in England:	1895 – 1900
Reise nach Indien:	1900
Wieder in Hyde Park Gardens:	1906
C.T. erhielt den Ruf nach Afrika:	1908
Erkundungsreise in den Sudan:	1910
C.T. reiste mit Buxton nach Afrika:	3. Januar 1913
Erste HAM-Missionsstation errichtet:	1913
Erster Taufdienst in Niangara:	1915
C.T. kehrte heim, um Missionare anzuwerben:	1916
Rückkehr zusammen mit Edith:	1917
Heirat: Edith und Alfred:	1917
Viel Segen am Ituri:	1919
Die Mission wurde WEC genannt:	1919
Norman Grubb und Pauline reisten zum Kongo:	1919
Priscilla reiste in die USA:	1920
Alfred kehrte zum Kongo zurück:	1921

Das amerikanische Büro wurde eröffnet:	1921
Zehnjähriges Bestehen der Mission:	1923
Beginn der Ausdehnung auf andere Felder:	1923
Priscilla reiste nach Australien und Neuseeland:	1924
Priscilla reiste nach Südafrika:	1925
Priscilla besuchte Ibambi:	1928
Priscilla starb in Spanien:	15. Januar 1929
C.T. starb in Ibambi:	16. Juli 1931

QUELENNACHWEIS

Archive:

Persönliche Korrespondenz vom Kuratorium des WEC International zur Verfügung gestellt

Archiv der Overseas Missionary Fellowship

Archiv Hudson Taylors mit wertvoller Unterstützung durch

A.J. Broomhall

Archiv der Africa Inland Mission

Persönliche Interviews mit:

Mr. und Mrs. Charles und Lily Searle

Miss Marjorie Cheverton

Mrs. May Willson

Mrs. Ida Grainger

Dr. Timothy Robson

Mr. Herbert Jenkinson

Lady Susan Wood, C.T. Studds Enkelin

Und in Zaire mit denen, die C.T. Studd gekannt haben:

Pastor Autani

Mama Utalo – Ibambi

Baba Singi – C.T.s Hausdiener

Mama Gbalanga

Pastor Kadobo

Pastor Manbenecobo

Pastor Dang, Pastor Udungu – C.T. Studds Übersetzer

Baba Mbenze

Baba Lutitu – in Nala

Pastor Mapuno – in Imbai, ein Mann mit einem strahlenden Gesicht